P.O. germ. 1243 h Satori N.

Agraffia und Fatime,

oder:

Die Folgen der Schuld.

Historisch-romantische Erzählung aus der Zeit Königs Siegmund III. von Polen.

Von

J. Satori.

Dritter Theil.

Braunschweig,
Verlag der Hofbuchhandlung von Eduard Leibrock.
1847.

Bayerische Staatsbibliothek München

405 Gx

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die Gräfin Ignatowski befand sich so unwohl, daß sie nicht an ihren Gemahl zu schreiben vermochte, um ihn zur Flucht zu überreden. Olga that es in ihrer Stelle, und beschwor ihren Vater in den rührendsten Ausdrücken, einem edelmüthigen Freunde, dessen Name weder ihr, noch ihrer Mutter bekannt sei, in allen Stücken zu folgen. Aber auch an diesen schrieb sie einige Zeilen, dankte ihm für seine gute Absicht, ihren Vater zu befreien, und fügte hinzu, daß sie täglich für dessen Wohlthäter beten wolle.

Diesen Brief nahm der Doktor gleichfalls mit sich, und die beiden durch die ihnen gewordene Nachricht Beglückten vermochten vor Freude kaum die Augen zu schließen.

Am folgenden Vormittage begab sich Herr Opacki in das Haus, welches sie auserwählt hatten, um von da aus den Gefangenen zu befreien. Zuvor

aber zog er in einem gegenüber befindlichen Laden Erkundigungen über den Eigenthümer davon ein, während er sich Maß zu einem Paar Stiefeln nehmen ließ, und durch die Aussicht auf einen guten Verdienst, welche er dem armen Manne eröffnete, der die Stiefel für ihn verfertigen sollte, ihn zur Gesprächigkeit stimmte; weshalb dieser denn auch erzählte, daß ihm gegenüber ein Maurergeselle wohne, der das alte baufällige Haus gekauft habe, um es bis auf die untere Etage abzubrechen, und diese, welche gegenwärtig auch ganz erbärmlich sei, besser für sich einzurichten, bevor er heirathe, wie er es vorhabe."

Der Maurergeselle war den Tag über nicht in seiner Wohnung anzutreffen. Nur am Abende fand er sich auf kurze Zeit hier ein, bevor er sich zu seiner Braut verfügte, und Herr Opacki mußte ihn daher vorsichtig in der Nähe seines Hauses erwarten, wohin er ihm gleich darauf folgte, und eben zu ihm in die Stube trat, als er sich bemühte, Licht anzuschlagen, um Feuer im Kamine anzumachen.

Erstaunt über des Fremden Zuspruch, ging er dem Eintretenden entgegen, und fragte ihn, was ihm zu Diensten stehe.

„Ich komme, eine Frage an Euch zu richten," gab ihm Herr Opacki zur Antwort, „nämlich, ob Ihr auf eine leichte Art funfzehn Dukaten, und nach

Beschaffenheit der Umstände auch wohl noch mehr, noch weit mehr verdienen wollt? Vielleicht sogar jährlich funfzehn Dukaten?"

„Auf eine leichte Art," sagte der junge Mann lächelnd, „das mag wohl sein; hättet Ihr aber gesagt: auf eine ehrliche Art, so wäre ich augenblicklich bereit gewesen, Alles zu thun, was Ihr von mir verlangen könnt; so aber muß ich erst fragen, was Ihr für einen Auftrag an mich zu richten habt?"

„Auch ehrlich ist die Art, wie Ihr viel Geld verdienen könnt," antwortete Herr Opacki, „sobald Ihr nur thut, was ich von Euch verlange."

„Nun, so laßt doch hören," sagte der Maurer.

„Es wünschen zwei Personen, Euch kann es gleichviel sein, wer sie sind, eine Zusammenkunft zu halten, ohne daß irgend ein Mensch es erfährt. Oder vielmehr sie wünschen, eine Nacht unter Eurem Dache zuzubringen, und werden Euer Haus am andern Morgen ganz in der Frühe wieder verlassen. Traut ihnen dieses Begehrens wegen nichts Böses zu; denkt vielmehr, daß eine Verkettung von Umständen sie verleitet, sich heimlich zu sprechen, und überlaßt ihnen eine Nacht Euer Haus. Ich stelle dann, wenn wir zu Euch kommen, wie ich schon gegen Euch erwähnt, Euch funfzehn Dukaten zu, und eben so viel erhaltet Ihr, wenn sie sich von hier entfernt haben."

„A ha, ich verstehe schon,“ sagte der junge Mann lachend, „es ist ein Liebespärchen, das verbotener Weise bei mir im Hause zusammenzukommen wünscht.“

„Glaubt, was Ihr nicht lassen könnt, und sagt mir nur, ob Ihr meinen Vorschlag annehmen wollt?“

„Von Herzen gern,“ antwortete der Maurer; „wann aber meinen sie zu kommen?“

„Ich denke in der morgenden Nacht,“ erwiederte der Doktor; „allein ich werde jedenfalls, wenn es dunkel geworden, herkommen, und Euch den näheren Bescheid bringen. Begreiflich aber darf kein Mensch davon erfahren, was hier vorgeht.“

„Kein Mensch,“ betheuerte der Maurer, „darauf gebe ich Euch mein Wort.“

„Wenn Ihr es haltet, und das Paar in der Folge Mann und Frau wird,“ sagte der Doktor, „so sollt Ihr jährlich, so lange es am Leben bleibt, funfzehn Dukaten am ersten Tag im Jahr ausgezahlt erhalten; das verspreche ich Euch.“

„Ach, lieber Herr,“ erwiederte der Maurer, „das wäre ein zu großer Lohn für so geringe Dienste.“

„Das zu beurtheilen, überlaßt mir“ entgegnete Herr Opacki, „und seid dagegen verschwiegen.“

„Verlaßt Euch darauf,“ sagte der Maurer.

„Und damit Ihr Vertrauen zu mir bekommt,“ versetzte der Doktor, „so nehmt hier zwei Dukaten auf Abschlag, die ich morgen nicht abziehen werde.“

„Ei der Tausend!“ rief der Maurer, „dafür bekomme ich einen ganzen Sonntagsanzug für meine Braut, und deshalb seht Ihr mich noch bereitwilliger, Euren Wunsch zu erfüllen.“

Herr Opacki konnte sich nicht länger bei dem Manne aufhalten, sondern mußte sich beeilen, zu dem Grafen Romanow zu kommen, der ihm das kleine Päckchen und einen Brief für den Gefangenen einhändigte.

Schon am Vormittage war er bei dem Reichskanzler, und hatte diesen gefragt, ob er nicht am folgenden Tag, noch vor Tische, dem Gefangenen ein kleines Päckchen nebst Brief, von seiner Gemahlin, zustellen wolle.

Der Reichskanzler hatte ihm das versprochen, und nun er diese Gegenstände von dem Grafen Romanow erhalten hatte, brachte er Jenem beide hin. Am Morgen aber gab er schon einem Tischler an, wie dieser das Brett zubereiten sollte, welches er am folgenden Tage, am Abende, wolle abholen lassen.

Der Reichskanzler hielt Wort; brachte dem Grafen Ignatowski das kleine Päckchen und den Brief, angeblich von dessen Gemahlin. Aber er entfernte sich gleich darauf absichtlich aus der Rüstkammer, weil er nicht wissen wollte, was sich in dem kleinen Päckchen, höchstens acht Loth schwer, befand.

Der Graf las mit zunehmendem Erstaunen den

Brief des Grafen Romanow, aber auch zugleich mit der höchsten Freude; denn war dieser in Krakau gegenwärtig, und nahm sich seiner an, so glaubte er sich gerettet.

Auch Olga's Brief erfreute ihn unendlich, und er besann sich keinen Augenblick, was er thun sollte; aber bis zur Ausführung des ihm vorgeschlagenen Planes war noch manche Stunde hin, und diese Zeit verlebte er in wahrer Todesangst.

Am folgenden Morgen begab sich Herr Opacki zu der Gräfin Ignatowski, zu welcher er sagte: „Gottlob, Alles ist nun zur Flucht Eures Gatten vorbereitet, und diese soll hoffentlich in der heutigen Nacht vor sich gehen, wenn nämlich der Himmel uns dazu seinen Segen nicht vorenthält. Ich würde Euch das nicht gesagt haben, um Euch nicht damit zu ängstigen, daß unser Vorhaben mißlingen könnte; aber Ihr werdet doch den Grafen, wenn gleich nur in einiger Entfernung, noch ein Mal sehen wollen, bevor er diese Stadt verläßt, und darum will ich Euch mittheilen, wie das angeht.“

„Ihr bleibt heute am Abende noch spät auf, und wartet ab, bis der Wagen hier vorüberfährt, in welchem Derjenige, der Euren Gemahl aus seiner Gefangenschaft befreit, diesen aus Krakau fortschafft, und zwar wird der Graf Ignatowski neben dem Kutscher auf dem Bocke sitzen. Das aber geschieht

nicht nur seiner größeren Sicherheit wegen, sondern auch, damit Ihr im Stande seid, ihn besser zu sehen, als wenn er im Innern des Wagens säße."

„Aber ist es denn nicht möglich, daß dieser hier einige Augenblicke still hält?" fragte die Gräfin mit einer Mischung von Schmerz und Freude: „Ich würde allenfalls hinab auf die Straße gehen, um ihn zu sprechen, oder auch nur seinen Händedruck zu empfangen."

„Wo so Viel auf dem Spiele steht, und verloren werden kann, wie bei dieser Sache," antwortete der Doktor, „darf Nichts gewagt werden. Denkt daran, was geschehen möchte, wenn seine Flucht zu früh entdeckt würde, was bei dem kürzesten Aufenthalte vor Eurem Palaste möglich wäre."

„Ihr habt Recht," sagte die Gräfin, „drückt ihm in meiner Stelle die Hand, und sagt ihm, daß ich um seinetwillen von meinem Verlangen abstehe. Aber — Olga — darf sie sich nicht wenigstens hinab auf die Straße begeben? Sie könnte da ihren Vater doch genauer sehen, als ich es im Stande sein werde, wenn Ihr mir nicht ein Gleiches gestattet."

„Ihr würdet Euch in der kalten Nachtluft einer Erkältung aussetzen," antwortete der Doktor; „denn ich halte Euch für sehr unwohl, und darf deshalb nicht meine Einwilligung dazu geben, daß Ihr Euer

Gemach verlasset. Allein Olga soll in der Nähe sich aufhalten, wenn wir ihren Vater befreien, und kann Euch dann später genau erzählen, wie es dabei zu ging.

Olga jubelte vor Freude über des Doktors Zusage, und dieser fuhr fort: „Heute Abend, wenn es völlig dunkel geworden ist, mag sie einen Mantel von dunkler Farbe umnehmen, einen dichten Schleier vor das Gesicht, und so mich erwarten. Sobald es sein kann, werde ich kommen, um sie abzuholen."

„O, mein Gott," sagte die Gräfin, „wie können wir je Euch vergelten, was Ihr an uns thut, mein theurer Freund!"

„Im Verhältniß sehr wenig gegen das, was ein Anderer für Euch wagt," sagte der Doktor.

„O, so sagt diesem Braven," versetzte Olga, „daß ich täglich den Segen des Himmels für ihn erflehen, und ihn, wenn auch ungekannt, lieben werde, wie außer den Meinigen keinen Menschen auf Erden."

„Ja, das schwört ihm in unserer Aller Namen," bat die Gräfin, und Pelagia Chemineffski, welche bei dieser Unterredung zugegen war, fügte schnell hinzu: „Auch von mir richtet ihm Dasselbe aus."

Der Doktor versprach es, und entfernte sich darauf.

Am Abende, als es schon spät war, holte Herr Opacki Olga, so wie er es versprochen hatte, ab, und brachte sie in das Haus des Maurer Lipski, der nur auf Beide gewartet hatte, sie in seine Stube führte, wo das Feuer im Kamine und ein Licht, auf dem Tische stehend, brannte, und dann aus seiner Wohnung sich entfernen wollte. Allein, bevor das geschah, händigte der Doktor ihm erst funfzehn Dukaten ein, und versprach, abermals so viel auf den Tisch zu legen, bevor er sich mit seiner Begleiterin aus dem Hause entferne; den Schlüssel davon aber unter den Stufen zu verbergen, über welche man nach der Straße gelangte.

Lipski eilte darauf freudig gestimmt aus dem Hause, und Olga befand sich nun mit dem Doktor allein in einer kleinen, aber nicht ganz ärmlich eingerichteten Stube. Jedoch nicht lange, dann brachten die Leute von dem Grafen Romanow das Brett, welches dieser, nach der Angabe des Herrn Opacki, von dem Tischler hatte abholen lassen, der es zur Ausführung ihres Planes zugerichtet hatte, ohne zu wissen, zu welchem Zwecke. Auch die Stricke brachten die Diener des Grafen mit, welche ihnen nöthig wären zur Ausführung ihres Vorhabens.

Olga mußte allein in der Stube bleiben, indessen Herr Opacki den Leuten vorleuchtete, welche das

Brett nach oben trugen, ohne eine Ahnung davon zu haben, was weiter damit geschehen sollte. Darauf öffnete sich abermals die Thüre, und Graf Romanow, der bis dahin noch Manches zur Flucht seines Freundes vorbereitet hatte, schlich nun in das Haus, dessen Eingang er hinter sich verriegelte.

Herr Opacki hatte ihn bereits erwartet, und begab sich mit ihm die Treppe hinauf, in eine unbewohnte Stube, die offen stand, und von wo aus sie den Gefangenen befreien wollten.

Indem sie dazu die Vorbereitungen einleiteten — nachdem sie die Diener des Grafen, auf deren Verschwiegenheit er sich verlassen konnte, zurückgeschickt, und dieser ihnen anbefohlen hatte, ja gleich nach Mitternacht mit seinem Wagen wiederzukommen — befanden sich zwei Personen in einer äußerst peinlichen Lage. Es waren dieses aber Olga und deren Vater.

„Dieser, welcher begreiflich auf Alles Acht gab, was sich dem Schlosse gegenüber, in dem ihm bezeichneten Hause zutrug, hatte bereits gleich, als er den Zuspruch seines Gefangenwärters nicht mehr zu befürchten brauchte, wie gewöhnlich, die Thüre verschlossen, welche in das Gemach führte, worin sich die Wache aufhielt, und die Eisenstäbe mit der ätzenden Flüssigkeit benetzt.

In der Zwischenpause, bis das zum zweiten und

dritten Male geschehen konnte, worauf es erst möglich war, sie abzufeilen, stellte er nun Betrachtungen an, wie weit sein Freund mit der Einleitung zu seinem Vorhaben möchte fortgeschritten sein, und bemerkte nun, daß man Licht in die obere Etage jenes Hauses brachte. Er nahm ferner wahr, daß man ein Fenster öffnete, daran verweilte, und es wieder schloß, worauf auch das Licht verschwand.

Was hatte der Umstand zu bedeuten? Freilich, es waren noch beinahe zwei Stunden bis zu der Zeit hin, wo man das Wagniß, ihn zu befreien, unternehmen konnte, und damit suchte endlich Graf Ignatowski sich zu beruhigen, der nicht wissen konnte, daß sein Freund noch einmal nach der Behausung seiner ehemaligen Amme zurückgehen mußte, um noch mehr Werkzeuge herbeizuholen, wodurch sie die schmale Fensteröffnung erweitern konnten, durch welche sie unmöglich das Brett schieben konnten, ein Umstand, den sie nicht vorhergesehen hatten, indem sie nur in dem Hause selbst sich überzeugen konnten, von welchem Fenster aus die gerade Richtung hinüber nach dem Schlosse, oder vielmehr nach der sogenannten Rüstkammer ging, weshalb sie auch erst jetzt ihren Irrthum erkannten, und einsahen, daß sie sich eine Treppe höher, auf einen Boden des Hauses begeben, und hier eine kleine Kammer zur Ausführung ihres

Planes benutzen mußten, deren Fenster keinen Menschen durchgelassen hätte.

Der Umstand war nicht dazu geeignet, ihnen Muth einzuflößen, und besonders Herr Opacki wurde stutzig, als er auf dieses Hinderniß ihres Planes stieß; allein der Graf ward in seinem Vorsatze nicht wankend, sondern beeilte sich, schnell die nöthigen Maßregeln zur Ausführung desselben zu ergreifen.

Olga wußte zwar, daß jetzt noch die Zeit nicht eingetreten, wo ihr Vater befreit werden konnte; auch, daß ihr unbekannter Wohlthäter und Herr Opacki zu dringend mit der Vorbereitung zur Ausführung ihres Planes beschäftigt waren, als daß sie ihr auch nur eine Minute schenken konnten; es ward ihr aber doch zuweilen recht unheimlich zu Muthe, und sie zitterte wie im Fieber, indem sie sich in der ihr völlig fremden Umgebung umsah. Um so mehr erfreut fühlte sie sich also, als Herr Opacki unerwartet zu ihr in die Stube trat, und sich so lange bei ihr aufhielt, bis Graf Romanow zurückkehrte. Allein ihre Fragen beantwortete er ihr darum nicht der Wahrheit gemäß, vielmehr vertröstete er sie auf die Zukunft, welche jedes Räthsel ihr lösen würde; denn so wollte es Graf Romanow. Sie sollte nicht eher etwas Näheres erfahren, bis ihr Vater aus seiner Gefangenschaft befreit wäre.

Es war schon kurz vor Mitternacht, als der

Graf zurückkehrte, und seinen vertrautesten Diener mitbrachte, weil viele Stärke dazu gehörte, das schwere Brett so lange an dem Hause hinabhängend zu halten, bis es oben an dem Fensterkopfe befestigt war, worauf man es erst vermittelst Hebel, die unten mit spitzen Haken versehen waren, worauf das Brett sich zu stützen vermochte, in eine gerade Richtung, und in dieser hinüber nach dem Fenster der Rüstkammer zu bringen vermochte.

Während sie sich damit beschäftigten, sprachen sie kein Wort; denn eine wahre Seelenangst fesselte ihre Zunge, indem sie daran dachten, daß nun ein so entscheidender Augenblick nahe sei, wo alle ihre Hoffnungen entweder gelingen, oder auch scheitern konnten.

Endlich war das schwere Werk vollbracht; der Gefangene hatte das Brett erfassen können; er befestigte es an den Eisenstäben, die er zu diesem Zwecke hatte stehen lassen, und nun — ja nun schob er sich langsam zu ihnen hinüber.

Welches Wagniß! Wie leicht konnte es mißlingen! Die Eisenstäbe durften nur nicht mehr stark genug in der Fensterbrüstung der Rüstkammer befestigt sein; sie durften ausbrechen, und der Gefangene war verloren. Er stürzte dann in den Stadtgraben hinab, und war aus dem Moder desselben nicht zu retten. Oder — er bekam einen Krampf in die

Hände, mit welchen er sich angestrengt, so wie mit den Füßen, anklammern mußte, ließ los, und stürzte gleichfalls hinunter. Oder er wurde von einem Schwindel befallen, wenn er unwillkürlich hinabblickte nach dem Graben, und sah, wie weit er davon entfernt — oder — ach, wer hätte alle die Unfälle berechnen können, welche die glückliche Ausführung ihres Vorhabens verhindern konnten, wenn Gott es nicht mit seinem Beistande unterstützt hätte, wie der ja überhaupt bei Allem, was wir unternehmen, das Beste durch seinen Segen für uns thun muß. Aber dieser Segen des Himmels ward ihnen zu Theil; die Vaterhand dessen, der helfen kann, wenn er will, beschützte den Grafen Ignatowski, seinen Freund Romanow desgleichen, der sich ihm entgegenschob, ihn darum eher erfassen und mit einer Hand ihn nach sich ziehen konnte, während er mit der andern sich festhielt, und dann behutsam rückwärts mit seiner kostbaren Beute zurückkehrte. Kaum aber befanden sie sich außer Gefahr — das heißt in der Dachkammer, so verlor Graf Ignatowski die Besinnung.

Sie hatten es erwartet, daß so ein Fall eintreten könnte, und die nöthigen Belebungsmittel mitgebracht. Herr Opacki suchte daher den Ohnmächtigen zu ermuntern, während Graf Romanow das Brett ablös'te, welches darauf zurückschlug, und an der

Schloßmauer bis beinahe an Stadtgraben hinabhing, ohne daß dadurch ein recht lautes Geräusch entstand, weshalb auch Niemand im Schlosse es wahrnahm.

Am folgenden Morgen fand man es, und nun glaubten Alle, der Gefangene habe sich daran hinunter gelassen, und sei, unten angelangt, mit Hülfe Anderer entkommen; denn Herr Opacki blieb so lange in dem Hause, bis der Maurer, wie er es versprochen hatte, in aller Früh kam, und auf des Doktors Geheiß die beschädigte Mauer, um das Dachfenster herum, wieder herstellte, wofür er abermals eine sehr reiche Belohnung bekam, und dadurch gänzlich zufriedengestellt, dem ganzen Vorfalle in seinem Hause nicht weiter nachgrübelte.

Indessen oben die Befreiung ihres Vaters vor sich ging, was sie wissen konnte, weil schon der Wagen vorgefahren war, der ihn weiter bringen sollte, lag Olga auf ihren Knieen, und flehte zur Vorsehung um das Gelingen eines Vorhabens, dessen Mißglücken gewiß ihren beiden Eltern das Leben kostete; denn sicher überlebte ihre Mutter nicht die Hinrichtung ihres Gemahls.

Bei diesem Gebete waren aber begreiflich abwechselnd ihre Gedanken auch auf den Gegenstand gerichtet, um dessentwillen sie zugleich eine unsägliche Angst empfand, die sie zittern machte wie im Fieber, und ihr Ohr lauschte auf jedes Geräusch, das sie von

oben herunterschallend vernahm; denn Herr Opacki hatte die Thüre der Stube, worin sie sich befand, nur angelehnt, als er dem Grafen Romanow entgegengeeilt war.

Endlich hörte sie, daß einige Personen langsam die Treppe herunter kamen. Befand sich ihr Vater unter ihnen? Mit welcher Todesangst begab sie sich an den Ausgang der Stube. Sie mußte sich an der Thüre derselben festhalten; aber als sie ihn bei dem Scheine der Laterne sah, womit Herr Opacki ihm vorleuchtete, während er, auf den Arm des Grafen Romanow gelehnt — weil er sich von der überstandenen Angst noch sehr ermattet fühlte — ihm folgte, kräftigte sie die Freude, und sie vermochte ihm entgegenzueilen. An seinem Herzen ruhend, weinte sie heftig; denn die höchste Freude ist im ersten Erguß derselben dem Schmerze verwandt. Ihr Vater aber war völlig betäubt von dem ihm widerfahrenen Glücke, und konnte nicht aufhören, seine geliebte Tochter zu herzen, nachdem er sich nur erst wieder von der überstandenen Lebensgefahr einigermaßen erholt hatte. Dabei aber erkundigte er sich wiederholt nach dem Befinden seiner Gemahlin, weil er befürchten mußte, daß dieses nicht befriedigend sei, weil sie sonst gewiß gleichfalls zugegen gewesen wäre, um ihn nach seiner Befreiung zu umarmen.

Graf Romanow hatte sich zurückgezogen bei diesem Wiedersehen, und Olga nur so beobachtet. Mit einem Gefühle, dem er nicht gebieten konnte, hatte er auf sie geblickt, als sie vor Freude weinte und wieder lachte, als sie wie ein Kind that, und es war ihm unmöglich, sie dabei zu stören, obgleich er die Nothwendigkeit einsah, ihr den Vater zu entreißen, um ihn vollends in Sicherheit zu bringen, woran endlich Herr Opacki ihn erinnerte, als Olga eben von den Ihrigen erzählte. Er trat ihr daher näher und suchte, indem sie ihn erkannte, in ihren Blicken zu lesen und zu erforschen, welchen Eindruck es auf sie machen würde.

Er konnte damit zufrieden sein; denn ihr Auge belebte sich durch Zeichen von Freude, indem sie auf ihn zueilte, seine Hände erfaßte, diese, bevor er es verhindern konnte, an ihre Lippen drückte, und unter schnell hervorstürzenden Thränen zu ihm sagte: „Ihr, Graf Romanow, habt uns den geliebten Vater erhalten? Ach, dafür kann ich — dafür können meine Mutter — dafür meine Geschwister Euch nie genugsam danken! Nur Gott vermag Euch für die uns durch Euch erzeigte Wohlthat zu belohnen. Aber beten will ich für Euch, und Euch so innig lieben, als wäret Ihr mein Bruder. Mein Leben könntet Ihr von mir fordern, und ich wollte freudig es hingeben, vermöchte ich das Eurige damit zu retten."

Der Graf konnte nicht mehr länger gegen sein Gefühl kämpfen; vom Drange der Liebe überwältigt, zog er Olga an sein Herz, drückte einen langen Kuß auf ihre Lippen, und legte sie dann in die Arme ihres Vaters, indem er sagte: „Nehmt Abschied von diesem engelsguten Wesen — denn wir dürfen nicht mehr länger hier verweilen.“ Zu Olga aber fuhr er fort: „Ihr sollt bald Nachricht von Eurem Vater erhalten, meine theure Olga, und zwar durch unsern Freund Opacki, der Euch sagen wird, wohin ich ihn bringen will. Zählt fest auf mich; denn ich werde sein Leben mit dem meinigen beschützen.“

Während sich Vater und Tochter umarmten, flüsterte Herr Opacki noch dem Grafen Romanow zu: „Warum habt Ihr jetzt den rechten Zeitpunkt vorübergehen lassen, ohne ihn zu nützen? Olga hätte Euch gewiß ihre Hand zugesagt.“

„Ich glaube es,“ erwiederte der Graf gleichfalls leise; „aber es wäre unedel von mir gehandelt gewesen, hätte ich Vortheil aus ihrer Dankbarkeit ziehen wollen. Nein, auf solche Weise will ich nicht zu dem Besitze ihrer Hand gelangen. Doch — wo ist der Rock, den mein Freund über seinen Anzug streifen muß?“

„Hier,“ antwortete der Doktor, und reichte dem Grafen das verlangte Kleidungsstück.

Dieser nöthigte Olga's Vater, einen weiten, unan-

sehnlichen Ueberrock anzuziehen, und dann noch eine Mütze aufzusetzen, die ihm den größten Theil des Gesichtes bedeckte, worauf er ihn mit sanfter Gewalt mit sich fortzog aus dem Hause, indem er ihm leise zuflüsterte: „Gebt gut Acht, wenn Ihr an Eurer Wohnung vorüberkommt; denn Eure Gemahlin befindet sich am ersten Fenster ihres Schlafgemaches.“

„Mein Kind,“ sagte nun noch Graf Ignatowski, „gieb diesen Brief Deiner Mutter, und sage ihr, daß sie unter allen Umständen die Bitte erfüllen soll, welche er enthält.“

„Euer Wille ist ihr ja von jeher heilig gewesen,“ sagte Olga, und der Graf umarmte sie dabei zum letzten Male; darauf aber verließen sie das Haus.

Gleich nachher vernahm sie, daß der Wagen des Grafen Romanow die Straße entlang rollte, und kehrte zurück in die Stube, wo sie sich auf einen Schämel niederließ, und heftig weinte.

So fand sie noch Herr Opacki, als er von der Begleitung der beiden Freunde zurückkehrte, und ließ ihr keine Zeit, ihrem Schmerze weiter nachzuhängen; vielmehr forderte er sie auf, mit ihm nach dem Palaste ihrer Eltern sich zu begeben, weil er schnell wieder in das Haus, wo sie sich eben aufhielten, gehen müsse, um den Eigenthümer desselben hier zu erwarten. Olga befolgte also so eilfertig wie möglich des Doktors Begehren, und dieser brachte sie

nach ihrer Wohnung, worauf er seinen früheren Vorsatz ausführte, und später die Freude hatte, zu sehen, daß Niemand die Erweiterung des Fensters oben in der Dachkammer bemerken konnte, indem der durch die Belohnung dafür sehr erfreute Lipski seine Sache ganz vortrefflich zu machen wußte.

Olga fand ihre Mutter in den Armen ihrer Freundin Pelagia Chemineffski, mit Freude und Schmerz kämpfend. Diese Aufregung aber beruhigte sich einigermaßen bei Olga's Mittheilungen; indem die Gräfin erfuhr, wer ihren Gemahl gerettet, und wie Graf Romanow selbst sein Leben dabei gewagt, was Herr Opacki Olga genau mitgetheilt, als er sie zu Hause begleitet hatte; denn sie kannte des Grafen Romanow Edelmuth, seine Charakterstärke, und hoffte darum, daß er im Stande sei, ihren Gemahl zu beschützen. Sie verrichteten also nur noch ein gemeinsames Dankgebet, und begaben sich darauf zu Ruhe; aber zu schlafen vermochten sie nicht.

Am folgenden Tag, in aller Früh, wurde die Flucht des Grafen Ignatowski bekannt, und jetzt zeigte sich deutlich, wie sehr er von dem Volke, namentlich von der Bürgerschaft von Krakau, geliebt wurde; denn es entstand unter ihr, an allen Orten, wo man von dieser Begebenheit sprach, ein allgemeiner Jubel, und darum wurden die Anstalten, um seiner wieder habhaft zu werden, von allen Seiten

gehemmt. Ja sogar die königlichen Beamten, welche allenthalben Nachforschung anstellen, und besonders seinen Palast, so wie auch Gayrozany untersuchen mußten, gingen dabei so lau zu Werke; sie verfuhren mit solcher Saumseligkeit bei diesem Geschäfte, daß die Flüchtigen einen weiten Vorsprung gewannen, mithin in Sicherheit gelangten; denn sie waren, ohne angehalten zu werden, aus der Stadt gekommen, weil man überhaupt nur Diejenigen zur Rechenschaft zog, woher sie kamen, und was sie vorhatten, welche nach Krakau wollten.

An seine Gemahlin hatte Graf Ignatowski geschrieben, daß sie sich gleich nach ihrer Genesung nach Beztroski begeben möchte, indem von dort aus eher insgeheim ein Briefwechsel zwischen ihnen stattfinden könnte. Auch meinte er, daß es ihr dort wohler wäre, wenn sie nicht weiter Personen bei sich sehen dürfte, die es zum größten Theil weder mit ihm gut meinten, noch mit ihr, und sich nur bei ihr einfanden, weil die Neugierde sie dazu antrieb.

Die obwaltenden Verhältnisse nöthigten die Gräfin allerdings dazu, daß sie den Willen ihres Gemahls befolgte, den sein Freund nach Beschaffenheit der Umstände, entweder in einem Schlosse, welches er für gewöhnlich bewohnte, verborgen halten, oder über die Grenze nach Rußland bringen wollte. Allein besonders ungern schied sie von Gayrozany,

und dachte nur mit Wehmuth daran, daß sie vielleicht dazu genöthigt sei, es für immer zu verlassen; denn an diesem Orte hing ihr Herz mit besonderer Vorliebe.

Die Königin erfuhr gleich nach der Flucht des Grafen Ignatowski, durch ihre Anhänger, die Stimmung des Volkes, und hielt es für zweckmäßig, seine Gemahlin gegenwärtig wenigstens nicht auffallend zu kränken, damit sich erst die Gemüther beruhigen sollten von ihrer Freude, ihn befreit zu wissen, bevor sie neue Rachepläne in Bewegung setzen konnte. Die Gräfin erholte sich also zusehends und immer mehr, als Herr Opacki einen Brief von dem Grafen Romanow erhalten hatte, worin einer von diesem, an Olga gerichtet, eingeschlossen war, und worin er dieser so versteckt, daß nur sie es verstehen konnte, mittheilte, daß ihr Vater nun durch ihn vollständig gerettet worden sei.

Sie hatten nämlich verabredet, daß sie nur auf diese Weise einander erst Mittheilungen wollten zukommen lassen, und so ward denn ein Briefwechsel zwischen ihnen eingeleitet, der nie wieder abbrach.

Der Palast des Grafen Ignatowski wurde nach dessen Flucht genau durchsucht, und alle Bewohner desselben vernommen, weil man hoffte, von Einem

von ihnen etwas über ihn zu erfahren. Allein ohne eine vorhergegangene Verabredung, stellten sie sich völlig unwissend, obgleich sie vermuthen konnten, daß Herr Opacki dabei betheiligt gewesen, indem er öfter als gewöhnlich, in der letzten Zeit, zu der Gräfin gekommen war, auch einige Male noch in später Nacht.

Dieser angestellten Verhöre wegen mußte auch Agrassia das Vorgefallene erfahren, der man ihres Vaters Gefangennehmung noch bis dahin verheimlicht hatte, und als sie es hörte, saß sie gleichsam erstarrt vor Schrecken da. Dieser Zustand veränderte sich aber auch in der Folge nur selten in kurzen Zwischenräumen. Dann sprach sie kein Wort, starrte vor sich hin, und es zeigten sich sogar zuweilen Spuren von Abwesenheit des Geistes bei ihr, die sich später öfter wiederholten. Jedoch fiel sie Niemandem lästig während dieser Periode, sondern sah nur, in Gedanken verloren, vor sich hin auf eine Stelle, und seufzte zuweilen, daß es recht kläglich anzuhören war.

Bei dem Verhöre selbst, das man mit ihr, wie mit den Uebrigen anstellte, gab sie keine Antwort, und weil man bald ihren Gemüthszustand erkannte, so entfernten sich die Beamten des Königs aus ihrem Zimmer und, indem sie sich auch sonst nicht befrie-

digt fühlten, auch gleichfalls aus dem Palaste des Grafen Ignatowski.

Als dessen Gemahlin sich so weit erholt hatte, daß sie eine Reise antreten konnte, traf sie dazu Anstalten, weil es ihr endlich unerträglich fiel, täglich Besuch von Personen zu empfangen, von welchen sie zum Theil mit Gewißheit annehmen mußte, daß sie ihnen zu mißtrauen hatte. Aber wenn sie gleich um so lieber einen Ort verlassen konnte, wo sie so viel Bitteres erfahren hatte, da ihr Arzt sie begleitete, der seine Praxis aufgeben, und sich mit dem Gehalte begnügen wollte, das er von ihr zog, und mit dem Einkommen seines nicht unbeträchtlichen Vermögens; auch Pelagia Chemineffski ihr gelobt hatte, sie nicht zu verlassen, so war es ihr doch nicht angenehm, künftig in Beztroski zu leben, besonders darum nicht, weil ihr dort die Gegenwart ihres Gemahls fehlte.

Indessen, der Umstand war es nicht allein, der es ihr so schwer machte, das Verlangen ihres Gatten zu erfüllen; oder er war es vielleicht gar nicht, sondern es existirte für sie ein ganz anderer Grund dazu. Sie erinnerte sich nämlich aller Sagen, die von Beztroski im Munde des Volkes in der Umgegend herumliefen; es fielen ihr alle Erzählungen ein, welche sie in ihrer Jugend davon gehört hatte, und später durch die ehemalige Amme ihres Gemahls,

und es verdeutlichte sich bei ihr jetzt recht der Fehler, den man bei ihrer Erziehung begangen, als die Ihrigen sich nicht ernstlich genug bemüht hatten, ihre außerordentliche Furcht vor Uebernatürlichem zu bekämpfen, weshalb diese sie fortwährend im Leben beherrschte, und zwar in solchem Grade, wie es sicher bei keiner andern Dame ihres Alters und Standes der Fall war.

Pelagia hatte oft über die Schwachheit ihrer Freundin, sich vor übernatürlichen Erscheinungen zu fürchten, gelacht; aber noch häufiger sie deshalb getadelt, und alle Gründe der Vernunft aufgeboten, um sie davon zu befreien. Sie hatte ihr vorgestellt, wie sehr thöricht es sei, sich vor einer Sache zu fürchten, die nur in der kranken Einbildungskraft mancher Menschen, keineswegs aber in der Wirklichkeit existire, vor einer, die entweder von böswilligen, oder von dummen Personen erfunden worden sei, und worüber gewiß jeder Vernünftige lache.

Die Gräfin war niemals böse darüber geworden, wenn ihre Freundin ihre Furchtsamkeit mit so harten Worten angriff; sie gab sogar in mancher Zeit ihr dabei Recht; allein es kam doch kein von Pelagia erwünschtes Resultat heraus, sobald sich eine Gelegenheit darbot, wo sie den Muth der Gräfin auf die Probe stellen konnte; denn diese zeigte sich zu solcher

Zeit gewöhnlich wieder eben so wenig beherzt, als früher.

Nun aber, als sie sich nach Beztroski begeben sollte, und keinen andern Grund anzugeben wußte, weshalb das mit solchem Widerwillen geschah, als den, daß sie gehört habe, daß dort beständig die Geister der ehemaligen Bewohner dieses Schlosses in den verschiedenen Gemächern desselben ihr Wesen trieben, und hinzufügte, daß sie auf der Stelle den Tod davon haben würde, wenn ihr dergleichen begegnete, tadelte sie erst Pelagia strenge, indem sie sagte: „Ich begreife es nicht, wie es möglich ist, daß eine kluge, daß eine fromme Frau an Geistererscheinungen glauben kann; ja ich gestehe Dir sogar, daß ich es für eine Sünde halte, wenn Du nicht endlich aufhörst, Dich mit solchen widersinnigen Dingen in Gedanken zu beschäftigen.“

„Wie immer, muß ich auch jetzt Dir Recht geben,“ erwiederte die Gräfin, „und Dir gestehen, daß ich mich wahrlich meiner Furchtsamkeit wegen schäme. Allein ich kann sie mir trotz dem so wenig abgewöhnen, wie ich im Stande bin, zu leben, ohne zu schlafen, und darum wirst Du es begreiflich finden, wenn ich höchst ungern mich nach Beztroski begebe.“

Pelagia mußte unwillkürlich über die Aeußerung ihrer Freundin lachen, und sagte dabei mit sehr heiterem Tone: „Nun, wir wollen uns dort die freund-

lichsten Zimmer zu unserer Benutzung aussuchen; auch soll Dir gewiß Niemand von den Koboldeu, die ihn etwa beunruhigen, etwas erzählen, und — haben wir nicht einen Ritter bei uns, der im Stande ist, uns vor dergleichen Ungethümen zu beschützen? Herr Opacki besitzt Muth genug dazu, und hat solchen in der letzten Zeit bewiesen."

„Ich bitte Dich um des Himmelswillen, ihm nichts von meiner Furchtsamkeit zu verrathen," bat die Gräfin ihre Freundin; „er müßte mich deshalb auslachen."

„Nun, wenn das nur Deine feste Ueberzeugung ist, so bist Du ja wohl auf dem besten Wege, sie zu besiegen," erwiederte Pelagia mit fortgesetzter Heiterkeit. „Doch —" sagte sie nach einer kurzen Pause, „von etwas Anderem. Wie denkst Du es vor Deiner Abreise von hier mit dem Könige und dessen Gemahlin zu halten? Ich meine nämlich, wie wirst Du Dich von ihnen beurlauben?"

„Erst will ich laut werden lassen," antwortete die Gräfin, „daß ich mich wegen meiner fortgesetzten Kränklichkeit genöthigt sehe, künftig eine Zeit lang auf dem Lande zu leben, und daß ich Gayrozanty darum nicht zu meinem künftigen Aufenthaltsorte wählen kann, weil mich da jede Stelle an die Zeit erinnern würde, wo ich daselbst, mit meinem Gemahle vereint, glücklich war, und das wiederhole ich gegen

Jeden, der zu mir kommt. Kurz vor meiner Abreise aber schreibe ich sowohl an den König, wie an die Königin, empfehle mich ihnen schriftlich, und trage irgend einem Bekannten auf, den übrigen Höflingen in meinem Namen Lebewohl zu sagen; mehr kann man unter den obwaltenden Umständen nicht von mir verlangen."

„Ich bin damit vollkommen einverstanden," versicherte Pelagia Chemineffski, „und werde darin ganz Deinem Beispiele folgen; denn es ist mir völlig gleichgültig, wie sie mich deßhalb beurtheilen. Aber wie willst Du es mit Deiner Behausung hier halten, und wie mit Gayrozany?"

„Von dort trenne ich mich mit wirklichem Schmerze," sagte die Gräfin mit einem Seufzer, „und wäre gerne für immer dahin gezogen, womit ich gewiß denselben Zweck erreicht hätte, wie nun, wenn wir uns nach Beztroski begeben; denn man wäre es gewiß müde geworden, uns dort aufzusuchen, und die wenigen Freunde, die im Unglücke uns nicht verlassen hätten, würden uns durch ihren Zuspruch erfreut haben. Allein mein Gemahl dringt darauf, daß ich diese Gegend verlassen soll, und deshalb muß es geschehen. Ach, ich habe mich ja schon von noch Wertherem trennen müssen; von ihm, ohne die Aussicht, sobald ihn wiederzusehen, und muß

von meinem Sohne mich losreißen, was mir gleichfalls das Herz zerreißen wird."

„Bedenke, meine theure Freundin, daß Dich noch weit Härteres getroffen hätte, wenn nicht der edelmüthige und zugleich kluge Romanow aus weiter Ferne hergekommen wäre, um Deinen Gemahl zu retten," tröstete sie Pelagia, indem sie die Hand der Gräfin erfaßte, worauf sie fortfuhr, „und im Vergleiche zu dem Dich damals bedrohenden Unglücke, wirst Du Deine jetzige Lage erträglich finden; denn Dein Gemahl befindet sich in Sicherheit, und Deinem Sohne wird es in Berlin bei dem Freunde Deines Gatten gut gehen, da er versprochen, Vaterstelle bei dem lieben Knaben zu vertreten Ueberdies besitzt ja der Himmel — der Dir den schon verloren geglaubten Gatten erhalten hat — auch die Macht, Euch Beide wieder zu vereinigen, sobald er es für gut findet, und wir wollen nicht aufhören, ihn darum anzuflehen."

„Ja, meine theure Mutter, das wollen wir," sagte Olga, welche bei dem Gespräche der Freundinnen zugegen war, worauf sie fortfuhr; „aber wir wollen auch nicht aufhören, uns Gott dafür dankbar zu zeigen, daß er uns den Vater am Leben erhalten hat; ebenso dem biedern Freunde, durch dessen Beistand er gerettet wurde, der nun mit brüderlicher

Liebe ihn pflegt, und ihm Alles gewährt, was er sich wünscht.“

„O, welch ein guter Mensch muß dieser Romanow sein!“ rief die Gräfin bewegt aus.

„Gewiß ist er sehr gut,“ betheuerte Olga; „wenn wir ihm nur jemals es vergelten könnten, was er Gutes an uns gethan.“

Man hörte ihr an, wie ernstlich sie das meinte, und Pelagia sagte darum mit heiterem Tone: „Nun, wer weiß, ob es nicht noch einmal angeht, daß Du ihm Deine Dankbarkeit recht deutlich bezeigen kannst; denn seine Briefe an Dich gewinnen immer mehr an Länge, und ihr Inhalt klingt beinahe zärtlich. In jedem derselben fordert er Dich nicht nur auf, ihm wieder zu antworten, sondern er bittet Dich sogar dringend darum. Und — welche Aufmerksamkeiten erzeigt er Dir! In jedem Briefe schickt er Dir ein Blümchen, welches Dein Vater für Dich gepflückt hat, und der letzte brachte Dir sogar, der Natur getreu, eine kleine Handzeichnung, die den Platz vorstellt, wo er gern im Garten zu verweilen pflegt, wenn sonst Jedermann der Zutritt dazu verwehrt ist, damit Keiner ihn sieht, der nicht von dem Geheimnisse seines Dortseins weiß. Kann man wohl gegen eine junge Dame zartsinniger verfahren? Aber — wie dann, wenn Graf Romanow mit dem Gedanken umginge, Dir künftig seine Hand anzubieten?

Welche Antwort würde er von Dir auf seinen Antrag erlangen?"

Olga erschrak bei diesen Worten; denn daß es jemals so kommen könnte, war ihr noch nie eingefallen. Sie sah daher die Freundin ihrer Mutter wie fragend an, bevor sie erwiederte: „Ach nein, das wird nicht geschehen! Das Schicksal wird mir nicht neue Kämpfe zumuthen."

Kaum waren diese Worte über ihre Lippen gegangen, so fuhr Olga zusammen, und bereuete es, sich so geäußert zu haben. Allein ihre Mutter schien eben an etwas Anderes gedacht, und nicht, was sie gesagt, gehört zu haben, und die Freundin derselben fand es für gut, dem Gespräche eine Wendung zu geben. Zu diesem Zwecke fragte sie also die Gräfin: „Wem wirst Du die Aufsicht über Deinen Palast hier, und wem die über unser liebes Gayrozany anvertrauen? Wenn ich mich nicht irre, so wählst Du für dort den biedern Paul Ilowski, der ohnehin schon so lange die Gärten und den Park in Pflege hat und beaufsichtigt, mithin auch leicht noch die Gebäude unter seinen Schutz zu nehmen vermag, und hier — errathe ich es — stellst Du den Bruder von dem Hofmeister Deines Sohnes an, den braven Karski, der durch das Unglück, welches er im Handel hatte, sein ganzes Vermögen verlor, und darum

sich um eine Stelle in Deinem Haushalt beworben hat."

„Du hast ganz recht gerathen," sagte die Gräfin, „und ich meine, daß meine Wahl mich auch nicht gereuen wird."

„Ich bin ganz derselben Meinung, daß Du gut daran thust, diesen Beiden Dein Vertrauen zu schenken; denn Du hast ihren biedern Charakter kennen lernen, und sie haben sich schon längst damit das Wohlwollen Deines Gatten, wie Deine Anerkennung erworben. Es steht also unserer Abreise nach Beztroski kein Hinderniß mehr im Wege, und wenn Du es für gut findest, will ich die Anstalten dazu beschleunigen."

„Ich werde Dir dankbar dafür sein," erwiederte die Gräfin ihrer Freundin; aber sie seufzte unwillkürlich, indem sie fortfuhr, „und sobald wir den Tag unserer Abreise bestimmen können, werde ich ihn meinem Gatten durch den Grafen Romanow anzeigen. Auch will ich noch heute die nöthigen Briefe an den König und an dessen Gemahlin schreiben, um mich von ihnen zu beurlauben."

„Daß die Königin noch nicht aufgehört hat, dem jetzigen Aufenthaltsorte Deines Gemahls nachzuspüren," versetzte Pelagia, „und daß sie unser ganzes Thun im Auge behalten, daß sie alle unsere Handlungen durch ihre Anhänger auch in der Folge beob-

achten lassen wird, ist wohl so gut wie gewiß. Wir müssen daher fortfahren, in allen Stücken vorsichtig zu Werke zu gehen, und nicht vergessen, daß man sich bemühen will, uns zu schaden, sobald es nur irgend angeht; denn nur scheinbar fügt sie sich nun dem Gebot der Nothwendigkeit, das können wir als sicher annehmen, und auch, daß sie, wie eine Spinne in ihrem Netze verborgen, so wie eine solche, im Hinterhalte, auf ihre erwünschte Beute lauern wird.

„Die ihr aber hoffentlich entgehen soll,“ entgegnete die Gräfin.

„Ich wünsche es gewiß von ganzem Herzen,“ sagte Pelagia, setzte jedoch mit einiger Besorgniß im Tone hinzu: „aber ich rathe eben so eifrig zu fortgesetzter Vorsicht.“

„An der wollen wir es nicht fehlen lassen,“ meinte die Gräfin, und fügte nach einigem Nachdenken hinzu, „doch — wie wird Agrafia die Veränderung unseres Wohnorts aufnehmen. Wir haben es noch immer vermieden, mit ihr darüber zu sprechen.“

„Sie zeigt sich so theilnahmlos bei Allem, was vorgeht,“ sagte Pelagia, „daß wir nur annehmen können, sie werde auch bei dieser Gelegenheit dabei beharren.“

„Es kommt darauf an, ob sie den Thronfolger geliebt hat,“ erwiederte die Gräfin, „und in welchem Grade.“

„Ich glaube nicht, daß es jemals der Fall war," meinte Pelagia, „und denke, daß wir von jeher bei dieser Ansicht übereinstimmten."

„Aber ihr jetziger Zustand?" fragte die Gräfin.

„Nur gekränkter Ehrgeiz hat ihn zuwege gebracht," versicherte Pelagia, „und wenn sie erst von dem Orte entfernt leben wird, wo sie ihre Hoffnungen, künftig Königin von Polen zu werden, zu Grabe tragen sah, wird auch ihre jetzige Gemüthsstimmung einer besseren weichen."

„Gott wolle es geben, daß Du Recht hast," sagte die Gräfin, und ordnete darauf noch Mancherlei für die Zeit ihrer Abwesenheit von Krakau an; denn ihr Gemahl verlangte, daß sie Keinen von ihrer Dienerschaft entlassen sollte, und mit nach Beztroski wollte sie außer ihrer Kammerfrau keine weibliche Bedienung mitnehmen, auch nur einen alten vielerprobten Diener ihres Gemahls; „denn," sagte sie zu Pelagia, „ich traue beinahe keinem Menschen mehr, und je weniger Leute wir dort um uns haben werden, je weniger Mühe verursacht es uns, sie zu beobachten; überdies finden wir ja wohl dort welche, die wir zu geringen Dienstleistungen benutzen können; mag daher lieber die übrige Dienerschaft hier verweilen."

Als sie Agraffia damit bekannt machten, daß ihre Mutter sich nach Beztroski begeben wollte, um in der Folge dort zu leben, fuhr sie zwar zusammen,

und es schien, als ob die Erschlaffung ihres Geistes nachlassen wollte, welche man sonst an ihr wahrnahm, seitdem sie wußte, daß ihr Vater gefangen gehalten worden, sich jedoch durch die Flucht gerettet, ohne daß sie weiter dem Zusammenhange der Sache nachgeforscht hatte. Aber gleich darauf sagte sie, wie zu sich selbst sprechend: „Nach Beztroski? Warum gerade nach Beztroski? Aber — ja, es ist wohl gut so. Nur, und das müßt Ihr mir vorher versprechen, sonst rühre ich mich nicht hier von der Stelle — kein Mensch weiter, als meine liebe Mutter, als Olga und Pelagia Chemineffski, dürfen zu mir in mein Gemach kommen.“

„Wir versprechen es Dir, Agraffia,“ gelobte die Gräfin; „aber nicht wahr, außer uns auch noch meine alte Kammerfrau Casimira, die wir allein von unserer weiblichen Dienerschaft mitnehmen.“

Agraffia hatte lange nicht so im Zusammenhange gesprochen, wie nun zur Freude der Ihrigen. Doch jetzt nickte sie auch nur noch mit dem Kopfe, und verstummte wieder.

Pelagia verließ den Ort, wo sie so viel Trauriges erlebt hatte, nicht ungerne, und traf darum die Anstalten zur Abreise nach Beztroski eilfertig. Sie konnten also Krakau schon in den ersten Tagen des Monats Mai verlassen; aber Agraffia's Uebelbefinden nöthigte sie, nur kurze Tagereisen zu machen, da=

mit ihr Zeit übrig blieb, sich wieder zu erholen, bevor sie ihren Weg weiter fortsetzten; es dauerte daher ungewöhnlich lange, bevor sie an Ort und Stelle kamen.

Endlich gelangten sie an das Ziel ihrer Reise, und nun betrachtete die Gräfin das Schloß mit mißtrauischen Blicken, als sie davor still hielten. Aber als sie erst hineingetreten war, und zwar schon in die Gemächer desselben, konnte sie sich nicht genug darüber wundern, daß man ihr davon eine Schilderung gemacht hatte, die durchaus nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmte; denn sie fand alle Zimmer hell und freundlich. Das Hausgeräth zwar so altmodisch, wie sie noch nie dergleichen gesehen; aber es war kein Gegenstand davon schadhaft, vielmehr konnte man jedem ansehen, daß eine fürsorgende Hand darüber gewaltet hatte.

Die Gräfin belobte darum den Kastellan des Schlosses, der, begleitet von seiner Frau, sie allenthalben herumführte, und Beide bezeugten dagegen ihre Freude, daß sie in der Folge in Beztroski sich längere Zeit aufhalten wolle.

Agraffia hatte abwechselnd auf der Reise bald Theil an dem genommen, was vorging, und auch wieder offenbar gezeigt, daß sie keinen rechten Begriff davon hatte. Aber, als sie in Beztroski angelangt waren, verlangte sie zwei Gemächer zu bezie-

hen, wo sie ganz abgesondert von den übrigen Bewohnern des Schlosses leben und nur die Ihrigen sehen durfte, wenn sie selbst es wollte.

Von hier aus hatte sie die Aussicht weit über das Thal, welches sich am Fuße des Berges hinzog, und gestattete es in der ersten Zeit nicht einmal, daß ihre Lieben bei ihr zu Mittag speisen durften, wie sie es wünschten, daß es geschehen möchte, indem sie glauben mußten, daß sie sich wohl genug befand, um es ihnen gewähren zu können. Aber sie erlaubte ihnen den Zutritt in ihre Zimmer, obgleich ihnen dann kein besonderer Genuß dadurch wurde; denn sie sprach in der Regel kein Wort mit ihnen, schien auch nicht auf den Gegenstand ihrer Unterhaltungen zu achten, sondern saß in der Regel mit auf ihrem Schooße liegenden und gefalteten Händen da, indem sie immer auf eine Stelle vor sich nieder sah.

Nur wenn Einer von den Ihrigen — wir zählen Pelagia Chemineffski und den biedern Hausarzt Opacki gleichfalls dazu — in dem Kreise fehlte, der sich jeden Nachmittag um sie zu versammeln pflegte, so zeigte sie Unruhe, die sich jedoch nur in ihren Bewegungen äußerte, und in Zeichen von innerer Angst ausartete, sobald der Vermißte sich nicht einfand. Nur Herr Opacki gewöhnte sie daran, daß er täglich weite Spaziergänge unternahm. Kam er nun, wie beinahe jedesmal vorher, um es ihr anzukündi-

gen, so ließ sie darauf diese Zeichen von Unruhe und Aengstlichkeit nicht wahrnehmen, die jedoch stets bei ihr bemerkbar wurden, wenn er es unterlassen hatte.

Die Zimmer, von welchen die Sage ging, daß früherer Zeit hier ein Doppelmord geschehen sei, wurden von den dermaligen Bewohnern des Schlosses nicht benutzt. Sie waren vielmehr beständig verschlossen, und der Kastellan hatte die Schlüssel dazu in seiner Verwahrung. Aber in die, welche ihnen gegenüber sich befanden, hatten die Gräfin, deren Tochter Olga, Pelagia Chemineffski und Herr Opacki sich getheilt, und um zu Jedem zu gelangen, mußte man erst den weiten Saal betreten, der die beiden Zimmerreihen von einander schied; denn außer diesen und jenen Gemächern gab es keine sonst mehr im Schlosse, wenn man die Wohnung des Kastellans nicht mitrechnen wollte, welche sich unten zu ebener Erde befand. Die Gräfin konnte sich durchaus nicht dazu verstehen, jene berüchtigten Gemächer zu betreten; da jedoch Pelagia Chemineffski dazu Muth genug besaß, so verfügte sie sich dahin, und forderte auch Olga auf, sie zu begleiten, die mit Vergnügen den Wunsch ihrer mütterlichen Freundin gewährte.

Herr Opacki, welcher von ihrer Absicht unterrichtet wurde, schloß sich begreiflich ihnen an, und ging auch später allein dahin, um die Schriftzüge der Pergamentrollen zu entziffern, durch welche er erfuhr,

daß ein Vorfahre des Grafen Ignatowski seine Gemahlin, um zu dem Besitze einer schönen Jüdin zu gelangen, die sich um seinetwillen wollte taufen lassen, ermordet, und sich später selbst unter ihrem Bilde, weil er bald nach dieser ruchlosen That sich von dem Unwerthe dieser Geliebten überzeugt, indem er sie ihm untreu befunden hatte.

Pelagia Chemineffski gehörte, wie wir wissen, nicht zu den Furchtsamen, und Olga glich ihr darin vollkommen; allein so weit hatten es Beide doch noch nicht bringen können, daß sie sich aus ihren Gemächern in Agraffia's Zimmer, die sich wenige Schritte davon entfernt befanden, ohne Licht, wenn es am Abende schon stark dämmerte, hätten begeben mögen, zu welchem Zwecke sie gleichfalls erst durch den weiten Saal gehen mußten, der die beiden Zimmerreihen trennte. Oder sie zogen es wenigstens vor, zusammen sich zu Agraffia zu begeben; denn trotz ihres Muthes erzeugte sich doch stets ein ganz eigenes Gefühl in ihrem Innern, wenn sie einzeln durch diesen weiten Saal sich verfügten.

Indessen, später änderte sich das vollkommen, als auch schon nach längerer Zeit nicht der geringste unangenehme Vorfall sie beunruhigt hatte. Ja, es kam endlich dahin, als die Kastellanin eines Tages die berüchtigten Gemächer reinigen ließ, so wie das Familienarchiv gleichfalls, daß sogar die Gräfin sich

mit den Uebrigen dahin verfügte, wo sie nun jeden Gegenstand, der ihnen auffiel, genau betrachteten.

Besonders aber gefiel es ihnen in dem kleinen Gemache, das eigentlich eine Art Erkerstube war — so wie die, welche Pelagia inne hatte, rund gestaltet — in welchem der Stickrahmen mit der angefangenen Arbeit stand, und die kostbare Harfe. Sie hielten sich also hier länger auf, als in den andern Zimmern, und indem sie die Gemälde betrachteten, womit die Wände bedeckt waren, konnten sie nur schwer den Blick wieder von der schönen Frau wenden, die eben so gutmüthig, als wahrhaft reizvoll aussah, so daß es Jedem unbegreiflich vorkam, der das Bild ansah, wie ihr Gemahl sie erst hatte kränken und endlich gar tödten können. Gelitten aber mußte sie unendlich viel haben, bevor es dazu kam; das Zeugniß legte der Blick ihres schönen braunen Auges ab, und ihre durch einen tiefen Gram gebleichten Wangen. Besonders aber schien der Zug von schmerzvollem Lächeln, der ihre fein geformten Lippen umspielte, Jedem, der, sie betrachtend, vor ihr stand, zuzuflüstern: „Es hatte schon ein sehr bitterer Schmerz mein Herz allmählig noch eher gebrochen, als er, den ich über Alles liebte, den Mordstahl noch zu besserer Gewißheit hineingesenkt.

Wir wollen nun kurz andeuten, welche Wirkung damals die Nachricht, daß Graf Ignatowski sich in Freiheit gesetzt hatte, sowohl bei dem Könige zuwege brachte, so wie bei dessen Gemahlin.

Ihm war es gewissermaßen lieb, daß die Sache solche Wendung nahm; denn es waren ihm durch rechtlich denkende Personen Mittheilungen hinterbracht worden, welche ihn nicht ungewiß ließen, was er von dem Volke zu erwarten hatte, wenn er dem Rathe seiner Gemahlin folgte, und den allgemeinen Liebling der unteren Stände wirklich hinrichten ließ. Gewiß war es Empörung und ein Ausbruch der höchsten Unzufriedenheit mit einer Weiberregierung davon die Folge, und davor ängstigte er sich unaufhörlich, sagte sich unzählige Male selbst, daß er unrecht daran thue, seinen Willen durch die Königin beschränken zu lassen, indem sie seine Gutmüthigkeit mißbrauche, und besaß doch nicht den Muth dazu, diesen Uebelstand zu beseitigen.

Die Königin dagegen war ganz außer sich vor Wuth, als sie erfuhr, daß ihr ärgster Feind sich ihrer Gewalt durch die Flucht entzogen hatte, was für sie weit übler ausfallen konnte, als wenn sie ihn hätte begnadigen lassen; denn in diesem Falle würde ihn vielleicht die Pflicht der Dankbarkeit abgehalten haben, sich einen Anhang gegen sie zu werben. Oder, wenn es geschah, und er blieb nur in ihrer

Nähe, so wären ihr immer Mittel übrig geblieben, ihn unschädlich zu machen; dagegen es nun ein Anderes war, indem sie seinen dermaligen Aufenthaltsort nicht kannte, mithin nicht wußte, nach welchem Punkte zu sie die Pfeile ihrer Bosheit und Rache richten sollte.

Sie nahm daher, wie immer in solchen Fällen, wenn ihre eigene Klugheit und Einsicht nicht ausreichen wollte bei der Erfindung eines Planes, der ihr Befriedigung ihrer bösen Absichten verhieß, ihre Zuflucht zu Wanda, der sie noch immer besondere Gaben der Natur zutraute, weil diese es verstand, die Königin bei diesem Glauben zu erhalten, wozu sie sich verschiedener Mittel bediente.

Mit ihr, der Lasterhaften, berieth sie sich also zu wiederholten Malen, und muthete ihr zu, sie möchte, vermöge dieser besonderen Naturgabe, welche sie ihr beilegte, zu erforschen suchen, an welchem Orte sich der Entflohene gegenwärtig befinde; denn, daß er dann, wenn sie es erfahren habe, wieder auf eine Stelle gebracht werden sollte, wo er sicherer aufbewahrt würde, als erst, dafür wollte sie schon sorgen.

Wanda sah ein, daß unter diesen Umständen für sie das Vertrauen der Königin auf dem Spiele stand, mithin auch die Möglichkeit für sie verloren ging, daß sie sich an dem Grafen Ignatowski weiter rächen konnte, sobald die Königin sie aus ihrer Nähe ent-

fernte, wenn diese auch später wieder des ihr so Verhaßten habhaft wurde. Wanda versprach daher, bei der Sache ihr Möglichstes zu thun, nur dürfe man sie dabei nicht übereilen.

Der Kreis, worin Wanda wirksam handeln konnte, um eine strafbare Absicht zu erreichen, hatte sich seit der Flucht des Grafen Ignatowski bedeutend erweitert, und deshalb, weil sie sich nun vor Niemandem weiter zu verbergen brauchte; indem sie Keiner sonst, als er, persönlich gekannt hatte, und zwar unter ihrem wahren Namen Fatime. Sie konnte deshalb auch die Königin darauf vertrösten, daß sie gewiß den Aufenthaltsort des Flüchtlings entdecken würde, und that es mit der festen Ueberzeugung, daß es ihr gelingen müßte, Wort zu halten.

War das jedoch ihre Absicht, so konnte sie sich auch nicht für beständig im Schlosse zu Krakau aufhalten, sondern mußte in männlicher Kleidung zuweilen, nicht nur in der Stadt selbst, sondern auch in der Umgegend von dieser herumstreichen. Dazu mußte ihr die Königin die Erlaubniß ertheilen, so ungern sie sich von ihr trennte, und Wanda wählte also verschiedene Verkleidungen, um unbemerkt ihren Zweck zu verfolgen; mit einer Sicherheitskarte durch die Königin versehen, wodurch sie in den Stand gesetzt wurde, sich überall hinzuwenden, wohin sie die Richtung ihres Weges nehmen wollte.

Auch führte Wanda, in ihre Kleider eingenäht, jedesmal, wenn sie Krakau verließ, viel Geld bei sich, durch dessen Anwendung sie endlich zu einem erwünschten Ziele zu gelangen hoffte, und nur, wenn ihr Schatz erschöpft war, kehrte sie wieder zurück nach Krakau, um ihn aus der Chatulle der Königin zu ergänzen, die sie stets freudig dazu bereit fand.

Bei einem solchen Falle, wo sie sich, wie zuweilen, einige Wochen in Krakau bei der Königin aufhielt, streifte sie eines Tages in dem Garten herum, der zu dem Schlosse gehörte und daran grenzte.

In Gedanken verloren, dachte sie eben daran, ob nicht die Gräfin Ignatowski vielleicht durch einen besondern Grund dazu bewogen worden sein möchte, gerade das alte Stammschloß der Vorfahren ihres Gemahls zu ihrem Aufenthaltsorte zu wählen, und es der feenhaft schön eingerichteten Besitzung Gahrozany vorzuziehen.

Ohne daran zu denken, wohin sie eben ihre Schritte richtete, stand sie plötzlich vor der Wohnung eines zweiten Hofgärtners, den sie früher öfter gesehen und sogar gesprochen hatte, wenn er, die Befehle seines Vorgesetzten auszuführen, nach dem Schlosse kam, gewöhnlich, um der Königin auserlesen feines Obst zu überbringen, oder eben erst aufgeblühte seltene Blumen, die dann ein Gärtnerbursche ihm nachzutragen pflegte. Allein sie hatte den gries-

grämigen Alten stets so kurz antwortend gefunden, daß sie kein Vergnügen daran finden konnte, sich länger mit ihm zu unterhalten, als es die Nothwendigkeit erforderte, um ihm die Aufträge der Königin zu ertheilen.

Gegenwärtig stand seine Tochter — die mit Wanda ungefähr in einem Alter war — vor der Thüre seiner kleinen Wohnung, und schien geweint zu haben; jedoch trocknete sie sich die Augen, als sie die Kammerfrau der Königin wahrnahm, und dankte ihr für den an sie gerichteten Gruß, aber mit betrübtem Tone.

„Was fehlt Dir, liebes Mädchen?“ fragte also Wanda, indem sie bei ihr stehen blieb, weil ihr Nichts entging, und weil sie immer darnach sich bemühte, etwas zu erfahren, was sie zur Ausführung ihrer bösartigen Absichten benutzen konnte.

Der Gärtnerstochter stürzten Thränen aus den Augen, als sie antwortete: „Ach, ich habe wohl Ursache, traurig zu sein; denn mein Vater ist sehr krank. Der Herr Doktor, welcher ihn auf Befehl des Oberhofgärtners besucht, hat mir vorhin gesagt, daß er höchstens nur noch einen Tag zu leben vermag, und wenn er sterben sollte, so muß ich weit von hier fort nach einem Schlosse, das Beztroski heißt. Dort ist nämlich der Mann meiner Muhme, die eine Schwester meines Vaters ist, Kastellan, und diese Besitzung gehört dem Grafen Ignatowski, der

— wie Ihr wohl wissen werdet — aus der sogenannten Rüstkammer im Schlosse entfloh. Nun möchte vielleicht mein künftiges Loos noch erträglich sein; denn sowohl meine Muhme, wie deren Mann, sollen viele Gutmüthigkeit besitzen. Aber es ist ein Umstand vorhanden, der mich schaudern macht, so oft ich nur an meinen künftigen Aufenthalt in Beztroski gedenke. Nämlich — es spukt dort, wie mir die ehemalige Amme des Grafen Ignatowski, welche eine Freundin von meiner seligen Mutter war, oft genug erzählt hat. Der böse Geist einer in jenem Schlosse ermordeten Frau soll am hellen Tage dort ihr Wesen treiben, und Alle, die daselbst wohnen, quälen.“

„Nun, nun, beruhige Dich nur,“ sagte Wanda mit tröstendem Tone, nach einer kurzen Pause, welche sie mit Nachdenken, das Mädchen aber mit Weinen ausgefüllt; „denn es wird ja wohl doch irgend ein Mittel geben, um Dich vor solchem Unglücke, das freilich ein entsetzliches sein muß, zu bewahren.“

„Nein, nein, es giebt keins!“ rief Apollonia, nur noch heftiger weinend, aus; „denn was sollte hier aus mir werden, wenn der liebe Gott meinen Vater wirklich zu sich abruft? Allein könnte ich mich doch in Krakau nicht weiter aufhalten; ich würde mich daher an meine Muhme im Schlosse Beztroski um Aufnahme wenden, und wohl gar zu Fuß dahin

gehen müssen, da mein Vater mehr Schulden hat, als Geld; und wer sonst würde für mich ein Fuhrwerk bezahlen?"

„Aber hast Du Niemanden mehr hier am Orte, mit dem Du in Verwandtschaft stehst?" fragte Wanda.

„Keinen Menschen," versicherte Apollonia schluchzend, „nicht einmal Bekannte; denn mein Vater ging selbst mit Keinem um, und litt eben so wenig, daß ich eine Bekanntschaft anknüpfte."

„Kennst Du die Schwester Deines Vaters?" fragte nun Wanda weiter, indem sie ihre Freude über das, was sie eben gehört hatte, kaum verbergen konnte; denn sie gründete darauf schon in Gedanken einen Plan.

„Ich habe sie niemals gesehen," antwortete das Mädchen; „nur mein Vater war bei ihr zum Besuche, als meine gute Mutter noch lebte, bei der ich zurückblieb. Er brachte mir aber ein schönes Gebetbuch und eben solchen Rosenkranz von der Muhme mit; auch eine silberne Kette, die ich am Halse trage, so oft ich zur lieben Kirche gehe. Aber ich möchte doch nicht gerne nach Beztroski; denn ich ich fürchte mich vor dem Spuke dort."

„Ich werde mich Deiner annehmen und Dich davor bewahren," sicherte Wanda ihr zu; „noch heute will ich mit der Königin von Dir sprechen,

und diese wird Dich gewiß zu ehrlichen Bürgersleuten in die Kost geben, sobald Dein Vater sterben sollte."

„Ach, ich werde Euch mein ganzes Leben lang dafür danken!" rief Apollonia freudig bewegt aus. „Aber meinem Vater darf ich davon nichts sagen; es würde ihn beunruhigen, und er könnte wohl gar auf den Gedanken gerathen, mir zu verbieten, daß ich hier bleibe; dagegen er jetzt noch keine Bestimmung über meine Zukunft ausgesprochen hat, weil er sich nicht für todtkrank hält, und vielleicht auch denkt, daß es sich von selbst versteht, wohin ich mich nach seinem Absterben zu wenden habe, nämlich zu seiner einzigen Schwester, die keine Kinder besitzt, und mich gewiß freudig aufnehmen würde, wenn ich nur meine Gespensterfurcht überwinden und zu ihr gehen könnte, was ich jedoch nicht vermag."

Wanda versprach, gegen Abend wieder zu kommen, um sich nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen, und entfernte sich darauf.

Mit geflügelten Schritten eilte sie zur Königin, theilte ihr mit, was sie eben gehört hatte, und Beide zogen den Plan in Betrachtung, welchen sie darauf gründen wollte, und der ihnen ausführbar zu sein schien, und durch den sie, wenn er ihnen gelang, einen wichtigen Zweck zu erreichen hofften. Wanda wollte sich nämlich, in Apollonia's Stelle, nach Beztroski be=

geben und den Versuch machen, ob sie nicht dort, zur Stelle, etwas von des Grafen Ignatowski gegenwärtigem Aufenthaltsorte erfahren könnte, was leicht anging, da sie daselbst nur von Agraffia sich gekannt wußte, die, wie sie genau gehört hatte, ihr Gemach nie verließ, und außer den Ihrigen Niemandem den Zutritt zu sich gestattete.

Am Abende desselben Tages begab sich Wanda nach der Wohnung des zweiten Hofgärtners, den sie im Sterben fand, und dessen Tochter sie mittheilte, daß bereits für sie gesorgt sei.

So lange die Leiche ihres Vaters noch über der Erde stand, blieb Apollonia in dessen Behausung, dann aber brachte sie Wanda zu dem ersten Hofgärtner, der sie gern aufnahm, weil die Königin seine Frau reichlich dafür entschädigte, auch das junge Mädchen in der Folge noch für ihre Kosten mit allem Nöthigen im Ueberflusse versorgen ließ. Nur mußte Apollonia versprechen, daß sie niemals auf den Gedanken gerathen wolle, unter irgend einem Vorwande sich nach Beztroski zu begeben, oder dorthin in ihrem Namen schreiben zu lassen, weil sie es selbst nicht konnte. „Es sei das darum so," sagte Wanda, „weil die Königin nicht wolle, daß Jemand, der sich ihrer Gnade zu rühmen habe, in der Nähe der Gräfin Ignatowski sich aufhalte."

Noch bevor Apollonia zu dem ersten Hofgärtner

ins Haus kam, mußte sie an Wanda das Gebetbuch ausliefern, welches sie von der Schwester ihres Vaters zum Geschenke erhalten hatte; auch die silberne Medaille, und noch des Scheines wegen einige andere Gegenstände, unter dem Vorwande, daß alle sicherer unter dem Verschluß einer Kammerfrau der Königin wären, und besonders diese es so haben wolle. Sie ließ sich auch nicht lange dazu nöthigen, weil man sie reichlich dafür entschädigte, und zwar durch Putzsachen, die sie vorher nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte, und in deren Besitz sie sich jetzt ungemein beglückt fühlte.

Wanda richtete nun verschiedene Fragen an sie, welche sämmtlich auf ihre Familienverhältnisse Bezug hatten, und Apollonia beantwortete solche, ohne eine Ahnung zu empfinden, auf welche Weise Wanda den Inhalt ihrer Erzählungen benutzen wollte.

Noch bevor die Gräfin Ignatowski mit den Ihrigen nach dem Stammschlosse Beztroski abreis'te, begab sich schon Wanda dahin, und zwar in einem gemietheten Wagen, dessen Eigenthümer glaubte, sie sei die hinterbliebene Waise des zweiten königlichen Hofgärtners, die im Sinne führe, sich unter den Schutz ihrer Muhme zu begeben, welche in dem Stammschlosse der Edeln Ignatowski, an den Kastellan desselben, verheirathet sei.

An einem recht schönen Tage im Monat Mai

langte Wanda in Beztroski an, und sowohl die Frau des Kastellans, wie dieser selbst, nahmen sie freudig bei sich auf; denn sie wußte ihnen mit der innigsten Freundlichkeit zu begegnen. Da sie jedoch ziemlich an Raum beschränkt wohnten, so konnten sie ihr nur ein ganz kleines Stübchen einräumen, das ein einziges Fenster hatte, aber die Aussicht auf den Fahrweg, der von unten aus dem Thale sich auf den Berg hinzog, und getrennt von den beiden Stuben war, welche die beiden alten Leutchen selbst bewohnten.

So weit war ihr Alles nach Wunsch geglückt; denn der Kastellan und seine Frau begegneten ihr fortgesetzt mit der innigsten Zärtlichkeit, und wiederholten das Versprechen gegen sie, daß es immer so bleiben solle; auch konnte sie thun und lassen, was sie selbst für gut fand. Es kam also nur noch darauf an, daß Agraffia sie nicht sah; denn es kam ihr gut zu statten, daß sie, im Dienste der Königin, behutsam die Zeit gewählt hatte, so oft sie ihr Gemach verließ, weshalb sie, außer der königlichen Dienerschaft, nur wenige Personen kannten. Sie konnte aber auch mit auf ihr Glück rechnen, das ihr schon manches Mal im Leben die Hand bot, um sie aus einer Verlegenheit zu reißen, und hoffte, es werde ihr möglich sein, sich vor Agraffia zu verbergen.

Wanda befand sich erst einen Tag in Beztroski,

als sie der Schwester ihres Vaters mittheilte, daß dieser ihr ein kleines Kapital hinterlassen habe, dessen Zinsen hinreichten, um damit ihre Ausgaben zu bestreiten, und daß der Geheimschreiber der Königin von dieser den Befehl erhalten habe, nicht nur das Geld unterzubringen, sondern auch ihr Einkommen an jedem Monat ihr zuzuschicken, und es immer durch ein Gnadengeschenk, welches sie dazu bestimmt habe, zu vermehren.

Sie hatte mit Absicht die Sache so eingerichtet, damit sie mit ihren Ausgaben dem Kastellan und dessen Frau nicht lästig fallen durfte, indem sie nicht wissen konnte, von welcher Gemüthsart Beide waren; ob freigebig, oder vom Geize behaftet. Auch brachte sie gute Kleider mit, und feine Wäsche, so daß die Kastellanin sich ungemein darüber freute, daß ihr Bruder, den sie für ganz arm gehalten, seine Tochter in so gutem Zustande zurückgelassen hatte. Jedoch ging sie nur bürgerlich gekleidet, zeigte gleich vom Anfange ihres Aufenthaltes in Beztroski an Neigung zu einer einsamen Lebensweise, und brachte so lange den größten Theil des Tages in ihrem kleinen Stübchen zu, bis sie sich davon überzeugte, daß Agraffia niemals ihre Gemächer verließ, aus demselben den Hofraum nicht übersehen, mithin sie nicht wahrnehmen konnte, wenn sie, um frische Luft zu schöpfen, sich darin erging.

Es war nun Wanda's eifrigstes Bestreben, zu erforschen, ob der Graf Ignatowski sich etwa im Schlosse Beztroski aufhielt, und wenn nicht, zu erfahren, wo er denn sonst sich befinde. Allein sie konnte in den ersten Wochen ihres Dortseins ihre Absicht nicht befriedigen, jedoch gab sie die Hoffnung nicht auf, daß sie noch in der Folge ihren Zweck erreichen möchte.

Herr Opacki erhielt in Beztroski öfter Briefe, worin sich ein Einschluß von dem Grafen Ignatowski und von dessen Freund Romanow befand, der gewöhnlich an Olga schrieb. Aber obgleich Wanda davon nichts wußte, so mißtraute sie doch Jenem, richtete ihre ganze Aufmerksamkeit auf diesen Biedermann, und beobachtete jede seiner Handlungen.

Zu diesem Zwecke versteckte sie sich einmal hinter eine Gruppe von Marmor, welche sich in dem Saale befand, der die beiden Zimmerreihen trennte, und zwar in der Absicht, weil sie ein Gespräch belauschen wollte, das er mit Olga führte, ohne daß er sie sehen konnte, weil schon die Abenddämmerung eingetreten war.

Mit wahrem Entzücken hörte sie hier zu, als Olga dem Doktor mittheilte, wie besorgt ihre Mutter deshalb sei, weil sie nun schon so lange keine Nachricht von ihrem Gatten erhalten habe, und nicht

begreifen könne, daß auch Graf Romanow nicht schreibe.

Wanda behielt diesen Namen gut im Gedächtnisse, und schickte schon am folgenden Tag einen Brief an die Königin ab, worin sie dieser das Vorgefallene mittheilte; jedoch schloß sie dieses Schreiben in eins an den ehemaligen Hoflakaien Lissowski ein, dem sie in einigen Zeilen, die sie nicht unterschrieb, sagte, er möchte ohne Verzug der Königin den beigefügten Brief insgeheim übergeben.

Der Mann hatte Wanda's Handschrift nie zuvor gesehen; er wußte also auch nicht, von wem der empfangene Brief ihm zugekommen war. Zu ihrer Muhme sagte sie aber, daß Lissowski ihrem Vater in früherer Zeit viel Gutes erwiesen habe, und daß sie sich darum verpflichtet fühle, ihm, nach seinem Wunsche, öfter zu schreiben. Auf die eingeleitete Weise konnte sie also, ohne irgend einen Verdacht zu erregen, einen beständig fortdauernden Briefwechsel mit der Königin unterhalten, und brauchte nicht einmal zu besorgen, daß sie einen Brief derselben zeigen müsse; denn ihre Muhme konnte nicht lesen, und deren Mann war durchaus nicht neugierig, auch den ganzen Tag über viel beschäftigt.

Wanda zweifelte keinen Augenblick daran, daß sich Ignatowski bei dem Grafen Romanow aufhielt, oder daß dieser wenigstens wußte, wo er zu finden

war. Eben so wenig befürchtete sie, daß die Königin es unterlassen würde, den Flüchtling wieder unter ihre Gewalt zu bekommen, und erhielt auch bald von dieser eine ihren Wünschen entsprechende Antwort. Ob aber das, was in dieser Sache weiter von den Unholdinnen unternommen wurde, in jeder Beziehung ihnen glückte, wird der weitere Verfolg dieser Erzählung enthüllen.

Um in das Schloß Beztroski zu gelangen, mußte man, wenn der Berg schon erstiegen war, über einen breiten Rasenplatz sich begeben, den eine Doppelreihe von alten Eichen einfaßte, nur von der Seite nicht, wo sich das Schloß befand.

Zwischen dieser Baumreihe hatte man an verschiedenen Stellen Sitze angebracht, und an einem dazu bestimmten Tage in der Woche — an jedem Mittwoch Nachmittag um drei Uhr — fand man hier eine Menge Arme, Gebrechliche, oder sonst Unglückliche; denn die Gräfin Ignatowski hatte es absichtlich laut werden lassen, daß sie sich bemühen wolle, so viel es nur ihr möglich sei, die Thränen der Nothleidenden zu trocknen, Jeden, der darum sie anspreche, mit Rath zu unterstützen, und hatte, um diese Werke der Barmherzigkeit zu verrichten, eine gewisse Zeit bestimmt.

Sie hielt dabei redlich Wort, und wenn Umstände sie verhinderten, selbst unter den Armen zu erscheinen, um nach ihren Kräften deren Noth zu lindern, so übertrug sie Olga dieses Geschäft, die immer gern bereit war, es zu vollziehen.

So kam es auch einmal an einem Mittwoch, als die Armen ihre Wohlthäterin schon eine ganze Weile vergebens erwartet hatten, und jetzt, als Olga unter sie trat, bemerkten, daß sie zuvor mußte geweint haben. Wenigstens war ihr Auge trübe, ihre Wangen entbehrten ihrer sonst blühenden Farbe, und ihr Schritt war weniger lebendig, wie gewöhnlich. Sie ging vielmehr langsam in dem Kreise der Bedürftigen herum, und theilte die Gaben der Milde aus, welche sie zu diesem Zwecke in einem Körbchen bei sich führte.

Endlich gelangte sie auch zu einem alten Manne, dem sie eben ein Geldstück reichte, und beinahe erschrocken zusammenfuhr, als er ihr dabei zuflüsterte: „Ich muß Euch nothwendig allein sprechen; denn ich habe einen Brief für Euch, den ich Euch hier nicht zustellen kann, wo die Blicke so vieler Anwesenden Euch beobachten; nennt mir daher einen andern Ort, wo ich Euch ohne Zeugen antreffe.“

Olga besann sich einen Augenblick, worauf sie erwiederte: „In einer Stunde kommt wieder, und wenn Ihr mich dann in den Garten gehen seht, so folgt mir dahin.“ Nach diesen Worten verrichtete

sie ihr Geschäft weiter, kehrte darauf zurück zu ihrer Mutter, und theilte ihr das Vorgefallene mit, worauf diese, welche zuvor sehr viel geweint hatte, plötzlich freudig ausrief: „Ach, Olga, vielleicht bringt dieser Mann uns endlich eine Nachricht von Deinem Vater, die wir schon so lange vergeblich uns ersehnen, und darum den Trost entbehren, der einzig nur im Stande ist, mich einigermaßen über sein hartes Geschick zu beruhigen.“

„Es ist leicht möglich, daß Deine Hoffnung Dich nicht abermals täuschet,“ erwiederte ihr Pelagia Chemineffski, die beinahe immer um ihre Freundin war, nun aber hinzusetzte: „jedoch beschwöre ich Dich, nicht ganz fest daran zu glauben, damit nicht Deine Gesundheit noch mehr darunter leidet, wenn es anders kommt, als Du denkst.“

„Ach, wenn ich nur nicht zu hören bekomme, daß mein Gemahl wieder in die Hände seiner Verfolger gerathen ist,“ sagte die Gräfin mit einem Seufzer.

„Und warum denn immer sich das Aergste vorstellen?“ fragte Pelagia mit sanftem Tadel.

„Wäre es anders,“ sagte die Gräfin, „warum hätte er uns denn schon so lange ohne Nachrichten gelassen?“

„Wer kann wissen, was für eine Ursache ihn und auch seinen Freund abgehalten hat, an Dich zu schreiben?“ versetzte Pelagia Chemineffski. „Verliere

also nur nicht allen Muth, meine geliebte Vannienka; sonst vermehrst Du noch damit das Traurige unserer Lage."

„Ach," rief die Gräfin, plötzlich in Thränen ausbrechend, aus, „wie schmerzlich ist es für mich, daß ich Dich auch noch mit in unser unglückliches Geschick verwickeln muß. Wären wir nicht, so könntest Du bei Deinem Sohne in Prag, oder wenigstens in dessen Nähe ruhig leben."

„Quäle Dich doch nicht unnütz, indem Du Betrachtungen der Art anstellst," erwiederte Pelagia, „auf welche ich erwiedern müßte: wärest Du und die Deinigen nicht zu jener Zeit gewesen, wo mich Wahnsinn, meines harten Geschickes wegen, bedrohte, so hätte ich diesem unterliegen müssen. Solche Antwort, und ähnliche der Art, würden Dich überzeugen, daß es mich kränken muß, wenn Du mit Vorwürfen Dich peinigst, von welchen mein Herz Dich ganz und gar frei spricht. Sei vielmehr fest überzeugt, daß ich der Vorsehung täglich dafür meinen Dank abstatte, daß sie mir zu dem Glücke verholfen hat, einen Theil der Schuld gegen Dich abtragen zu können, zu der ich mich gegen Dich verpflichtet fühle, und auch, daß ich mich für glücklich halte, wenn ich Dich nur ruhig sehe. O, gewiß, es kann noch Alles besser werden. Graf Romanow wird Deinen Gemahl nicht verlassen. Ueberdies kannst Du anneh-

men, daß der König sich überzeugt hält, daß er sehr unklug gehandelt hat, als er dem Verlangen Anderer nachgab, und Deinen Gatten seiner Freiheit berauben ließ; ja, daß er jetzt gleichsam gegen sich selbst wüthen möchte, daß er seine eigene Person in Gefahr setzte, wenn er noch länger fortfahren wollte, Deinen Gemahl zu verfolgen, und wenn es ihm wirklich gelänge, seiner habhaft zu werden, ihn ohne Urtheil noch Recht insgeheim wollte hinrichten lassen. Das Volk — das ganze Land würde sich gegen den König empören; denn es hat die Thaten Deines Gatten noch nicht vergessen, noch nicht, daß es nur ihm den Frieden mit Schweden zu verdanken hat. Hielte diese Furcht nicht den König zurück, nach seinem Gutdünken zu handeln, so hätte er sich sicher Eures Eigenthums bemächtigt, wie er es bei ähnlicher Gelegenheit gethan, und damit nicht den Staat, sondern seinen eigenen Seckel bereichert hat. Also auch deshalb besorge nicht das Schlimmste; denn er wird Deinen Gemahl nicht weiter verfolgen."

„Nicht öffentlich, das glaube ich selbst," sagte die Gräfin mit einem Seufzer; „aber desto eifriger insgeheim, und seine rachedurstige Gemahlin wird ihm gewiß die Wege dazu angeben."

„So klug wie sie ist," meinte Pelagia, „werden auch Dein Gatte, und dessen Freund Romanow sein, und dieser beschützt zuverlässig jenen."

„Was soll aber endlich daraus werden, wenn wir nicht zusammenkommen dürfen?" fragte die Gräfin.

„Ich habe Dir schon oft auf diese Frage dasselbe geantwortet," versetzte Pelagia, „daß Du der Vorsehung Dein Vertrauen schenken sollst. Sie, die Deinen Gemahl erhalten hat, wird auch weiter für Euch Beide sorgen. Glaube mir, meine theure Vannienka, sie verläßt uns sicher nicht, wenn wir den Glauben daran nur nicht aufgeben."

„Du hast Recht, Pelagia," sagte die Gräfin, und zeigte sich beruhigter, „ich muß mich meines Kleinmuths wegen schämen. Aber — war dieser — oder vielmehr, ist er nicht zu entschuldigen? Wie lange ist es schon her, seitdem wir den letzten Brief von meinem Gatten erhalten haben —"

„Nun," unterbrach sie Olga lebhaft," vielleicht bringt der alte Mann uns einen, welchen ich in einer Stunde herbestellt habe."

„Der Bettler?" sagte die Gräfin, und schüttelte ungläubig den Kopf.

„Du schienst es vorhin doch selbst zu glauben," sagte Pelagia, „und hattest vielleicht Recht. Doch, das wird sich bald ausweisen; denn die Zeit ist verflossen, und Olga kann nachhören, was er für eine Nachricht uns bringt. Aber sei vorsichtig, mein Kind, und entferne Dich ja nur eine ganz kurze Strecke vom Schlosse."

Olga versprach es, und eilte hinab zu dem alten Manne.

Sie fand ihn bereits ihrer wartend, und er folgte ihr in den Garten, der sich bis an den Fuß des Berges hinabschlängelte. Dabei nahm sie aber mit Verwunderung wahr, daß er sehr schnell zu gehen vermochte, und blieb deshalb gleich neben dem Eingange in den Garten betroffen stehen, indem der Gedanke bei ihr wach ward, daß es ein Betrüger sein könnte, der sie in irgend einer bösen Absicht zu täuschen komme, weßhalb sie es vermeiden müsse, ihn an einem noch weiter vom Schlosse entlegenen Orte zu sprechen.

In dieser Befürchtung wurde Olga aber noch bestärkt, als der vermeinte Alte plötzlich mit einer ganz kräftigen Mannesstimme zu ihr sagte: „Wir sind hier nicht sicher, ob uns Jemand bemerken kann. Ihr müßt daher noch tiefer mit mir in den Garten hineinkommen."

Olga zögerte, und er las Mißtrauen aus ihren Blicken; deshalb sagte er also schnell: „Dieser Brief ist von dem Grafen Ignatowski, der Euch mittheilen wird, wer ich bin." Bei diesen Worten zog er den Brief aus dem Busen, wobei er fortfuhr: „Gegen Abend will ich wieder kommen, um die Antwort abzuholen, und dann hoffe ich, werdet Ihr mir mehr

Vertrauen schenken, als gegenwärtig. Wo soll ich Euch erwarten?"

Nach einer kurzen Pause antwortete ihm Olga: „Dort in dem kleinen Tempel, dessen Thüre eben offen steht. Aber — darf meine Mutter nicht gleichfalls bei unserer Unterredung zugegen sein? Es würde nicht auffallen, wenn sie auch von Andern bemerkt würde."

„Ihr könnt alle Diejenigen mitbringen," versetzte der Bettler, „welche in das Geheimniß der Flucht des Grafen Ignatowski eingeweiht sind, nur laßt mich nicht lange auf Euch warten; denn ich muß noch heute den Weg nach Wielkalonka wieder antreten."

„Ganz gewiß werden wir pünktlich sein," versicherte Olga, indem sie den Brief ihres Vaters in die weiten Aermel ihres Gewandes verbarg, und sich darauf eilfertig nach dem Schlosse verfügte, wo sie von den Ihrigen sehnsüchtig erwartet wurde, das empfangene Schreiben schnell hervorzog, als sie sich in dem Gemache ihrer Mutter befand, und dieser überreichte.

„Von meinem Gatten!" rief die Gräfin, ganz außer sich vor Freude, aus, und zitterte dabei so sehr, daß sie kaum zu lesen vermochte, was hier folgt:

Meine Lieben!

„Ich bin gesund, und befinde mich an einem Orte, wo meine Feinde mir nichts anhaben kön-

nen; wo sie mich nicht einmal aufzufinden vermögen.“

„Diese Zusicherung schicke ich absichtlich voran, damit jede andere Mittheilung, welche nachfolgt, Euch nicht etwa mit Angst erfüllt, oder unnöthig erschreckt.“

„Vernehmt nun, was sich mit mir begeben hat; denn ich vermag es Euch nicht zu verbergen, obgleich ich weiß, daß es in Eurem Innern dieselben Empfindungen erwecken wird, mit welchen ich gegenwärtig kämpfe. O, gewiß, Ihr empfindet, nachdem Ihr diesen Brief gelesen habt, mit mir Schmerz und Besorgnisse um unsern edelmüthigen Freund Romanow; denn er liegt leider krank und zugleich verwundet darnieder, ohne daß ich im Stande bin, ihn zu pflegen; darum nicht, weil er es nicht zugiebt, daß ich bei ihm sein darf, indem er glaubt, daß ich mein Leben in Gefahr setze, wenn ich fortfahre, mich bei ihm aufzuhalten.“

„Ich muß mich kurz fassen, damit der Ueberbringer dieses Briefes nicht lange darauf zu warten braucht, was er verschiedener Gründe wegen nicht kann. Also vernehmt.“

„Es wurde meinen Feinden bekannt, daß ich mich bei unserem Freunde Romanow aufhielt. Wie das gekommen ist, weiß ich nicht; genug,

es kam so. Zur Nachtzeit überfiel ein Trupp Soldaten das Schloß, und sie drangen so schnell ein, daß wir kaum im Stande waren, die Dienerschaft zu ermuntern, und sie zum Widerstande um uns zu versammeln, als man auch schon Miene machte, mich gewaltsam fortzuführen. Begreiflich stritten wir dagegen, und mein brüderlicher Freund Romanow war dabei minder glücklich, als ich; denn er erhielt eine Kopfwunde, an welcher er nun leidend, und auch sonst noch erkrankt, darniederliegt. Er duldet Niemand sonst, wie seine Dienerschaft um sich, die, mit dem besten Willen dazu, ihn nicht so zu pflegen vermag, wie es von mir geschehen könnte, wenn ich bei ihm verweilen dürfte. Nachdem die Bewohner des Dorfes, an dessen Ende sich das Schloß befindet, in Folge des Lärms, den die Soldaten verursachten, herbeigestürzt kamen, rief der Graf mir zu: „Rettet Euch in die Kapelle! Von dort hole ich Euch ab. Ich hatte jedoch dazu keine Lust; denn wie hätte ich ihn ferner der Gefahr preis geben können, ohne bei ihm zu verweilen, und es war auch bald nicht mehr nöthig, daß ich flüchtig wurde, weil die Soldaten sich schnell entfernten, sobald sie das Herannahen der Landleute wahrnahmen; aber, als ich von ihrer Ver-

folgung aus dem Schlosse zurückkam, fand ich meinen Freund kaum mehr der Sprache mächtig."

„Ich bemühte mich nun vielfach, ihn zu ermuntern, wobei ich mit einem wahrhaft schmerzlichen Gefühle kämpfte, und von seiner Dienerschaft unterstützt wurde. Sein Leibarzt untersuchte darauf seine Wunden, und nachdem er sich einigermaßen wieder etwas erholt hatte, bestand er darauf, daß ich fort — über die russische Grenze müsse."

„Ich durfte mich seinen Anordnungen nicht widersetzen, sondern war genöthigt, wie er es verlangte, sogleich die Reise nach Rußland anzutreten, und wo ich mich daselbst aufhalte, werdet Ihr durch den Ueberbringer dieses Briefes erfahren."

„Was Romanow für mich gethan, daß er sein Leben für mich gewagt hat, daß er nun unsäglich dafür leiden muß, dafür kann ihn nur Gott belohnen. Aber — auch Du, meine theure Olga, könntest seinen Edelmuth ihm vergelten."

Die Gräfin hatte bis dahin, ohne sich zu unterbrechen, fortgelesen, weil sie zu begierig war, das Weitere von den Mittheilungen ihres Gemahls zu erfahren. Jetzt aber hielt sie unwillkürlich ein, und sah Olga wie fragend an. Diese aber veränderte

die Farbe, und schien sehr bewegt zu sein, jedoch schwieg sie, weshalb die Gräfin weiter las:

„Ja, Du, meine theure Olga, kannst dem Ehrenmanne vergelten, daß er nicht nur sein Blut vergossen, um mir das Leben zu erhalten, sondern mir noch sonst unendlich viel Gutes erwiesen hat. Du kannst es darum, weil Romanow Dich in einem Grade liebt, wie es mehr nicht möglich ist, und nur seiner edelmüthigen Grundsätze wegen es nicht wagt, Dir seine Hand anzubieten, weil er sich für krank hält, für an einer Nervenauszehrung leidend. Allein, so ist es nicht; wenigstens nennt sein Leibarzt sein Befinden nicht lebensgefährlich, und hat ihm das mehr als einmal betheuert, auch mir, als ich bei ihm Erkundigungen darüber eingezogen habe. Jedoch hat dieser mir gesagt, daß Romanow an einem geheimen Kummer leide, ohne die Ursache davon anzugeben, und was sein Leibarzt nur vermuthen konnte, davon fand ich Gelegenheit, mich mit Gewißheit zu überzeugen. Ja, meine gute Olga, ich weiß es sicher, daß nur darum Gram seine Lebenskräfte aufzehrt, weil er glaubt, Dir entsagen zu müssen; denn ich habe seine Träume belauscht, und manchen Erguß seines übervollen Herzens so vernommen. Ich kann Dir sogar betheuern, daß er — aus der Erinnerung — Dein Bild ge-

malt hat, und es an einer feinen goldenen Kette auf der bloßen Brust trägt, und in seinem Anblicke so versunken saß, daß er mein Kommen nicht gewahr ward, und in einem Gespräche damit seine Liebe zu Dir entschleierte, die Größe derselben gleichfalls."

„Meine theure Olga, ich sage Dir über diesen Gegenstand weiter kein Wort mehr, sondern überlasse es Deinem Herzen, zu handeln, wie dieses Dir dazu den Rath ertheilt; jedoch prüfe Dich selbst genau, bevor Du ihn befolgest."

„Es wird nun bald für mein theures Vaterland eine verhängnißvolle Zeit eintreten, und wenn ich es will, kann sie es auch für mich persönlich werden; denn ich darf nur Rußland meine Dienste anbieten, so finde ich eine bereitwillige Aufnahme, und vermag mich an unserem Könige, wie an dessen Gemahlin, für alles Böse zu rächen, was sie mir zugefügt haben. Aber der Gedanke schon erfüllt mich mit Entsetzen, daß es jemals mir einfallen könnte, das Schwert gegen meine Landsleute, gegen meine Brüder zu ziehen. Nein, sie darf ich nicht entgelten lassen, was Einzelne an mir verbrochen haben."

„Das Wort: Heimath tönt tausendfach in meinem Herzen wieder, so oft ich ihrer gedenke, und ich wäre nicht werth, ein Pole zu sein, wenn ich

anders dächte und empfände, wie ich nun gegen Dich erwähne. Doch ich fürchte, meine Lieben, daß auch ohne mein Zuthun Polens Schicksal bald entschieden sein wird, und zwar nicht so, wie ich es wünsche; wenn nämlich die Russen erst bewerkstelligen, was sie gegenwärtig dazu vorbereiten. Sie rüsten sich nämlich mit aller Kraft, die ihnen zu Gebote steht, zu einem Kriege gegen Polen, und zwar geschieht das so geheimnißvoll, daß außer ihren Feldherren und Hauptleuten, sonst Niemand mit Gewißheit weiß, wem es gilt, und so wie ich Siegmund kenne, thut er bis zum letzten Augenblicke Nichts, um seinem Feinde mit gleicher Stärke entgegenzutreten, der mit dem Plane umgeht, Polen sich zu unterwerfen. Ja, er glaubt wohl nicht einmal daran, daß Rußland beabsichtigt, mit seinen Truppen in den Nachbarstaat einzudringen, wobei diese von Schweden unterstützt werden. Also — wie gesagt — auch ohne, daß ich etwas dazu beitrage, wird es bald so kommen, daß ich zu Euch zurückzukehren vermag, ohne daß mir dabei eine Gefahr droht. Indessen geschieht es in jedem Falle nur erst dann, wenn Graf Romanow außer Gefahr ist."

„Ich habe schon so lange keine Nachricht mehr von Euch, Ihr Lieben, erhalten, daß ich anfange

zu befürchten, es möchten Eure Briefe aufgefangen, und mithin auch die meinigen nicht mehr sicher sein. Darum sende ich Euch diesen Brief durch einen eigenen Boten zu, dem Ihr auch ohne Bedenken welche an mich und an Graf Romanow mitgeben könnt; denn er steht in dessen Diensten, und ist, wie dieser sich überzeugt hält, ein kreuzbraver Mensch. Wundert Euch aber nicht, wenn Ihr darauf lange keine Nachricht von mir erhalten werdet; denn von hier bis zu Euch einen eigenen Boten abzuschicken, ist umständlich und beinahe unmöglich."

„Ich umarme Euch Ihr Lieben alle, alle, und besonders Dich, meine Vannienka. Solltest Du bald nach Berlin an unseren Sohn schreiben, so segne ihn in meinem Namen, und theile ihm mit, daß ich seiner in Liebe gedenken werde. Grüße auch dort meinen Freund Prittwitzer, der, wie Du mir schreibst, so redlich meine Stelle bei unserem Sohne vertritt. Danke ihm dafür in meinem Namen; auch dafür, daß er den größten Theil unseres baaren Vermögens in Berlin auf eine sichere Weise angelegt hat."

„Ueberhaupt aber, meine theure Vannienka, ist es gut, daß es von jeher meine Ansicht war, den größten Theil meines Vermögens so anzulegen, daß es immer zu meiner Verfügung steht, und

im Verhältnisse dazu mir nur wenig Grundeigenthum anzuschaffen; außer meinem Hause und dem kleinen Landgute Gayrozany keins in der Nähe von Krakau. Die Güter, welche tiefer in Polen liegen, obgleich sie bevölkert genug sind, kommen doch gegen die Gesammtmasse meines Vermögens nicht in Betrachtung, und was Beztroski anbetrifft, so kann das von Niemand in Anspruch genommen werden, so lange wir es in bewohnbarem Zustande erhalten, wofür Du jedoch vorsichtig Sorge tragen mußt; das bedeutende Einkommen davon kann der König dann nicht an sich reißen. Die Testamentsklausel, durch welche dieses Stammschloß meiner Vorfahren deren Nachkommen erhalten wurde, verbietet es, und Jene sind auf die Sicherstellung ihrer Verfügung bedacht gewesen, so, daß Menschen sie nicht umzustoßen im Stande sind."

„Ich wollte mich kurz fassen, indem ich anfing, diesen Brief zu schreiben, aber ich konnte diesen Vorsatz nicht ausführen; denn die Wohlthat, mit Dir zu sprechen, wird mir vielleicht lange nicht wieder zu Theil werden. Nun aber wird es doch nothwendig, daß ich schließe. Doch, wie wäre mir es möglich, ohne daß ich vorher Dich fragte, wie es mit dem Befinden unserer Tochter Agraffia ist. Aendert sich ihr trauriger Zustand denn gar

nicht? Er wird es dann gewiß, wenn wir wieder alle vereint sein werden."

„Und Pelagia Cheminefffski, unsere treue Freundin, unsere Theilnehmerin an Leid und Freuden, was macht sie? Was ihr Sohn? An sie wie an Euch Uebrigen, Ihr Guten, ist dieser Brief gerichtet, und wenn ich Euch in Gedanken an mein Herz drücke, so schließe ich sie mit ein. Die Vorsehung aber nur kann sie dafür belohnen, daß sie uns in den Tagen des Unglückes nicht verlassen wollte. Auch unser Freund Opacki muß darum von Gott gesegnet werden. Er hat an mir wie ein Bruder an dem andern gehandelt, und das können wir ihm nicht genugsam vergelten."

„Schreibt mir viel und ausführlich; Ihr erheitert dadurch die traurige Lage Eures Euch Alle bis zum letzten Athemzuge seines Lebens liebenden Gatten, Vaters und Freundes."

Dominik Ignatowski.

Der Brief desselben enthielt viel Liebes und Gutes für Alle, die dabei betheiligt waren, aber auch eben so viel Stoff zu Besorgnissen verschiedener Art. Dazu gehörte hauptsächlich, daß Graf Romanow verwundet darniederlag, ohne eine andere Pflege zu besitzen, als die von Männern. Es wurde darüber manches Wort hin und her gesprochen, aber Olga schien

kaum darauf zu achten; schweigsam starrte sie vielmehr auf eine Stelle vor sich nieder, und ihre Gedanken beschäftigten sich mit Anderem.

Bis zum Abend konnten die Briefe an den Grafen unmöglich fertig werden; da Jede von ihnen recht viel schreiben wollte. Der Bote sollte also bis zum folgenden Tag zu warten bewogen werden, und zu der bestimmten Zeit suchten sie ihn im Garten auf. Es war — wie sie bereits nun wußten — ein treuer Diener des Grafen Romanow, und konnte ihnen deshalb über Alles, was in dessen Schloß vorgefallen war, genau Bescheid geben. Aber aus diesen Mittheilungen erfuhren sie erst recht deutlich, in welcher Gefahr sich Graf Ignatowski befunden, und wie sehr edelmüthig sein Freund an ihm gehandelt hatte.

Auch sagte dieser Brave ihnen, wie arg Graf Romanow verwundet worden, und daß er darum sich beeilen müsse, um bald wieder bei ihm einzutreffen, indem er nur Wenigen aus seiner Dienerschaft Vertrauen schenke, seitdem sich so Trauriges unter seinen Augen ereignet habe.

Der junge Mann — er nannte sich Johann Flemski — setzte hinzu: „Mein Herr verlangte durchaus, daß ich der Ueberbringer des Briefes sein sollte, den er von dem Herrn Grafen Ignatowski hat zugeschickt bekommen; sonst hätte ich den Auftrag sicher

nicht übernommen, weil ich selbst seit jener Zeit keinem Menschen mehr traue, indem ich als ganz gewiß annehme, daß Einer aus dem Schlosse nach Krakau berichtet hat, wer der Fremde war, der sich beinahe immer in seinem Zimmer aufhielt, zu dem nur Graf Romanow Zutritt hatte, und den nur ich bedienen durfte, der auch nur dann den Garten besuchte, wenn der Eingang dazu sonst Niemandem offen stand.

Auch während die Ihrigen mit Johann Flemski sprachen, hörte Olga nur schweigsam zu, und schien in Gedanken versunken zu sein; diese aber waren mit Wichtigem beschäftigt, wie es sich bald auswies.

Im Schlosse wieder angelangt, begab sich Olga in ihr Gemach; hier warf sie sich unter dem Bilde des Gekreuzigten nieder auf die Knie, und flehte zu ihm, ihr durch die Dauer ihres jetzigen Empfindens es bemerkbar zu machen, ob sie recht daran thue, einen Vorsatz auszuführen, den sie gleich gefaßt, als sie den Inhalt des Briefes ihres Vaters mit angehört hatte; ob sie anders nicht handeln dürfe, anders nicht handeln müsse.

Sie erreichte mit diesem Gebete ihren Zweck vollkommen, wie wir ihn immer erreichen, wenn wir so zu dem Herrn sprechen, wie wir nur sollten, aus der

Fülle unseres Herzens; nicht nach eingelernten Formeln, sondern mit dem Worte unseres Gefühls; wenn wir die Hände, flehend um Erhörung, so zu ihm emporheben, als wollten wir damit durch die Wolken dringen, und die Stufen seines Vaterthrones dann erreichen. Ihr ward nämlich mit jedem Augenblicke klarer, daß es ihr schönster und wichtigster Beruf sei, durch Opfer, welche sie den Ihrigen brächte, ihrem eigenen Leben einen Werth beizulegen, den es sonst in der Folge entbehren würde, weil sie sich überzeugt hielt, daß sie, glückliche Tage zu erleben, keinen Anspruch mehr zu machen habe, weil jede Erdenfreude darum für sie verloren gegangen, weil Waldomir Priester geworden, und es leider zu spät einsah — zu seiner eigenen Qual, wie zu ihrem bittersten Schmerze — daß es thöricht von ihm gehandelt war, als er sich dem ehelosen Stande gewidmet hatte, freilich nur der Ueberredung eines Mannes dabei nachgebend, der dahin zu wirken wußte, daß es so kommen mußte, indem damals Waldomir das Gefühl noch nicht zu deuten vermochte, welches zu Olga ihn hinzog, wie es jedoch später so kam, als er aber nicht mehr es wagen durfte, seinem Oheime zu widersprechen, durch Ungehorsam dessen Lieblingspläne zu durchkreuzen, und nur später bitter genug es bereute, daß er es zu jener Zeit unterlassen hatte, als er Olga wiedersah, die nun vollends zur Jung-

frau herangeblüht war, und schön, wie das Bild der Madonna aussah.

Als Olga sich erhob, stand der Entschluß fest in ihrem Herzen, dem Grafen Romanow den Dank abzutragen, zu dem nicht nur sie, zu dem alle die Ihrigen gegen ihn verpflichtet waren. Sie wollte sich mit ihm vermählen, seine Freundin, und wenn das Schicksal es so fügte, daß er nicht mehr zu völliger Gesundheit gelangte, seine Pflegerin werden, seine Krankenwärterin.

Sonderbar kam es ihr aber selbst vor, daß sie sich lieber als solche denken konnte, als wie seine Gattin, wenn er vollkommen genesen sollte; lieber sich ihn siech dachte, als lebenskräftig, obgleich sie um seinetwillen ihm doch diesen letztern Zustand wünschen mußte.

Das aber kam daher, weil sie den Grafen nicht liebte, nur achtete; nur ihm in heißer Dankbarkeit für alles Gute ergeben war, das er ihrem Vater, mithin auch ihr und den Ihrigen sonst erzeigt hatte.

Hätte sie gewußt, daß er nur ihrer aufopfernden Pflege bedürfe, so würde sie ihm freudig ihr ganzes Leben dazu gewidmet haben; aber er konnte völlig genesen — und sie mußte es wünschen, oder vielmehr sie wünschte es wirklich, daß es so käme — und wie dann, wenn er Liebe von ihr forderte, wenn

sie die Empfindungen ihres Herzens ihm zum Opfer bringen mußte? Doch, daran durfte sie jetzt nicht denken, sollte sie im Stande sein, den Vorsatz zu erfüllen, mit dem sie eben gekämpft hatte. Vielmehr dünkte es ihr unerläßlich nothwendig, daß sie nur an die Freude denke, welche ihr Vater empfinden werde, wenn sie den heißen Wunsch seines Herzens erfülle, und dem Grafen Romanow ihre Hand reiche; denn das war es doch, was er meinte.

Sobald Olga mit sich einig war, was sie wollte, was sie solle und ausführen müsse, um ihren Vater mit sich zufrieden zu stellen, und die Pflichten zu erfüllen, welche die Dankbarkeit gegen dessen Lebensretter von ihr forderte, und womit sie sich künftig ihr ganzes Leben durch beschäftigen wollte, empfand sie die Ruhe wieder, welche sie seit der Zeit entbehrt hatte, wo sie gegenwärtig war, als ihr Vater durch den Beistand des Grafen Romanow aus seinem Gefängnisse zu entfliehen vermochte, und aus einem einzigen Blicke desselben, aus seinem Schmerze, den er beim Abschiede von ihr zeigte, es errieth, daß er sie liebte, daß er vielleicht nur um ihretwillen sich der Gefahr ausgesetzt hatte, als der Verbündete ihres Vaters ergriffen, und zu gleicher Strafe, wie er sie dann erhielt, gezogen zu werden; der Gefahr bei der Möglichkeit, als er sich auf dem Brette ihm entgegenschob, um erst ihn erfassen und zu sich herzie-

hen zu können, auf das Steinpflaster zu stürzen, und so elendiglich sein Leben zu endigen.

Und die Ahnung, welche sie von damals empfand, daß er sie liebe, hatte diese sich nicht beinahe schon längst in Gewißheit verwandelt, indem sie den Inhalt der an sie gerichteten Briefe gelesen, womit er fortfuhr, als ihr Vater schon selbst an die Seinigen schrieb? Kein Wort von dem, was er dabei empfand, während er damit umging, diese Liebe zu unterdrücken, kam zwar in diesen Briefen vor, kein Geständniß derselben; aber dennoch waren sie zum Verräther an seinem Herzen geworden, und darum hatte sie der Ruhe seitdem entbehrt, die ihr jedoch nun wieder geworden, seitdem der Kampf in ihrem Innern mit dem, was sie für Waldomir empfunden, beendigt war; seitdem sie wußte, was sie thun mußte, und daß nicht mehr länger zaudern durfte bei der Ausführung ihres Entschlusses.

Zu diesem Zwecke begab sie sich zu ihrer Mutter, wo sie auch Herrn Opacki antraf, dem diese den Inhalt von dem Briefe ihres Gemahles mittheilte, was darum nicht eher geschehen konnte, weil der Doktor nur eben erst von einer Fußwanderung zurückkam, die er in der Nähe von Beztroski unternommen hatte.

Auch daß es der Wunsch ihres Gatten war, es möchte Olga dem Grafen Romanow ihre Hand reichen, sagte die Gräfin Herrn Opacki, weil sie vor

diesem Ehrenmanne kein Geheimniß hatte, und er theilte ihr darauf seine Ansicht mit, daß er Romanow durchaus nicht für so unheilbar krank halte, als dieser zu sein meine.

Indem er noch mit ihr und ihrer Freundin Pelagia sich besprach, kam Olga zu ihnen, und sagte gleich nach ihrem Eintritte in das Zimmer: „Nicht wahr, meine theure Mutter, Ihr habt Euch, seit wir hier in Beztroski uns aufhalten, wohler befunden, als vorher, obgleich Euer Herz wegen des Ausbleibens jeder Nachricht von dem guten Vater nicht wenig gelitten hat?“

Die Gräfin sah sie erstaunt an, indem sie antwortete: „So ist es allerdings; allein wozu die Frage, liebes Kind?“

„Und glaubt Ihr, daß es gut bleiben wird, Herr Opacki?“ fragte Olga diesen, statt ihrer Mutter zu antworten.

„Das kann nur Gott ganz gewiß beurtheilen, erwiederte der Doktor lächelnd, worauf er hinzusetzte: „wir aber wollen es hoffen. Wenigstens sind alle Anzeigen dazu da, indem der Puls Eurer Frau Mutter sich gehoben hat, und sie auch bei weitem nicht mehr so leidend aussieht, als früher, was ich der stärkenden Luft hier oben auf dem Berge zuschreibe.“

„Auch die beständige Stille hier hat sicher zur Genesung meiner Freundin beigetragen,“ sagte Pe-

lagia; „denn in der That, unser Ohr vernimmt außer dem Gesange der Vögel, dem wir so gern zuhören, sonst nicht das geringste Geräusch, und der Umstand kommt besonders den an Nervenübeln Leidenden gut zu statten.“

„Und Ihr Lieben wollt meine Mutter ganz gewiß nicht verlassen?“ fragte Olga, indem sie Herrn Opacki und Pelagia Chemineffski abwechselnd dabei ansah.

„Gewiß nicht,“ betheuerte der Doktor, und Pelagia setzte hinzu: „Ich werde sicher das Versprechen nicht brechen, welches ich schon damals Deinen Eltern angelobt habe, als ich meinem Schwager abschlug, nach Prag zu kommen, wie er es zu der Zeit verlangt hat, und seinen Antrag wiederholte, als ich Deine Mutter nach Beztroski begleitet habe. Aber — wir begreifen nicht, was Du meinst.“

„Ihr werdet mich gleich verstehen,“ antwortete Olga, „wenn ich Euch sage, daß ich mich zu dem Grafen Romanow begeben, und seine Pflegerin werden will, so lange er lebt, wenn nämlich Gott mich erhält. Weil aber das die Schicklichkeit verbieten würde, so gehe ich mit der Absicht um, seine Gemahlin zu werden, wenn er selbst diesen Wunsch hat und ihn gegen mich ausspricht. Jedoch darf er nicht eher meinen Vorsatz erfahren, bis es so kommt; auch Keiner von seiner Dienerschaft soll wissen, wer um

ihn ist und ihn pflegt. Ich will mich also in männlicher Kleidung zu ihm begeben, und zwar schon morgen die Reise zu Pferde antreten. Ach, wie gut ist es nun, daß ich zu reiten verstehe!"

„Aber, mein Kind —" sagte die Gräfin.

Olga fiel ihr schnell in die Rede: „Bekämpft meinen Vorsatz nicht, geliebte Mutter; denn er steht fest in meinem Innern. Helft mir vielmehr, in der ersten Zeit nach meiner Entfernung von hier, diese verheimlichen, damit kein Bewohner dieses Schlosses davon etwas erfährt. Das jedoch wird ganz gut angehen, wenn wir Eure Kammerfrau, meine geliebte Mutter, in das Geheimniß ziehen und ihr sagen, daß ich, ohne daß Jemand davon weiß, nach Krakau zurückkehre, um für die Begnadigung meines Vaters wirksam zu werden. Die Uebrigen von der Dienerschaft aber erfahren, daß ich mich unwohl befinde, und nicht im Stande bin, mein Gemach zu verlassen."

Es wurde nun noch viel darüber gesprochen, ob Olga recht daran thue, sich für die Ihrigen aufzuopfern, da Alle annahmen, daß sie den Grafen Romanow nicht liebte, was sie auch nicht bestritt; allein sie vertheidigte ihren Vorsatz, und ersuchte ihre Mutter, nur Wäsche und die nöthigsten Kleider ihres Geschlechtes in einen Mantelsack einzupacken, auch einen für ihren Begleiter damit anzu-

füllen, und trug dem Doktor auf, noch desselben Tages einen Mann, der unten im Thale wohnte, für den folgenden Morgen in aller Frühe zu bestellen, der ihr Gepäck abhole.

„Ei, bewahre,“ gab ihr der Doktor mit sehr heiterem Tone zur Antwort, „das werde ich auf eine andere Art einrichten, damit Niemand bei der Sache einen Argwohn bekommen kann. Ich selbst trage Euer Gepäck hinab ins Thal. Doch — wie dann weiter?“

„Johann Flemski ist im rothen Rosse, dicht neben der Mühle, abgestiegen,“ antwortete Olga: „Ihr sucht ihn noch heute auf, gebt ihm den Auftrag, daß er ein Pferd für mich kaufen, und uns morgen, noch bevor der Tag anbricht, im Freien erwarten soll, weil mein Zwillingsbruder ihn begleiten wolle. Er hat mich nur flüchtig angesehen, als ich zwei Mal ihn gesprochen habe, und wird mich in meiner Verkleidung nicht wieder erkennen. Ich aber will mich des Anzuges bedienen, welchen damals meine theure Mutter trug, als sie zu ihrem Gatten ging, um den letzten Abschied von ihm zu nehmen.“

„Ich möchte Euch am liebsten begleiten,“ sagte Herr Opacki, „weil ich mir vorstellen kann, welchen Gefahren Ihr auf einer so weiten Reise ausgesetzt sein werdet.“

„Die Hand Gottes wird sie von mir abwenden,“

erwiederte Olga, „mit mir gehen aber dürft Ihr unmöglich, da man Euch im Schlosse vermissen würde, und hauptsächlich darum nicht, weil meine gute Mutter wieder mehr leidend werden könnte, und dann Eures Beistandes benöthigt wäre. Beschränkt daher Eure gute Absicht, uns zu nützen, darauf, daß Ihr zum Troste der Meinigen hier bleibt, und nur meine Entfernung von ihnen vorbereitet. Doch, wie meint Ihr, daß wir es mit meiner Schwester halten sollen; darf sie wissen, was hier vorgeht?"

„Nein, um des Himmels willen nicht!" riefen alle Drei wie aus einem Munde, und Pelagia setzte hinzu: „es würde sie ohne Noth beunruhigen. Uebrigens hat sie in der letzten Zeit Keinen von uns mehr vermißt."

„Ihr Zustand ist überhaupt von ganz eigener Art," sagte die Gräfin mit einem Seufzer; „zuweilen ißt sie so gut wie gar nicht, vergießt heimlich Thränen, und dann treten wieder Tage ein, wo sie regelmäßig die Speisen genießt, die wir ihr vorlegen. Nur ihr Gemach verläßt sie nie, und beschäftigt sich trotz dem nicht mit nützlichen Gegenständen. Vielmehr läßt sie beständig die Hände im Schooße ruhen, spricht nicht im Zusammenhange; ihre Blicke haften an einer Stelle, und sie erwähnt niemals der Vergangenheit. Aber man bemerkt auch keine Abwesenheit

des Geistes an ihr, und sie belästigt uns durch ihr Benehmen auf keine Weise."

„Jedenfalls will ich noch einmal zu ihr gehen," sagte Olga mit tiefer Wehmuth, „um sie zu umarmen, bevor wir uns trennen; Gott weiß es am besten, ob nicht für immer." Dann begab sie sich erst in ihr Gemach, später jedoch führte sie ihren Vorsatz aus.

Sie konnte sich dabei der Thränen nicht enthalten; deshalb sah sie Agraffia zwar mit einem Ausdrucke von Verwunderung an, fragte aber nicht nach der Ursache ihrer Aufregung, sondern ließ es ruhig geschehen, als sie Olga, sehr heftig bewegt, in die Arme schloß, bevor sie eiligst das Gemach verließ.

Man sagte dieser nun, daß Herr Opacki sich nach dem Thale begeben habe. Olga und Pelagia packten mithin alles Nöthige ein, und waren eben damit fertig, als er von dort zurückkam und ihnen sagte, daß er mit Johann Flemski Alles verabredet, und dieser versprochen habe, den jungen Ignatowski noch vor Tagesanbruch im Freien zu erwarten.

Bis zu der Zeit saßen sie im engen Kreise beisammen, und Olga tröstete ihre Mutter, welche wegen der Trennung von ihr heftig weinte, weshalb Jene endlich fortfuhr: „Der Himmel kann ja die Angelegenheiten der Politik noch so lenken, daß ich im Stande bin, Euch meinen theuern Vater zuzuführen, und wenn nicht, so kommt Ihr zu uns; dann giebt

es wohl Gelegenheit, daß er Euch heimlich sprechen kann, und stellt Euch seine Freude vor, wenn er erfährt, daß ich dazu entschlossen bin, die Gemahlin seines Freundes zu werden."

Was Olga zu ihrer Beruhigung sagte, erkannte ihre Mutter zwar als wahr und gut an; aber sie emfand den Schmerz, sich auch von ihr losreißen zu müssen, nicht minder. Das jedoch war so natürlich. Ihren Sohn hatte sie, nach der von ihrem Gatten getroffenen Bestimmung, aus Polen entfernen müssen. Agraffia lebte nur kaum noch zur Hälfte unter ihnen, und ihre Kräfte verminderten sich täglich mehr, ohne daß sie sich dabei krank fühlte; wenigstens wurde sie sehr hager, und sah zu solcher Zeit, wenn sie keine Speisen genoß, dabei viel weinte, und keine Nacht ruhig schlief, todtenblaß aus. Es war daher wohl ganz begreiflich, daß ihre Mutter mit einer Ohnmacht kämpfte, als Olga sie zum letzten Male umarmte, dann sich von ihr losriß, und darauf, von Herrn Opacki begleitet, das Schloß verließ, um zu Flemski zu gelangen, der sie bereits erwartete.

Olga nahm jetzt auch von ihrem treuen Freunde, dem Doktor, herzlich Abschied, schwang sich auf das für sie in Bereitschaft gehaltene Pferd, sah noch einmal hinauf nach dem Schlosse, wo sie ihre Lieben zurückließ, und sprengte darauf die Landstraße entlang, begleitet von dem Diener des Grafen Roma-

now; Herr Opacki aber begab sich zu ihrer Mutter, und fand deren Freundin Pelagia bemüht, sie zu trösten.

Später versicherte Flemski, daß er Olga nicht wieder erkannt, sondern sie für ihren Bruder Boleslaw wirklich gehalten habe, und gegenwärtig setzten sie ihren Weg ohne Unterbrechung fort, ohne länger als einige Stunden sich an irgend einem Orte Ruhe zu gönnen, und es kam der guten Tochter nun vortrefflich zu statten, daß sie von ihrem Vater das Reiten gelernt hatte, damit sie ihn auf seinen Ausflügen ins Freie begleiten konnte.

Als sie schon in der Nähe von Wielkalonka waren, worüber Olga sich unendlich freute, weil ihr das Reiten doch zuletzt sehr beschwerlich fiel, kam ihnen von dorther ein Reiter entgegen, den Flemski als einen Diener des Grafen Romanow erkannte, und dem er schon von weitem die Frage entgegenrief, wie sich sein Herr befinde.

„Kämst Du, statt heute, erst morgen heim,“ erwiederte sein Kamerad, „so fändest Du ihn leider gewiß nicht mehr am Leben.“

„O, mein Gott!“ rief Flemski erschrocken aus. „Aber was sagt denn sein Leibarzt dazu?“

„Er hat jede Hoffnung, den Grafen zu erhalten,

aufgegeben," antwortete Franz, „und ich reite eben nach der Stadt, um von dort einen zweiten Doktor herbeizuholen, der von sehr weit hergekommen, und äußerst geschickt sein soll, jedoch nur dort zum Besuche ist, und bald wieder abreis't, weshalb ich Eile habe. Darum lebe wohl."

Olga vermochte erst vor Wehmuth nicht zu sprechen; endlich aber sagte sie im Weiterreiten: „Sobald wir in Wielkalonka werden eingetroffen sein, meldest Du mich bei dem Leibarzte, damit es diesen nicht in Verwunderung setzt, wenn ein Fremder sich an das Krankenbett des Grafen drängt, und er mir auch ein Gemach anweisen lassen kann, wie ich es wählen werde."

Flemski versprach es, und nach einer Viertelstunde befanden sie sich schon in Wielkalonka.

Um zu dem Schlosse zu gelangen, mußte man einige hundert Schritte in einem prachtvoll angelegten, mit kostbaren Kunstwerken versehenen, und mit einem Eisengitter mit reicher Vergoldung umgebenen Garten zurücklegen.

Es bestand nur aus einem Stockwerke; aber das Hauptgebäude hatte zwei sehr große Seitenflügel, und jenes allein war vierzehn Fenster breit.

Der eine Seitenflügel enthielt die Vorrathskammern, und alle Abtheilungen, die zum Gebrauche für die Wirthschaft eingerichtet waren, auch die Woh-

nung der Dienerschaft befand sich dort. Ferner benutzten der Hauskaplan und der Leibarzt einige Zimmer, und sechs derselben standen, schön eingerichtet, jederzeit zur Aufnahme für Gäste bereit.

Auch der Inspector, dem die Verwaltung über das sehr große Gut Wielkalonka anvertraut war, wohnte in diesem Seitenflügel, und gleichfalls der Kammerdiener des Grafen Romanow, überhaupt alle Diejenigen, welche entweder seine Beamten waren, oder eine höhere Stelle unter der Dienerschaft bekleideten. Die Uebrigen alle hatten ein kleines Häuschen inne, welches sich in der Nähe des Schlosses befand, und worin auch der Gärtner mit seinen Gehülfen wohnte.

Den andern Schloßflügel benutzte der Graf ganz für seine Person, und nur zwei Diener hatten darin ein kleines Stübchen nahe bei seinem Schlafzimmer, wo sie sich den Tag über aufhielten, und abwechselnd in der Nacht auch schliefen. Durch sie — es waren der uns bekannte Johann Flemski, und des Grafen Kammerdiener, Antoni Morweski — durch sie also ließ er seine Befehle der übrigen Dienerschaft zukommen, weil er in Beide ein besonderes Vertrauen setzte.

Das Mittelgebäude des Schlosses war prachtvoll eingerichtet, ganz dem großen Reichthume des Grafen Romanow angemessen; aber er selbst liebte eine solche Umgebung nicht, sondern zog es vor, nur die Gemä-

cher im linken Schloßflügel zu benutzen, die zwar mit äußerst geschmackvollen Möbeln und mit eben solchen Tapeten, Fenstervorhängen und Teppichen versehen waren, jedoch im Ganzen weit minder kostbar zu sein schienen, als die im Hauptgebäude, weil ihr Werth nicht so glanzvoll, mithin weniger in die Augen fiel; denn man sah hier nicht so viele und reiche Vergoldungen wie dort, keine so prunkende Kamine, keine Wandbekleidungen von Marmor, wie in den Staatssälen, keine Oelgemälde, wovon oft ein einziges mehrere tausend Thaler kostete, obgleich der Graf recht schöne in seinem Wohnzimmer besaß; keine persische Teppiche auf den Fußböden, deren Pracht in Erstaunen setzte; keine Schenktische, worauf eine Menge Silbergeschirr stand; keine Fenstervorhänge vom schwersten Dammast oder gar von Sammet, mit goldenen Quasten und Franzen verziert; aber man verweilte doch lieber in den Gemächern, welche der Graf benutzte.

Er liebte es, daß sein Blick aus jedem derselben, die ganze Reihe der übrigen entlang, bis in das letzte streifen konnte, und darum mußten die Flügelthüren, welche jedes mit dem andern verband, beständig offen stehen; auch im Winter, wo alle gleich geheizt wurden. Dagegen in dem Hauptgebäude Alles, was man sah, daran erinnerte, daß er reich sein mußte, sehr reich, und daß selbst Wohlhabenheit

neben diesem Reichthume betrachtet, zur Armuth herabsank.

Wirklich Jeder fühlte hier, daß man unrecht daran thäte, wenn man alle die kostbaren Gegenstände rings herum nicht schonen wollte, und eben diese Mahnung war es, welche der Graf nicht liebte, mithin darum sehr selten diese Prachtsäle und Zimmer besuchte.

Wie gemüthlich und traulich war es dagegen in seinen Gemächern, wovon das letzte einen Ausgang in den Garten hatte, der jedoch von innen durch einen Riegel verschlossen war, weil nur der Graf bei guter Witterung ihn benutzte.

Aus den beiden Seitenflügeln des Schlosses konnte man in das Mittelgebäude gelangen; doch die Thüren, welche dahin führten, wurden beständig verschlossen gehalten; die Schlüssel davon waren in den Händen des Grafen, und er ließ nur dann die Thüren öffnen, wenn Gäste im Schlosse glanzvoll sollten aufgenommen werden. In die Gemächer des Grafen gelangte man vermittelst einer Thüre, die in eine Art Halle führte, durch die man ins Freie kam, oder auch durch einen bedeckten Gang in die Küche, welche sich in dem kleinen Hause befand, worin die Dienerschaft sich aufhielt, weil der Graf den Geruch der Speisen nicht liebte.

Am Tage gleich wie in der Nacht umkreiseten einige junge Burschen das Schloß, welche Untertha-

nen des Grafen Romanow waren, der sie täglich durch andere ablösen ließ, und sie reichlich für diese Mühe entschädigte. Sie waren ganz wie Soldaten gekleidet, und Graf Romanow hatte in früherer Zeit dazu vom Könige die Erlaubniß erhalten. Nur reichte damals ihre Anzahl nicht zu, als man das Schloß überfiel, um den Grafen Ignatowski aufzuheben; weshalb sie zurückgedrängt wurden, so tapfer sie auch ihren Gebieter vertheidigten.

Der Graf hielt diese Landleute nur darum, damit sie sein Eigenthum sicherten, indem er es nicht verhindern konnte, daß es lautbar wurde, welche kostbare Gegenstände er im Hauptgebäude des Schlosses aufbewahrte.

Aber auch für seine Person wollte er in Sicherheit sein, indem leicht der Ruf seines Reichthums einen Missethäter verlocken konnte, ihn zu überfallen und zu tödten, in der Hoffnung, große Schätze bei ihm zu finden, wobei er sich auch nicht geirrt hätte.

Früher war der Graf sehr gastfrei, und nahm gern Besuche an, die er auch jederzeit freigebig bewirthete. Allein, seitdem zur Nachtzeit königliche Soldaten sein Schloß überfallen hatten, um seinen Freund aufzuheben, war er mißtrauisch gegen seine Nachbaren geworden, weil er meinte, daß einer von ihnen diesen erblickt — obgleich er nie sein Zimmer verließ, sobald Fremde im Schlosse waren — und

die Anzeige, daß er sich in Wielkalonka befinde, an den König habe gelangen lassen. Er lud mithin keinen von seinen Bekannten mehr zu sich ein, und nöthigte, wenn sie dennoch ihn besuchten, keinen mehr, im Schlosse die Nacht zuzubringen.

Um sich den Tag über eine Unterhaltung zu gewähren, hatte er mehreren Zimmern in dem Seitenflügel des Schlosses, den er bewohnte, eine besondere Bestimmung geben lassen.

In einigen befand sich, in Glasschränken, welche in die Wände ringsum eingelassen waren, seine zahlreiche Bibliothek, und auch werthvolle Handschriften waren hier in zierlich gearbeiteten Kästchen aufbewahrt.

In einigen war eine Sammlung von Gegenständen aus dem Naturreiche. Wieder in einem stand ein Billard, auf dem der Graf mit seinem Kaplan, mit dem Leibarzt, oder mit seinen Nachbaren in früherer Zeit gespielt hatte, wenn er bei übler Witterung sich nicht im Freien bewegen konnte. Wieder ein anderes Gemach, das sich neben der langen Reihe Zimmer befand, benutzte der Graf, um darin zu baden, und aus einem ähnlichen gelangte man in eine kleine Kapelle, in welcher jeden Morgen der Kaplan Messe las, bei der sich die sämmtlichen Bewohner des Schlosses einfinden mußten, wenn sie sich nicht das Mißfallen des Grafen zuziehen wollten.

Sie hatte jedoch auch einen Ausgang, der in den Garten führte. Durch diese Thüre kamen alle Uebrigen, und nur der Graf verfügte sich aus seinen Gemächern in die Kapelle.

Als Olga im Schlosse zu Wielkalonka angekommen war, wies ihr der Leibarzt des Grafen Ronow ein Gemach an, welches sich unter denen befand, die früher zur Aufnahme der Gäste dienten. Hier kleidete sie sich schnell um; denn sie hatte unterwegs in einer Stadt einen männlichen Anzug gekauft, der feiner und eleganter war, als der, welchen sie während der Reise getragen, und sah mithin ganz anständig aus, als sie sich zu dem Grafen verfügte, der sich jedoch ohne Besinnung befand.

Sie traf den Leibarzt des Grafen und dessen Kammerdiener bei ihm an, und ersuchte Beide, ihr für diese Nacht, und wenn sie ihre Sache gut mache, auch für längere Zeit allein die Pflege ihres theuern Kranken zu überlassen.

Diese Beiden waren von den vielen Nachtwachen schon so an Kräften erschöpft, daß sie gern, für einige Stunden wenigstens, dieses ihnen sehr freundlich vorgetragene Anerbieten annahmen, weil sie fest versprach, augenblicklich Einen von ihnen herbeizurufen, sobald des Kranken Zustand sich verschlim-

mern sollte. Jedoch wollten sie zuvor noch den Ausspruch des fremden Arztes abwarten, der jeden Augenblick eintreffen konnte.

Olga hatte viele Erfahrungen bei den wiederholten Krankheiten, und auch damals eingesammelt, als Pelagia Chemineffski dem Tode so nahe war; sie wußte also deshalb beinahe für jeden Fall, der eintreten konnte, Bescheid. Sie kannte alle die Mittel, die man zur Linderung in Krankheiten anwandte; sie verstand Getränke, die erquickten, zu bereiten, wußte den Leidenden so manche Wohlthat zu erzeigen, ihnen sorgsam die Kissen zu ordnen, ihnen zweckmäßig Arzeneien einzuflößen u. s. w. Der Hausarzt Zinski sah ihr daher mit Erstaunen zu, als er, um ihr Geschick darin zu erproben, ihr die Pflege des Kranken überlassen hatte, jedoch dabei sie genau beobachtete; denn er mußte sich und Andern gestehen, daß sie sämmtlich bei diesen Beschäftigungen weit hinter dem jungen Menschen zurückblieben, der behauptete, daß er der Sohn eines Freundes des Grafen sei, aber seinen Namen nur den drei Vertrauten desselben nannte. Der Arzt konnte daher ohne alle Besorgnisse diesem Boleslaw Ignatowski die Pflege des Leidenden für die Nacht überlassen.

Der fremde Doktor langte endlich an, und äußerte sich gleich seinem Collegen, daß wenig Hoffnung zur Erhaltung des Kranken vorhanden sei. Allein Olga,

welche genau auf ihren Ausspruch horchte, erwiederte mit sicherem Tone, daß ihre Mutter sich mehr als einmal in solchem gefahrvollen Zustande befunden habe, und stets durch die Anwendung eines Bades gerettet worden sei.

„Eines Bades!“ riefen Beide zugleich aus, und sahen sich einander wie fragend an.

„Ganz gewiß ist es so der Fall gewesen,“ versicherte Olga; „die erst erschlaffte Haut kam darauf wieder in Thätigkeit; es fand sich Schweiß ein, und als Folge davon verminderte sich die trockene Fieberhitze, worauf die Kranke in einen natürlichen Schlaf verfiel, der sie erquickte.“

Die Aerzte sprachen darauf lange in einem andern Zimmer über diesen Vorschlag, kehrten darauf zurück, meinten, daß hier Nichts mehr verlieren sei, daß man mithin noch einen Versuch, den man früher nicht gewagt habe, zur Herstellung des Grafen anwenden könne, und fragten Olga nach der Art, wie das Bad bereitet worden, und wie man es angewendet habe.

Olga wußte Alles genau anzugeben, und unterrichtete die Herren, wie sie dabei verfahren müßten; sie jedoch zog sich indessen zurück in ihr Gemach, und ließ sich erst wieder rufen, nachdem man den Grafen in sein Bett zurückgebracht hatte.

Während Olga sich in ihrem Gemache befand, schrieb sie an ihren Vater, theilte ihm mit, um wel-

cher Ursache willen sie sich zu seinem Lebensretter begeben habe, verhehlte ihm dessen gefahrvollen Zustand nicht, setzte jedoch hinzu, daß sie noch auf eine zweckmäßige Pflege ihre letzte Hoffnung baue, sagte ihm aber auch, daß sie nur dann im Stande sei, dem Kranken diese zu widmen, wenn sie ihn Tag und Nacht umgeben, und jede andere Rücksicht dabei aus den Augen setzen könne, was gegenwärtig doch darum nicht angehe, weil es möglich sei, daß man ihr Geschlecht entdecke, und daß sie darum beschlossen habe, dem Grafen, sobald er nur wieder bei Besinnung sei, zu sagen, in welcher Absicht sie sich hier aufhalte, daß sie entschlossen sei, ihm ihre Hand zu reichen, und ihn ersuche, die Trauung ohne Säumniß durch seinen Schloßkaplan vollziehen zu lassen. Dann versprach sie ihrem Vater, sobald der Zustand des Grafen sich verändern sollte, abermals ihm zu schreiben, und war mit diesem Briefe eben fertig geworden, als der alte Kammerdiener Mortwesti kam, um sie zu rufen und ihr zu sagen, daß der Kranke sich in einem Zustande befinde, der ungewiß lasse, ob er schlummere oder ohnmächtig geworden sei.

Olga fühlte sich dieses Umstandes wegen nicht beunruhigt; denn sie erinnerte sich, daß es nach jedem solchen Bade mit ihrer Mutter so gekommen war; aber sie begab sich doch schnell zu dem Kranken, den sie in seinem Schweiße gleichsam wie in einem Bade

liegend fand, und darum sehr erfreut darüber ausrief: „Gott sei gelobt, er ist gerettet!“

Sie hielt sich davon auch fest überzeugt, weil Herr Opacki das jedesmal, ohne zu trügen, versichert hatte, sobald ein angewandtes Bad diese Wirkung hervorbrachte. Sie ordnete also nur noch an, was weiter geschehen müsse, um diesen starken Schweiß zu unterhalten, und wich von diesem Augenblicke an nicht mehr von des Kranken Seite.

Die Aerzte beobachteten sie fortwährend, und als sie es wahrnahm, mußte sie glauben, daß Beide anfingen zu argwöhnen, daß sie ihr Geschlecht verläugnete. Allein der Umstand hielt sie nicht davon ab, ihren Plan zu verfolgen; vielmehr setzte sie neue Hoffnungen auf die Wirkung des Bades, und gab dem Anscheine nach nicht darauf Acht, als sie durch einen Spiegel sah, daß Beide Zeichen von Verwunderung hinter ihrem Rücken einander zuwinkten, und die Köpfe schüttelten, indem sie ganz wie eine Frau des Hauses waltete. Als ihr die Sache aber auffallend wurde, sagte sie zu dem Hausarzte des Grafen: „Gerathet nicht über solche Dinge in Erstaunen, die Ihr Euch vielleicht unrichtig deuten würdet. Lieber unterlaßt es, und nehmt nur an, daß sich Alles aufklären soll, was Euch jetzt als räthselhaft erscheinen mag. Aber erst dann sollt Ihr es erfahren, wenn Graf Romanow wieder zur Besin-

nung gelangt sein wird; habt deshalb die Güte, auch dem Herrn Kaplan mitzutheilen, was ich Euch eben gesagt, damit es ihm nicht einfallen kann, mich falsch zu beurtheilen."

Diese Worte überzeugten die Anwesenden, daß sie sich in ihrer Vermuthung nicht geirrt hatten, sondern daß der vermeinte Boleslaw Ignatowski wirklich eine Dame war, die um irgend einer wichtigen Ursache willen ihr Geschlecht verläugnete. Doch, wen sie vor sich hatten, das konnten sie nicht errathen; jedoch begegneten sie ihr mit der höchsten Achtung, ließen sie ungehindert einige Stunden allein bei dem Grafen, während sie schliefen, und fanden sich erst gegen den andern Morgen wieder bei ihr ein.

Nun ordnete sie noch ein zweites Bad an, welches sie jedoch auf eine andere Art einrichten ließ, als das vorige, und darauf erst gelangte der Graf wieder zur Besinnung; aber er befand sich so sehr schwach, daß er nicht sprechen konnte.

Als er Olga um sich beschäftigt sah, betrachtete er sie mit Zeichen von Erstaunen, und schien darauf über etwas nachzudenken. Endlich aber verklärten sich seine Blicke, blieben so auf ihr haften, und nach einer Weile bemühte er sich zu sprechen, was ihm aber lange nicht gelingen wollte. Er mußte sich also damit begnügen, sie anzusehen, und schien sich indessen mit jedem Augenblicke deutlicher zu überzeugen, daß

es Olga Ignatowski sei, sie, die er gleich einer Heiligen verehrte, und über jeden Begriff liebte, die er nun damit beschäftigt sah, für ihn einen stärkenden und zugleich erquickenden Trank zu bereiten.

Wie sonderbar war ihm nun zu Muthe! Er glaubte abwechselnd zu träumen, und doch überzeugte ihn wieder die Wirklichkeit vom Gegentheile, als sie ihn zu trinken aufforderte. Alle Zweifel mußten schwinden; es war ganz gewiß Olga, die neben seinem Lager stand; er vernahm den Ton ihrer Stimme, strengte sich an, und hauchte leise: „Olga!" über seine Lippen.

Sie neigte sich darauf zu ihm, erfaßte seine Hand, erwiederte deren Druck, und flüsterte ebenso ihm zu, daß er sich ruhig verhalten möge, weil sie beabsichtige, ihn in diesem Falle nicht mehr zu verlassen.

Bei dieser Zusicherung leuchtete sein mattes Auge in Freuden auf; aber er vermochte erst nach einer langen Pause zu sagen: „Habe ich recht verstanden? Niemals wieder wollt Ihr mich verlassen?"

„Niemals wieder," betheuerte Olga.

Er schwieg nun, um neue Kräfte zu sammeln, und als er diese gewonnen hatte, sagte er, obgleich mit großer Anstrengung: „Auch dann nicht, wenn ich genesen sollte?"

Olga senkte das Auge zu Boden; ihr Herz kämpfte den letzten — zwar nur kurzen — aber schwersten

Kampf, bevor sie antwortete: „Nein, auch dann nicht.“

Sie erweckte durch diese Zusicherung eine so große Freude in der Brust des Grafen, daß sie erschrak, indem sie die Merkmale davon wahrnahm, weil sie mit Recht befürchtete, daß diese Aufregung des Gemüths ihm schaden möchte, weshalb sie ihn beschwor, daß er sich schonen, und in allen Stücken ihrem Rathe Folge leisten wolle, indem er so nur hoffen könne, zu genesen.

Der Graf gelobte es, und sprach weiter kein Wort; aber er fühlte sich ganz glückselig, als er wahrnahm, mit welcher Umsicht sie sich seiner Pflege unterzog, daß sein Zustand sich, wie durch ein Wunder, augenscheinlich darum besserte, weshalb er auch bald darauf wieder zusammenhängend sprechen konnte, und nun Olga schilderte, wie unaussprechlich er sie schon lange liebe, worauf er sie beschwor, daß sie sich je eher je lieber möchte mit ihm trauen lassen.

Sie mußte das selbst wünschen, nun sie einen Schritt unternommen hatte, der es nicht zuließ, daß sie wieder zurücktreten konnte. Darum willigte Olga in sein Begehren, und fragte ihn nur, ob es denn durchaus nicht möglich zu machen wäre, daß ihr Vater heimlich dieser für sie Beide so wichtigen Handlung beiwohnen könne, wenn es anders nicht angehe, weil ihm sonst abermals Gefahr drohe, in-

dem man nicht zu beurtheilen im Stande sei, ob nicht ganz in ihrer Nähe der Verrath im Hinterhalte laure, und man gerne die Gelegenheit benutzen würde, um ihn auszuüben.

Der Graf befürchtete das; aber er meinte, es werde angehen, den Grafen heimlich in sein Schloß zu bringen, ohne daß außer seinen vertrautesten Dienern irgend ein Mensch davon wissen dürfe, jedoch müsse er sich wieder nach Rußland begeben, sobald ihre Trauung vorüber sei.

Die Aussicht, ihren Vater wiederzusehen, erfüllte Olga's Herz mit Entzücken; aber sie erklärte sich auch zugleich bereit, von der Erfüllung dieses Wunsches abzustehen, sobald ihrem Vater die mindeste Gefahr drohe. Graf Romanow aber glaubte das nicht, wenn die Sache nur ganz insgeheim betrieben würde, und schickte seinen treuen Diener Flemski mit dem Auftrage ab, seinen Freund herbeizuholen.

In jedem Augenblicke, wo sie sich am Tage allein befand, flehte Olga zu Gott, daß er ihr Kraft zur Ausführung ihres Entschlusses verleihen möchte, und sogar in mancher nächtlichen Stunde beschäftigten sich damit ihre Gedanken; denn es befiel sie zuweilen eine wahre Seelenangst, wenn sie sich vorstellte, daß sie im letzten entscheidenden Augenblicke nicht werde

im Stande sein, mit dem besten Willen dazu, ein solches Opfer zu vollbringen; oder — wenn sie wirklich im Stande wäre, dem Grafen ihre Hand zu reichen, doch nicht werde fähig sein, in dem Grade ihn zu beglücken, wie er es in der Vereinigung mit ihr erwarte, und in so reichem Maße es verdiene.

Besonders aber quälte sie diese Befürchtung an dem Tage, der dem ihrer Trauung voranging, und hauptsächlich in den Stunden, wo sie spät am Abende ihren Vater erwarten konnte, der in einer Vermummung heimlich bei ihnen anlangen sollte, die ihn unkenntlich machte.

Sie sah daher den ganzen Tag über sehr blaß aus, und befand sich so unwohl, daß sie es dem Kranken nicht vollständig verbergen konnte. Darum betrachtete er sie auch beständig mit Besorgniß, und forderte wiederholt seinen Arzt auf, zu erforschen, was ihr fehle, und ein Mittel anzuwenden, um ihr Uebelbefinden zu heben. Aber sie läugnete fortgesetzt, daß sie sich unwohl befände, da sie sich überzeugt hielt, daß nur die Aufregung ihrer geheimsten Gefühle diesen leidenden Zustand zuwege brachte, die sie Niemandem entdecken durfte. Dagegen gab sie vor, daß die Furcht, es möchte ihrem Vater irgend eine Gefahr drohen, wenn er sich eine kurze Zeit wieder bei ihnen aufhalte, bevor er nach Rußland zurückkehre, eine Angst in ihrem Innern erweckt

habe, die sie wahrhaft foltere und sie bereuen mache, daß sie dem Wunsche ihres Vaters nachgegeben, der ihn in einigen Briefen gegen sie geäußert, und ihr Verlangen, ihn wiederzusehen, mit dem seinigen verschmolzen habe.

Graf Romanow suchte sie zu überreden, daß sie sich beruhige, und er versprach ihr fest, daß er gleich nach seiner Genesung sich nach Krakau begeben, und hier um die Begnadigung seines Schwiegervaters sich bemühen werde.

Er konnte nach seiner Ansicht auch glauben, daß es ihm gelingen werde, dem Grafen Ignatowski die Erlaubniß zu erwirken, daß er ungehindert wieder in sein Vaterland zurückkehren dürfe, weil dem Könige zu viel daran liegen mußte, mit ihm weiter ein gutes Unternehmen zu unterhalten, welches er dadurch arg gestört hatte, daß er den Grafen in seinem Schlosse wollte aufheben lassen, wodurch er sich selbst jede Aussicht benahm, daß Graf Romanow, wie früher sehr häufig im Falle der Noth, ihm große Summen vorstrecken würde, um die Zurüstungen zu Kriegeszügen zu bestreiten, und eine Verstärkung an Mannschaft, die er von seinen großen Gütern stellte, gleichfalls.

Olga theilte die Ansicht ihres Verlobten; der Grund also, daß ihr Vater noch lange von den Seinigen getrennt bleiben müsse, war es nicht, der

sie gegenwärtig beunruhigte; nur der Gedanke an das schwere Opfer der Dankbarkeit, welches sie im Begriffe stand, zu bringen, erfüllte sie mit Besorgnissen, ob sie es auch werde können, und diese empfand sie besonders, als die Zeit immer näher rückte, wo sie sich ehelich mit einem Manne verbinden sollte, den sie nur achtete, während sie doch die Liebe hatte kennen lernen, und dieses Gefühl eigentlich noch in den tiefsten Falten ihres Herzens beherbergte, sich auch überzeugt hielt, daß es Waldomir Chemineffski nicht besser erging, obgleich er keine Wahl weiter hatte, als sich dem Unabänderlichen zu fügen, so wie sie es jetzt mußte, und sich oft von Gott die Kraft dazu erflehte.

Der Gärtner hatte schon die feinern Gewächse, der eingetretenen rauheren Jahreszeit wegen, nach einem Treibhause geflüchtet, und brachte nun von dort, als es gegen den Abend ging, weil Olga es ihm hatte befehlen lassen, ihr ein Körbchen voll Myrthen, obgleich er nicht begreifen konnte, was der junge Herr damit vorhabe.

Olga nahm ihm selbst das Körbchen ab, deutete auf die Myrthen, und sagte dabei zum Erstaunen des alten Mannes: „Du hast sie zum Kranz für die Braut Deines Gebieters gepflegt. Er soll bei der Trauung mit ihm sie schmücken, und sie wird Dich künftig dafür belohnen. Aber Du darfst nicht eher von dem, was ich Dir eben gesagt habe, gegen

Andere sprechen, als morgen; dann gebe ich Dir dazu die Erlaubniß."

Der Gärtner stand ganz betreten da, und sah ihr eben so nach, als sie sich schon wieder in ihr Gemach begeben hatte, wo sie eine Umkleidung vornehmen mußte.

Hier stellte sie das Körbchen auf einen Tisch, neben dem sie sich niederließ, indem sie daran dachte, wie sie früher mit jugendlichem Uebermuthe sich ein ganz anderes Bild von den Festlichkeiten ihrer künftigen Hochzeit entworfen, und es den Ihrigen scherzweise mitgetheilt hatte, als nun die Wirklichkeit es hervorbrachte; denn jetzt mußte sie selbst den Brautkranz für sich flechten; jetzt mußte sie sich zum ersten Male in ihrem Leben, ohne den Beistand einer Kammerfrau die Kleidung ihres Geschlechtes anlegen; jetzt mußte sie in einem ganz einfachen Anzuge Gräfin Romanow werden; nach der Königin die vornehmste Dame des Landes, weil ihr Gemahl von Königen abstammte, und sie mithin vor jeden Andern den Vortritt hatte bei jedem Erscheinen am Hofe, an der Seite ihres Gatten; auch die reichste Frau in ganz Polen, vielleicht sogar die reichste in Rußland, wie sie sich nun erinnerte durch ihre Eltern gehört zu haben, wenn diese sich, in früherer Zeit, von den Vermögensumständen des Grafen Roma=

now unterhielten, woran sie jedoch bis gegenwärtig nicht einen Augenblick gedacht hatte.

Indessen, die Zeit drängte sie und verscheuchte zugleich die Betrachtungen, welche sie noch weiter hätte ausdehnen können, und deshalb beeilte sie sich, das beste Kleid unter denen auszuwählen, welche Pelagia Chemineffski für sie eingepackt hatte. Darunter befand sich allerdings kein hochzeitliches; denn wie hätte ein Mantelsack solches beherbergen können. Sie wählte also eins von dunkelm Seidenzeuge, und meinte in Gedanken, diese Farbe eigne sich auch am besten für die Stimmung ihres Gemüthes.

Nachdem sie angekleidet war, und den Brautkranz — unter manchem Seufzer, der unwillkürlich ihren Lippen entflohen — in den schönen blonden Locken befestigt hatte, legte sie einen Mantel um die Schultern, hüllte darin sich ein, verfügte sich an das Bett des Kranken, und fragte ihn, wie er sich eben befinde.

„Wie könnte mir jetzt, wo bald der glücklichste Augenblick meines Lebens eintreten soll, anders als unaussprechlich wohl sein?“ antwortete der Graf, und darauf erwiederte sie: „So will ich noch eine kurze Weile allein bleiben, um mich an Gott mit meinen Bitten zu wenden, damit er uns segne; auch meiner Mutter zu gedenken, meiner Geschwister — meiner abwesenden Freunde — ja aller, aller noch

mich zu erinnern.“ Bei diesen Worten drückte sie dem Grafen die Hand, ging darauf mit schnellen Schritten durch die Reihe Zimmer, und aus dem letzten derselben hinab in den Garten, ohne der Bitte ihres Verlobten, bald wieder zu ihm zurückzukehren, weiter zu gedenken; denn sie fühlte vielmehr, daß ihr die dringendste Nothwendigkeit gebot, noch anhaltend im Freien zu verweilen, damit sie leichter zu athmen vermöge, indem sie jetzt jeden Augenblick eine Ohnmacht bedrohete.

Auch erreichte sie wirklich kaum eine Bank im Garten, welche sich ganz in der Nähe bei der Treppe befand, die aus des Grafen Gemächern dahin führte, als sie, den Kopf an einen Baum gelehnt, dessen schattenbringende Blätter eine Art von Dach darüber wölbten, die Augen schließen mußte, worauf sich eine der Ohnmacht verwandte Betäubung ihrer bemächtigte.

In diesem Zustande fand sie noch der treue Johann Flemski, der eben mit dem Grafen Ignatowski angelangt war, und von seinem Herrn den Befehl erhalten hatte, sie aufzusuchen, indem ihr Vater sich in dem Badezimmer seines Freundes versteckt aufhielt, und hier zu der Trauung sich umkleidete.

Graf Romanow hatte dem biedern Johann Flemski eben gesagt, daß sein ehemaliger Reisegefährte Boleslaw Ignatowski sich in dessen Schwester Olga ver-

wandelt habe, und daß diese jetzt gleich Gräfin Romanow werden sollte. Der ehrliche Bursche eilte darum, heftig der Freude wegen bewegt, welche er um der angeführten Ursache willen empfand, in den Garten, um seine künftige Herrin aufzusuchen, als er sie nicht in dem letzten Gemache antraf, wo ihr Verlobter glaubte, daß sie sich gegenwärtig aufhalte; denn die offen stehende Thüre zeigte ihm an, wo er sie finden würde. Aber er erschrak nicht wenig, als er sie in einem sehr bedenklichen Zustande antraf, und zwar todtenblaß aussehend, ohne daß sie ihm antwortete, weshalb er ihr einige Male zurief, worauf sie sich endlich ermunterte, tief seufzte, aufstand, und mit langsamen Schritten sich nach dem Schlosse verfügte, obgleich sie durch Johann Flemski erfahren hatte, daß sich ihr Vater schon daselbst aufhielt.

Als sie an das Krankenbett ihres Verlobten gelangt war, fand sie daselbst ihren Vater, den Leibarzt des Grafen Romanow, auch bereits den Hauskaplan Rundow, und den alten Kammerdiener Morweski; denn dieser und Johann Flemski sollten gleichfalls bei der Trauung des Grafen zugegen sein.

Olga sank, mit einer heftigen Aufregung des Gemüths, in die zu ihrem Empfange geöffneten Arme ihres Vaters, und weinte Thränen an seinem Halse, die ebensowohl dem Schmerze, die in gleichem Grade einer unbesiegbaren Wehmuth angehörten, wie der

Freude, ihn wiederzusehen. Doch Graf Romanow konnte kaum erwarten, bis Olga, die er so unaussprechlich liebte, ihm für immer angehörte, und darum drang er auf die Beschleunigung der Trauung mit der Tochter seines Freundes, der ihm dazu aus vollem Herzen den von ihm erbetenen Segen ertheilte.

Die Trauung ging also vor sich, und es hatte Niemand von den Gegenwärtigen eine Ahnung davon, was Olga in dem Augenblicke empfand, als der Kaplan ihr das Wort abforderte, dessen Bedeutung für immer mit dem Grafen Romanow ehlich verbinden sollte.

Gleich darauf drückte der dadurch beglückte Vater abermals seine Tochter an sein Herz, und es dauerte lange, bis sie sich dem Sturme ihrer Gefühle wieder entziehen konnten; dann aber umarmte Olga ihren Gemahl, und darauf ließen sich Alle rund um das Bett nieder, Johann Flemski reichte ihnen eine Erfrischung, und sie unterhielten sich nun abwechselnd über Verschiedenes, was hauptsächlich den Grafen Ignatowski und dessen Sicherheit betraf, bei welcher Gelegenheit sie sich auch zuweilen in das dem Krankenzimmer zunächst gelegene Gemach begaben, um sich hier durch den Genuß von Speise und Trank noch besser zu stärken, was doch dort nicht ganz gut anging. Indessen aber verweilte Olga bei ihrem

Gemahle, der mit ihr die Zukunft seines ehelichen Glückes besprach.

Endlich erklärte der Doktor, daß sie sich sämmtlich zur Ruhe begeben müßten, und es erfolgte nun noch eine allgemeine Berathung, was wohl am besten und zweckmäßigsten sein möchte, ob, wenn Olga's Vater wieder, wie früher, heimlich bei seinem Schwiegersohne sich aufhalte, und nur spät am Abende dessen Gesellschaft genieße, wie die seiner Tochter, oder — ob er sich schon am andern Tage, kurz vor Mitternacht, wieder auf den Weg nach der Grenze begeben, und in Rußland so lange bleiben solle, bis er im Stande sei, ohne Gefahr für seine Freiheit, sich wieder in seine Heimath zu begeben.

Graf Romanow stimmte für das Erstere und meinte, darauf vorbereitet, werde er schon mächtig genug sein, um den Vater seiner Gemahlin zu beschützen. Der Doktor rieth gleichfalls dazu, auch der alte Kammerdiener Morwezki, dem sein Herr erlaubt hatte, daß er seine Meinung aussprechen durfte. Und Olga? Wer hätte es ihr verargen mögen, daß sie ihren Vater unter den Augen ihres Gemahls, wenn seine Anwesenheit hier im Schlosse nur ganz geheim gehalten wurde, für sicherer hielt, als dort in einem andern Lande, das sie ohnehin nicht liebte? Wer konnte es ihr verargen, daß sie darum in ihn drang, er wolle sie nicht verlassen? Aber er selbst

bestand fest darauf, daß er seinen Freund in eine neue Gefahr setzen würde, wenn er bei ihm verweilte, und weigerte sich dessen bestimmt. Ueberhaupt aber hielt er sich in Rußland vollkommen sicher, und der Hauskaplan unterstützte seine Ansicht, indem er annahm und aussprach, daß durchaus unter der Dienerschaft ein Böswilliger sich befinden müsse, der bereit sei, Verrath an seinem Herrn zu begehen, sobald nur eine Gelegenheit dazu sich darbiete, obgleich er Keinen als dessen fähig bezeichnen könne, sondern nur, weil er von jeher ein Ahnungsgefühl gehabt, das sich bei manchem vorkommenden Falle bei ihm bemerkbar gemacht habe, nun durch dieses verleitet werde, sich dem Hierbleiben des Grafen Ignatowski zu widersetzen, und da dieser der Aeußerung des geistlichen Herrn wegen noch mehr in seinem Vorsatze bestärkt wurde, sich schon in der folgenden Nacht wieder auf den Weg nach Rußland zu begeben, so führte er ihn auch aus.

Der Abschied von ihrem Vater fiel Olga wieder unendlich schwer; unter einem Erguß von Thränen umklammerte sie ihn immer wieder, wenn er sich schon von ihr losgerissen hatte, und beschwor ihn, den treuen Johann Flemski mitzunehmen, der ihr dann doch sichere Nachricht bringen könne, ob und wie er glücklich über die Grenze gekommen sei.

Dazu entschloß sich auch ihr Vater, und sein

Aufbruch wurde deshalb noch eine halbe Stunde aufgeschoben; allein, als er vor sich gehen sollte, hieß es, der biedere junge Mann sei plötzlich unwohl geworden, und empfinde heftige Schmerzen im Leibe. Der Leibarzt eilte darum gleich zu ihm, ließ Thee für ihn bereiten, und wandte die sonst bei solchem Uebel wirksamen Mittel an, um ihn wieder herzustellen; aber der kalte Schweiß rann ihm von der Stirn, und er empfand keine Linderung seiner Pein.

Der Umstand erweckte eine allgemeine Verlegenheit; denn die Gräfin bestand darauf, daß ihr Vater nicht ohne Begleitung reisen dürfe, und einen andern Diener wollte man nicht in das Geheimniß ziehen. Der Leibarzt des Grafen Romanow war diesem seines noch immer leidenden Zustandes wegen unentbehrlich, und sein Kammerdiener Morweski zu alt, als daß man ihm irgend eine Strapaze der Reise zumuthen konnte, wie es doch gewiß auf dieser, die so geheim gehalten werden mußte, manche gab.

Nun blieb zwar der Schloßkaplan noch übrig, den man allenfalls darum hätte ersuchen können, den Grafen zu begleiten; indessen besaß man nicht den Muth, ihm einen Antrag zukommen zu lassen, dessen Ausführung ihm manche Unbequemlichkeit würde verursacht haben. Allein er erbot sich selbst dazu, den Grafen über die Grenze zu begleiten, und beeilte sich, die nöthige Umkleidung vorzunehmen. Nach

einer kurzen Weile kehrte er zu den Uebrigen zurück, machte sie darauf aufmerksam, wie spät es über diesem Verzug geworden sei, und drang auf schnelle Abreise.

Nachdem Beide das Schloß verlassen hatten, begab sich die Gräfin zu dem kranken Flemski, dessen Zustand ihr sehr bedenklich erschien, weshalb sie die größte Sorgfalt auf seine Pflege verwandte. Aber es war jede vergebens, und am folgenden Tag gegen Abend starb der Redliche, ohne daß der Doktor Zimski recht anzugeben wußte, was dem ehrlichen Burschen eigentlich gefehlt hatte.

Dieser Todesfall ging dem Grafen Romanow sehr nahe, und eben so dessen Gemahlin, die diesen Diener vor allen übrigen im Schlosse lieb gewonnen hatte. Der Erstere meinte also, daß es in jedem Falle gut sein möchte, wenn der Doktor die Leiche secire, was auch geschah. Allein, als er darauf wieder zu dem Grafen kam, um ihm Bericht darüber abzustatten, schien er es mit Verlegenheit zu thun, und meinte, daß eine Entzündung in den edleren Theilen des Unterleibes dem braven jungen Mann so plötzlich den Tod zugezogen habe.

Die Gräfin beobachtete den Doktor genau, während dieser über die Sache sprach, und kam auf die Vermuthung, daß er nicht die Wahrheit vortrug. Sie befragte ihn also noch insgeheim darum, aber

er beharrte bei seiner Aussage; sie nahm daher an, daß sie sich geirrt habe.

An dem Tage, wo sie den Kaplan Rundow zurück erwarten konnte, traf er auch ein, brachte ihnen Grüße von dem Grafen Ignatowski mit, und erzählte, daß er ihn, ohne dabei auf ein Hinderniß zu treffen, über die Grenze und bis zur Stelle gebracht habe, wo er gegenwärtig sich aufhalte, und auch so lange zu verweilen denke, bis sich sein Schicksal entschieden habe.

Graf Romanow hatte damals, als er seinen treuen Diener Johann Flemski mit einem Briefe seines Freundes Ignatowski an dessen Gemahlin abgeschickt, diesem den Auftrag gegeben, dort die Bekanntschaft irgend eines ordentlichen Mannes zu suchen, der es gegen eine gute Belohnung übernehmen wolle, alle Briefe, die an ihn gelangten, der Gräfin Ignatowski selbst einzuhändigen; denn unmöglich konnte Graf Romanow öfter Johann Flemski entbehren. Er mußte vielmehr darauf denken, in der Folge einen andern Boten in die Nähe von Beztroski zu schicken, welcher der Gräfin Ignatowski Briefe brächte, und es kam nur darauf an, daß die Ausführung dieses Planes vernünftig und zweckmäßig eingeleitet wurde.

Das schien ihm gelungen zu sein; denn als Johann Flemski zu seinem Herrn zurückgekehrt war,

und dieser anfing, sich zu erholen, berichtete ihm Johann, daß er dort in der Nähe von Beztroski in einer Mühle die Bekanntschaft eines Gehülfen gemacht, der alle die Eigenschaften zu besitzen scheine, die er von einem sicheren Mittelsmanne gefordert, weshalb er mit ihm die nöthige Rücksprache genommen, und von Paul Crachewski die feste Zusage erhalten habe, daß er dafür sorgen wolle, daß jeder Brief, der an ihn gelange, pünktlich der Gräfin Ignatowski zukomme. Wie aber so oft im Leben bedeutende Wirkungen aus ganz geringfügig scheinenden Ursachen entspringen, so kam es auch mit dieser Verabredung gleichfalls in der Art; denn dieser Paul Crachewski war der Sohn eines Mannes, der im Dienste der Königin stand, die ihn dazu benutzte, daß er die Briefe, welche sie an Wanda schickte, und die, welche sie von ihr erhielt, insgeheim an den Ort ihrer Bestimmung beförderte, und zwar in der Art, daß er alle Briefe oder Päckchen, welche er für Wanda bestimmt erhielt, in einen hohlen Baum verbarg, von wo Wanda sie abholte, und Alles, was sie für die Königin bestimmt hatte, gleichfalls da zurückließ.

Graf Romanow glaubte also, weil er wußte, wo der Müllergehülfe zu finden war, daß Flemski's Tod wenigstens keinen Einfluß auf den Briefwechsel mit der Gräfin Ignatowski ausüben würde, der sie

doch, wenn auch selten, weil es zu umständlich auszuführen war, zuweilen über das Befinden der Ihrigen schreiben mußten.

Am Tage darauf, als Graf Ignatowski sich wieder nach Rußland begeben hatte, beschäftigte sich sein Schwiegersohn mehr mit Wichtigem, als es eigentlich für seinen Zustand gut war.

Er ließ sich nämlich aus der nächsten Stadt einen Notar holen, und dictirte diesem seinen letzten Willen in die Feder. Dieses Dokument stellte er den Gerichten zu, und Olga mußte eine Abschrift davon erhalten; Beides war mit einem Abdrucke seines Wappens versiegelt.

Der größte Theil seines Reichthums bestand freilich in den sehr großen Gütern, die Graf Romanow besaß, und die sämmtlich an einander grenzten. Ueber sie konnte er für den Fall nicht verfügen, daß er ohne männliche Erben starb; denn kam es so, dann fielen sie seinen beiden Vettern Stephan und Wenzl Radziejowski zu, seinen nächsten männlichen Erben. Aber er besaß auch noch ein sehr bedeutendes Privatvermögen, welches er nun gesetzlich seiner Gemahlin zugesichert hatte, damit sie, nach seinem Tode, von dessen Einkünften anständig leben könne. Eben so sicherte er ihr die Einrichtung aller Schlösser auf seinen verschiedenen Gütern zu, sowie alles Silberzeug, seine kostbaren Gemälde, und namentlich alles

Geschmeide, das ihm gehörte, worunter ein äußerst kostbarer Schmuck war, den seine Mutter getragen hatte.

Nachdem er auf diese Weise die Zukunft seiner Gemahlin, ihrem Stande gemäß, gesichert hatte, schrieb er an seine beiden Vettern, Stephan und Wenzl Radziejowski, und setzte sie von seiner Vermählung in Kenntniß.

Er kannte die nobeln Gesinnungen des Reichskanzlers Radziejowski, und wußte also auch, daß dieser die Nachricht, welche ihm die Aussicht trübte, noch reicher zu werden, als er es ohnehin schon war, wenn auch nicht gleichgültig, doch nicht mit Unwillen auf ihn lesen, daß er wenigstens nicht anhaltend darum mit ihm zürnen würde. Aber er konnte gleichfalls genau den Eindruck vorher wissen, welchen seine Mittheilung, daß er sich vermählt habe, bei Wenzl Radziejowski zuwege bringen würde, weil er wußte, daß Habsucht ein Hauptzug von dessen Charakter war, und ganz darauf gerechnet hatte, daß er in den Besitz dieser ansehnlichen Erbschaft käme; es nun anders dagegen kommen konnte, wenn Graf Romanow noch einen Sohn bekam, was doch immer möglich war, welcher Fall Wenzl dann freilich um die herrlichen Güter brachte, welche er schon als sein Eigenthum angesehen hatte, da er der Meinung war, es könne Graf Romanow unmöglich seiner Kränk-

lichkeit wegen noch lange leben, und gleichfalls annahm, daß sein Bruder, nach den gemachten trüben Erfahrungen, den Gedanken aufgeben werde, sich noch zu vermählen.

Graf Romanow sprach deshalb in einem Tone des Scherzes mit seiner Gemahlin davon, wie sein Vetter Wenzl sich beim Lesen seines Briefes benehmen würde, und er hatte die Wahrheit errathen.

Olga wurde von ihrem Gemahle mit so viel Zartheit begegnet, und er zeigte sich in seinem Benehmen so liebenswürdig gegen sie, daß sie anfing, ruhiger in ihrem Gemüthe zu werden, und sich selbst das Versprechen ablegte, daß sie mit gewissenhafter Pünktlichkeit jede Pflicht erfüllen wolle, die ihr als seiner Gattin zukam.

Man wußte, daß Graf Ignatowski kein Freund von Briefschreiben war, und daß auch die Umstände Vorsicht dabei geboten. Es fiel deshalb Keinem von ihnen auf, daß er in den ersten Wochen nach seiner Ankunft in Rußland nicht an die Seinigen schrieb. Als jedoch auch später noch kein Brief von ihm anlangte, wurden sie seinetwegen besorgt, und besonders die Gräfin konnte nicht aufhören, an ihren Vater zu denken. Sie drang daher in ihren Gemahl, daß er einen sicheren Boten an ihren Vater abschicken möchte, damit sie endlich eine Nachricht über sein Befinden erhielten. Aber wen konnten sie dazu wäh-

len, da Johann Flemski nicht mehr am Leben war? Doch der Schloßkaplan erbot sich gleich dazu, dieses Geschäft zu übernehmen, als er erfuhr, wie verlegen man des angeführten Umstandes wegen war. Auch zögerte er nicht mit seiner Abreise nach Rußland.

Der Graf und dessen Gemahlin sahen mit Sehnsucht seiner Wiederkehr entgegen, die auch zu der Zeit erfolgte, als man sie erwarten konnte; indessen schon sein Aussehen verkündigte ihnen nicht viel Gutes, und was er ihnen mittheilte, bestätigte ihre Befürchtung. „Ihr wißt," erzählte er nämlich, „daß der Herr Graf sich in einem Hause aufhielt, in welchem sonst der Verwalter des Gutes Kruczek zu wohnen pflegt, wenn der Besitzer desselben sich dort aufhält, der jedoch die meiste Zeit in Paris lebt, so wie gegenwärtig, weshalb sein Verwalter in das Schloß ziehen konnte. Nun, bis zu diesem Hause habe ich ihn neulich begleitet, und blieb gleichfalls noch eine Nacht bei ihm, weil wir sehr spät am Abende daselbst anlangten. Ich fand mich deßhalb auch bald in jener Gegend zurecht, nachdem ich mich erst auf den Weg, der nach Kruczek führt, gefragt hatte, obgleich es schon beinahe dunkel darüber geworden war, bevor ich an Ort und Stelle anlangte, und zu meiner Verwunderung bemerkte, daß in dem Zimmer, welches der Graf bewohnte, kein Licht brannte. Doch, mein Erstaunen darüber vermehrte

sich noch, als ich auf mein wiederholtes Klopfen an die Hausthüre keine Antwort erhielt; aber indem ich darüber nachsann, was der Umstand wohl bedeute, fiel mir ein, durch den Grafen gehört zu haben, daß er zuweilen am Abende, um sich die Zeit zu verkürzen, nach dem Schlosse sich verfüge, und dort mit dem Verwalter plaudere, der ein ganz verständiger Mann sei. Ferner, daß er jedesmal seinen Diener mit sich nehme, um nicht allein zu gehen, der, indessen er auf dem Schlosse bleibe, bei dem Gesinde sich aufhalte. Ich begab mich also gleichfalls dorthin, und traf den Verwalter daheim. Doch der erzählte mir zu meiner Verwunderung, daß der Fremde, welcher erst die Absicht gehabt habe, den ganzen Winter bei ihm zu bleiben, plötzlich, Familienverhältnisse wegen, genöthigt gewesen sei, diese Gegend zu verlassen, mithin seinen Diener abgelohnt, die Miethe berichtet habe, und darauf weggeritten sei. Das war Alles, was mir jener Mann zu sagen wußte."

Diese Mittheilung beunruhigte den Grafen ungemein, und noch mehr dessen Gemahlin; denn diese urtheilte gleich, daß ihr Vater wieder in die Hände seiner Feinde gefallen sein möchte.

Auch ihr Gatte befürchtete das; jedoch suchte er seine Besorgnisse vor Olga zu verheimlichen, und versprach ihr nur, daß er eine Reise mit ihr nach Beztroski unternehmen wollte, sobald nur sein Zu-

stand es erlaubte, wozu die Hoffnung der Erfüllung ihrer Wünsche schon näher trat, als er täglich einige Stunden außer dem Bette zubringen konnte. Jetzt aber wollte er einen Boten an die Gräfin Ignatowski abschicken, der heimlich jenem Müllerburschen die für sie bestimmten Briefe bringen sollte, wie es seit dem Tode des Johann Flemski schon einige Male geschehen, auf welchem Wege sie auch zu einer Antwort der Gräfin gelangt waren, ohne es zu ahnen, daß Wanda diese Briefe sämmtlich gelesen, und dann wieder künstlich versiegelt hatte, was sie meisterhaft gut verstand.

Zwar rückte die Genesung des Grafen Romanow ungleich schneller fort, als er es selbst zuvor gehofft hatte; aber doch noch zu langsam für seine Wünsche, und für die seiner Gemahlin. Die rauhe Jahreszeit rückte also darüber heran, ohne daß der Graf im Stande war, die Reise zu seiner Schwiegermutter zu unternehmen, und nun es kälter wurde, ging es vollends nicht an, obgleich sie mit Ausdrücken, die der tiefste Seelenschmerz ihr auspreßte, sie dazu einlud, weil sie noch immer keine Nachricht von ihrem Gatten erhalten hatte, mithin nicht wußte, wo er sich gegenwärtig aufhielt, oder ob er überhaupt noch lebte. Die Ungewißheit über das Schicksal ihres Vaters beunruhigte die Gräfin Romanow ungemein, welche sonst alle Ursache gehabt hätte, zufrieden zu

sein; denn ihr Gemahl befand sich endlich wieder so wohl, wie er es vor seiner Verwundung nicht war, und betete sie förmlich an. Aber er beharrte dabei, ohne Umgang mit seinen Nachbaren zu leben, weil jedes Geräusch ihn belästigte; eine Folge seiner früheren langen Kränklichkeit, die seine Nerven angegriffen hatte. Dagegen aber fuhr er fort, Nachforschungen ergehen zu lassen, wohin man den Grafen Ignatowski gebracht habe, und scheute dabei keine Kosten; weil er jedoch nicht selbst bei diesem Geschäft zugegen sein, und nicht persönlich es betreiben konnte, so blieben die Bemühungen aller damit Beauftragten erfolglos.

Die Gräfin Ignatowski schrieb ihrer Tochter, daß Agraffia sich noch immer in demselben Zustande befinde, wie zu der Zeit, wo Olga das Schloß Beztroski verlassen habe; auch, daß sie ungemein blaß aussehe, und täglich kraftloser werde, obgleich Herr Opacki nicht begreife, wie das zugehe, da man nicht wahrnehme, daß sie sich ihres eigenen Schicksals wegen besonders gräme, oder wegen des ihrer Eltern betrübe, sondern mit einer Theilnahmlosigkeit, die an Stumpfsinn grenze, niemals der Ihrigen erwähne.

Beinahe zu gleicher Zeit erhielt Graf Romanow einen Brief von einem Bekannten aus Krakau, der ihm schrieb, daß sein Vetter Wenzl Radziejowski ganz außer sich darüber gerathen, weil er gegen sein

Versprechen, sich niemals zu vermählen, doch diesen Schritt gethan, und von dem Augenblicke an, wo Jener es erfahren habe, der ärgste Gegner des Grafen Ignatowski geworden sei. Ferner, daß es die Unterhaltung aller Höflinge gegenwärtig ausmache, mit welchem Eifer er sich der Königin ergeben zeige, und daß gewiß mit aus diesem Grunde sein Bruder jeden näheren Umgang mit ihm aufzugeben scheine.

Olga's Gemahl glaubte also, daß dieser böswillige Mensch dazu behülflich gewesen wäre, den Grafen Ignatowski aufzufinden und diesen entweder eng einzukerkern, oder gar zu tödten. Er fand es also für zweckmäßig, recht schnell im Lande zu verlautbaren, was mit dem Grafen vorgegangen war, und traf dazu die geeignetsten Maßregeln.

Auch seine Schwiegermutter veranlaßte er dazu, und es bewirkte schnell, daß jedes Kind auf der Straße von der neuen Ungerechtigkeit der Königin sprach; denn der Vermißte war ein Mann des Volkes. Das betete ihn förmlich an, und verhielt sich nur deshalb so lange ruhig, weil es seinen Günstling der Wuth seiner Feinde entzogen glaubte. Jetzt aber kam es ganz anders; man hörte nur von der Ungerechtigkeit sprechen, welche man gegen den Grafen begangen habe; nur Drohungen, wenn seine Feinde es wagen sollten, an ihm eine Gewaltthat zu begehen, und mit jedem Tage forderte man ihn lauter

zurück, mit jedem Tage zeigte sich das Volk in dieser Angelegenheit ungestümer, und das hatte einen sehr natürlichen Grund; denn ein Freund des Grafen Romanow, der diesen, wie dessen Schwiegervater, ihres außerordentlich rechtlichen Charakters wegen ungemein liebte, handelte statt ihrer in des Erstern Auftrag, indem er große Summen heimlich dazu verwandte, um Leute aus den geringsten Ständen dazu zu vermögen, daß sie die Feinde des Grafen Ignatowski dazu zwingen sollten, ihnen zu gestehen, wo dieser sich befinde, und dann ihn zu befreien; da man nicht annehmen konnte, daß man ihn etwa gar heimlich schon getödtet haben möchte. Da nun aber das Volk selbst es zu wissen begehrte, so konnte der Starost Nikolaus Chilinski sein Vorhaben um desto leichter durchsetzen, und hatte die Freude, zu erfahren, daß er Drohungen von Personen aussprechen hörte, die ganz dazu geeignet waren, solche durchzusetzen, und daß diese äußerten, es fehle ihnen nur ein Mann dazu, der an ihre Spitze trete, so wie eine Gelegenheit, wo der Sturm losbrechen könne, der schön längst ihr Inneres bewege.

Bis nun ein solcher Anführer sich fand, und eine Gelegenheit, die sie, so wie ihn, emsig suchten, glühten die Funken unter der Asche weiter fort, welche später eine helle Flamme erwecken sollten.

Indessen erholte sich Graf Romanow gänzlich

und begab sich in den ersten Tagen des Frühjahrs nach Beztroski.

Dessen Gemahlin befand sich seit einiger Zeit schon in einer Lage, die ihren Gemahl zwar zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, sein Geschlecht fortgepflanzt zu sehen, aber zugleich auch unbedingt Ruhe ihr zur Pflicht machte. Er ließ sie deshalb bei den über ihre Ankunft beglückten Ihrigen, und begab sich sofort nach Krakau, wo er es sich angelegen sein ließ, nicht nur selbst den König damit in Furcht zu setzen, daß er ihm mittheilte, wie im ganzen Lande eine Gährung unter dem Volke herrsche, das den Grafen Ignatowski zurück begehre, sondern auch seine Freunde aufforderte, mit ihm zu gleichem Zwecke gemeinschaftlich zu handeln.

Sie theilten dem Könige mit, daß man als ganz gewiß annehme, daß er, um die Rache seiner Gemahlin zu befriedigen, den Grafen Ignatowski in strengem Verwahrsam halte, und vielleicht gar seine Einwilligung dazu geben werde, daß man heimlich ihn tödte; daß jedoch in einem solchen Falle die ganze Nation aufstehen würde, um ihren Liebling blutig zu rächen.

Graf Romanow konnte es wagen, dem Könige deutlich seine Meinung zu sagen, weil ihm bekannt geworden war, daß dieser mit dem Plane umging, von ihm ein bedeutendes Darlehen für den Staat

zu fordern, was kein anderer Privatmann ihm sonst vorstrecken konnte, wenn auch wirklich ein solcher sich gefunden, der den guten Willen dazu gehabt hätte.

Der König behauptete, daß er den Vorwurf, womit das Volk ihn belastete, nicht verdiene, und stellte sich darüber sogar entrüstet. Aber Graf Romanow hatte, indem er diese Beschuldigung aussprach, sein Auge fest auf den Schwächling gerichtet, und gewann seines Scharfblickes wegen die Ueberzeugung, daß er, trotz dem, daß er das Gegentheil behauptete, doch wisse, was mit dem Vermißten vorgegangen war; denn er ließ eine gewisse Unsicherheit in seinen Worten, eine Befangenheit in seinem Benehmen wahrnehmen, wie er sich immer zeigte, wenn er fühlte, daß er nicht auf dem rechten Wege wandelte, und, seiner Gemahlin wegen, doch auch wieder keinen andern einschlagen durfte.

Diese Art seines Wesens kannten Alle, die mit ihm umgingen, und bei verschiedenen Gelegenheiten ein Interesse daran fanden, ihn zu beobachten, und Solche hatten den Grafen Romanow darauf aufmerksam gemacht. Es ward ihm also nicht schwer, den König richtig zu beurtheilen, und darnach weiter seinen Weg zu verfolgen. Statt also nun in Krakau zu verweilen, und dem Könige beständig dieselben Warnungen zu wiederholen, sagte er ihm einfach, er habe nun für seinen Schwiegervater Alles gethan,

was ihm möglich gewesen, um ihn zu befreien, mithin seine Pflicht gegen ihn erfüllt. Er habe sich sogar der Ungnade des Königs ausgesetzt, indem er ihm ehrlich und offen eröffnet, wie er sich und dem Thronfolger die Krone von Polen erhalten könne. Es bleibe ihm daher nur noch übrig, seine Gemahlin von dem Schlosse Beztroski abzuholen, und mit ihr sein Vaterland zu verlassen, indem er diese in ihrer dermaligen Lage unmöglich den Auftritten aussetzen dürfe, welche jede Empörung des Volkes nach sich zöge, welche von den Russen gewiß benutzt würde, weil diese nur darauf lauerten, eine Gelegenheit zu finden, wo sie im Stande wären, im Trüben zu fischen.

Der König erbleichte augenscheinlich bei dieser Mittheilung des Grafen Romanow, und zeigte sich unentschlossen, was er thun sollte. Dieser hielt es also für das Beste, ihm nicht länger Rede zu stehen, wie es Alle machten, wenn sie einen Zweck um desto sicherer erreichen wollten. Ohne sich also durch den König aufhalten zu lassen, empfahl er sich diesem, und schon in der nächsten Stunde befand er sich auf dem Wege nach der Besitzung Beztroski.

Beglückt dadurch, daß Olga die Gemahlin seines Freundes geworden war, aber auch zugleich durch

den Schmerz bewegt, den ihm die Trennung von ihr verursachte, ritt Graf Ignatowski lange schweigsam neben dem Schloßkaplane Rundow, bis dieser die Bemerkung aussprach, daß es ungewöhnlich kalt sei.

Der Graf fand das gleichfalls so, und meinte, daß sie noch viel deshalb würden leiden müssen, indem es zum Ueberflusse auch noch anfange zu regnen. Als sie nun nach einer Weile mitten in einem dichten Walde vor einem kleinen Hause vorüberkamen, dessen Bewohner wach zu sein schienen, wie der Schein eines Lichtes ihnen verrieth, so schlug der Schloßkaplan vor, ob sie nicht in dieses Haus sich begeben wollten, um sich am Kaminfeuer zu erwärmen, und da ihre Mäntel zu trocknen.

Der Graf ging diesen Vorschlag ein; sie banden also ihre Pferde an einen Baum, und begaben sich in das Haus. Hier fanden sie einen Mann am Kamine sitzen, der das Feuer unterhielt, ihnen gleich Platz machte, und sich erbot, ihnen eine Suppe zu bereiten, nachdem er gehört hatte, daß der Schloßkaplan in einer ledernen Flasche den Wein dazu bei sich führte.

Während das geschah, hingen sie ihren Mantel in der Nähe des Kamins auf, und setzten sich auf die andere Seite desselben nieder. Hier ließen sie sich die für sie bereitete Suppe auch gut schmecken, und weil gleich darauf der Graf eine unbesiegbare

Müdigkeit empfand, so rieth ihm der Kaplan an, sich auf eine Bank auszustrecken, und so etwa ein Stündchen zu schlafen, indessen er vollends die Mäntel zu trocknen suchen wolle, und ihn aufwecken werde, sobald der Tag anbreche.

Diese Zusage vernahm jedoch der Graf nicht mehr ganz deutlich, sondern entschlummerte schon dabei.

Wie lange er so gelegen hatte, wußte er später nicht anzugeben, und erstaunte bei seinem Erwachen, als er sich in einer ihm fremden Umgebung befand, nämlich in einer kleinen Stube, in der nur ein Bett stand, ein Stuhl und ein Tisch. In der Wand war ein Schrank angebracht; im Kamine brannte Feuer; die Fenster waren mit Eisenstäben versehen, und die Thür verschlossen. Weder der Schloßkaplan, noch sonst Jemand war zu sehen, und es herrschte eine wahre Todtenstille rings umher.

Augenblicklich glaubte nun der Graf an Verrath; aber wen sollte er dessen beschuldigen? Graf Romanow hielt so große Stücke auf den Schloßkaplan Rundow; ihn hielt also der nunmehrige Gefangene für unschuldig. War es aber auch der Mann, welcher ihm die Weinsuppe bereitet hatte? Aus welchem Grunde sollte dieser ihn in die Hände seiner Feinde geliefert haben? Er, der, ein Leibeigener des Grafen Romanow, noch auf dessen Grund und Bo-

den lebte, und alles das selbst erzählt hatte, während sie von der Weinsuppe genossen. Aber — hatten sie denn auch wirklich Beide davon genossen? Der Graf dachte darüber nach, und konnte sich dessen nicht mehr genau erinnern. Endlich fiel es ihm jedoch ein, daß es nicht so war, sondern daß der Kaplan, während er aß, sich damit beschäftigt hatte, die Mäntel zum Trocknen am Kamine zu ordnen. Es erwachte also Mißtrauen gegen den Schloßkaplan in seinem Innern, und er konnte nur nicht begreifen, wie ein Mensch, der in einem solchen Grade gegen einen Andern zum Danke verpflichtet war, wie dieser Kaplan gegen den Grafen Romanow, bei dem er schon mehrere Jahre im Schlosse lebte, und reich dafür belohnt wurde, mithin gewissermaßen doch den Grafen für seinen Wohlthäter halten mußte, der ihm unendlich viel Gutes erzeigte, so unbeschreiblich nichtswürdig gegen diesen habe handeln können; wie er im Stande gewesen sei, einen solchen Menschenkenner so arg dadurch zu täuschen, daß er den Schein von Biederkeit gegen Jedermann angenommen, und darum sich unbedingtes Vertrauen erworben habe.

Graf Ignatowski konnte freilich nicht wissen, daß der Schloßkaplan Rundow immer im Auftrage seiner obersten Vorgesetzten und nach deren Befehl gehandelt, als er diesen die Anzeige gemacht, daß sich wirklich Graf Ignatowski, wie Wanda gegen die

Königin behauptet hatte, heimlich im Schlosse des Grafen Romanow aufhalte; ferner, daß auch Rundow es war, der, gleichfalls auf Befehl seiner Obern, den Soldaten in der Nacht eine kleine Pforte geöffnet hatte, durch welche sie unbemerkt in das Schloß zu dringen vermochten. Er konnte nicht ahnen, daß diese Obern des Kaplans Rundow Verbündete der Königin waren, und ihr, gegen eine reiche Unterstützung, die ihrem Orden zu gut kam, bei der Ausführung ihrer Pläne, die das Tageslicht scheuen mußten, Beistand leisteten, mithin auch bei der weiteren Verfolgung des von ihr Gehaßten. Weil er also alles das nicht denken, nicht wissen, oder auch nur vermuthen konnte, so behielt Graf Ignatowski fortdauernd Zweifel, aus welchem Gesichtspunkte er seine zweite Verhaftung beurtheilen sollte.

Nachdem sich der Graf von seinem Erstaunen darüber, daß er wieder in die Hände seiner Feinde gerathen war, ohne daß er wußte wie, einigermaßen erholt hatte, öffnete er das Fenster seiner kleinen Stube, und sah, daß er sich hoch oben in einem Thurme befand, und zwar in einem dichten Walde. Er strengte also seine Stimme an, um etwa von einem in der Nähe Vorübergehenden gehört zu werden; allein beinahe gleichzeitig öffnete sich ein Schieber, welcher in der Thüre angebracht war, und ein Mann, der sich ihm als seinen Wächter vorstellte, sagte ihm,

daß er seine Lage nur noch verschlimmern würde, wenn er auf irgend eine Art Lärm mache, was ohnehin nutzlos sei, da keine Landstraße durch diesen Wald führe, und eine Viertelmeile in die Runde Niemand wohne.

Der Graf glaubte das nicht, und stellte wiederholt und zu verschiedenen Zeiten Versuche an, ob er nicht trotz der Versicherung seines Wächters, daß es nicht möglich sei, von irgend Jemanden gehört würde. Allein er überzeugte sich bald vom Gegentheile, und schwieg endlich deshalb.

Die Thüre seines Gefängnisses öffnete der Wächter niemals, sondern reichte ihm jedes Benöthigte durch das Fenster derselben, welches jedoch durch einen Schieber immer darauf wieder verschlossen wurde; wahrscheinlich darum, weil er befürchten mochte, daß der Gefangene sich an ihm vorbeidrängen könnte, und er dann nicht Kraft genug besäße, ihn davon zurückzuhalten.

So verging ein Tag, so ein Monat wie der andere, und der Graf gerieth, der Langeweile wegen, die er empfand — da man ihm zwar Papier, aber weder Dinte, noch Federn brachte, so dringend er auch darum bat — beinahe in Verzweiflung. Indessen bestätigte sich endlich bei ihm, was häufig behauptet wird, daß Noth die Mutter der meisten Erfindungen ist.

Man benutzte nämlich, um ihm die Speisen darauf zu reichen, Teller von schlechtem Zinn, und der Graf schälte von dem Rande eines derselben so viel ab, daß er sich eine Art von Bleifeder daraus bereiten konnte. Er vermochte also jetzt vermittelst derselben seine Gedanken niederzuschreiben; aber er ging damit sehr sparsam um, weil er befürchtete, daß man ihm kein Papier weiter bringen würde, wenn er auch noch so dringend darnach verlange; oder, daß sein Wächter untersuchen möchte, wozu er das Papier verbraucht habe.

Eines Tages kam dieser zur ungewöhnlichen Zeit zu ihm, um ihn zu fragen, ob er sein Ehrenwort darauf geben wolle, daß er nicht zu entfliehen beabsichtige, wenn man ihn an einen andern Ort bringe, wo er eine bessere Stube, Betten und auch Schreibmaterialien bekäme.

Der Graf besann sich keinen Augenblick, dieses Versprechen zu leisten, indem er die Hoffnung bei sich nährte, daß es ihm dann vielleicht möglich sein würde, zu entfliehen, was unter den gegenwärtigen Umständen durchaus nicht möglich sei.

Auch darauf ging er ein, nur zur Nachtzeit zu reisen, und den Tag über an solchen Orten zu verweilen, wo man ihn nicht erkennen konnte.

Schon in der nächsten Nacht holte ein dicht verschlossener, aber ganz bequemer Wagen ihn ab, den

jedoch einige Soldaten in einer geringen Entfernung begleiteten, welche den Auftrag hatten, ihn unausgesetzt zu beobachten.

Indem sich der Graf aus dem Thurme entfernte, in welchem er eine beinahe nicht zu ertragende Zeit verlebt, steckte er Alles, was er geschrieben hatte, zu sich. Es waren aber größtentheils Briefe, an seine Gemahlin, an seine Kinder und an seinen Schwiegersohn gerichtet; dann ein Heft, worin er an jedem Abende Betrachtungen niedergeschrieben, die sich den Tag über ihm aufgedrängt hatten.

Sehr selten nur hielt der Wagen mit ihm still, und zwar immer an solchen Häusern, die von der Landstraße entlegen waren, und noch seltener gestattete man ihm, da zu verweilen, um der Ruhe zu genießen.

Die Gegend, durch welche der Graf kam, war ihm unbekannt, bis sie endlich mehr Krakau näherten. Mit welchen Empfindungen aber nahm er in einer Nacht wahr, als sie vor der Wohnung eines Landmannes still hielten, in der sie Speise und Trank zu sich nehmen wollten, daß sie ganz in der Nähe von Gayrozany befanden. Aber — wo war der Eigenthümer des Hauses, in dessen Stube er nun eine Mahlzeit für sich aufgetragen fand; denn der Mann, welcher ihn dabei bediente, war ein Anderer, als der, welcher sonst dieses Haus bewohnt hatte. Der Graf

wußte nicht, daß Derjenige, welchen er kannte, fortgebracht worden war, bis zum folgenden Tag, indessen ein in dieser Gegend Fremder ihn vertrat.

Derselbe sah sehr verdrüßlich aus; auch sprach er kein Wort mit dem Grafen; dieser konnte also nicht hoffen, daß er ihm einen Liebesdienst erzeigen würde. Aber Gott fügte es anders, und zwar zu seinem Vortheile; denn man hatte es nicht für nöthig gefunden, auch die Kinder des Mannes, welchem das Haus gehörte, daraus zu entfernen, weil sie zu der Zeit, wo der Graf daselbst anlangen sollte, schon im Bette lagen und schliefen.

Ein Knabe, der älteste von ihnen, war jedoch von dem Geräusche, das ihre Ankunft verursachte, aufgewacht, und weil er zu erfahren wünschte, was vorging, so schlich er aus seiner Kammer, wo er geschlafen hatte, und verkroch sich erst dann in einen Winkel, als er Kommen hörte. Hier nun versteckt, erblickte er den Grafen, welchen er augenblicklich erkannte, weil das Haus seines Vaters noch zu der Besitzung Gayrozany gehörte, und er erinnerte sich, daß dieser gesagt, der Graf sei flüchtig geworden, und man verfolge den braven Herrn, der ihnen früher so viel Gutes erwiesen habe, und den sie deshalb sämmtlich in der ganzen Gegend über allen Begriff liebten.

Der Knabe ermuthigte sich also, zu ihm zu gehen,

während er sich zufällig eine Weile allein in der Stube befand, und er fuhr freudig zusammen, als er Peter erblickte, worauf er ihm einen Brief einhändigte, den er für den möglichen Fall bei sich führte, daß er Jemanden fände, dem er die Besorgung desselben anvertrauen könnte, weshalb er nun schnell zu Peter sagte: „Bringe dieses Schreiben meiner Gemahlin, welche sich dermalen in Beztroski, nahe bei dem Städtchen Czenstochau, nicht weit von der schlesischen Grenze, aufhält, und zwar in einem Schlosse, das hoch oben auf einem Berge sich befindet. Ich werde Dich reichlich dafür belohnen, sobald Du dazu beiträgst, daß ich wieder zu meiner Freiheit gelange, und erfahre, daß Du keinem Menschen ein Wort von meinem Auftrage gesagt hast.“

„Auch meinem Vater darf ich davon keine Mittheilung machen?“ fragte Peter.

„Auch dem nicht, wenn es nicht gerade sein muß,“ antwortete der Graf.

„Aber von dem habt Ihr ja nichts zu befürchten,“ versicherte Peter; „denn er spricht täglich mit Schmerz davon, daß man Euch verfolgt, um Euch zu schaden.“

„Nun, wenn Du meinst, daß er mir treu ergeben ist, so sage ihm davon,“ erwiederte der Graf, setzte aber schnell hinzu: „außer ihm aber darf kein Mensch etwas davon erfahren, daß ich Dir einen

Auftrag an meine Gemahlin ertheilt habe. Du mußt also den Brief sorgfältig verstecken."

Peter verwahrte ihn auf der bloßen Brust, als Beide Kommen hörten, weshalb der Graf schnell zu ihm sagte: „Geschwind entferne Dich von hier, und laß Dich nicht eher wieder sehen, bis ich nicht mehr in dem Hause Deines Vaters verweile."

Peter verließ sogleich die Stube, und wenige Minuten darauf kam der Anführer der Soldaten, dem die Bewachung des Grafen anvertraut worden war, und dieser drängte den Gefangenen zum Aufbruche.

Peter wartete nur, bis sein Vater zurückkam, dem er das Vorgefallene mittheilte, worauf der Biedere im heftigsten Schmerze ausrief: „Also darum haben sie mich von hier entfernt, damit ich meinen lieben Herrn nicht sehen konnte, und ich bin also mit daran schuld, daß sie ihn noch länger gefangen herumzuschleppen vermögen; denn wäre ich zu Hause gewesen, so hätte ich die Bewohner der ganzen Umgegend zusammengeschrien, die mir Beistand geleistet haben würden, um ihn zu befreien. O, ich Thor, der ich mich weglocken ließ aus meinem Eigenthume! Aber — wer konnte so etwas ahnen? Eher mein Leben hätte ich hingegeben, als ihn im Stiche gelassen. Doch — was hilft nun mein Klagen und Jammern, da sie den armen Grafen Gott weiß wohin geschleppt haben! Der Brief an seine Gemahlin

soll aber wenigstens pünktlich besorgt werden; denn ich selbst will hin nach Beztroski und der Gräfin sagen, was vorging, während man mich von hier weggelockt hatte, und zwar unter dem Vorwande, daß an einem sechs Meilen von uns entfernten Orte sehr billig einige Stücke Vieh zu verkaufen wären, wie ich es auch fand; wobei ich aber so lange aufgehalten wurde, bis es zu spät war, als daß ich mich noch auf den Heimweg begeben konnte, weshalb ich die Nacht dort blieb, und zwar mit Deiner Mutter zu deren Bruder ging, der, wie Dir bekannt ist, dort ein kleines Grundeigenthum besitzt, wo ich sie auch noch zurückließ, weil er versprochen hat, sie noch vor Abend heimzubringen."

„Vater, überlaßt mir die Bestellung des Briefes," bat Peter dringend; „es wäre gewiß besser, und wird hier im Orte weniger auffallen, als wenn Ihr selbst geht. Bedenkt nur, ob die Mutter nachlassen möchte mit Forschen, wo Ihr hingegangen wäret. Mit mir dagegen ist es ein Anderes; von mir dürft ihr nur behaupten, ich sei zu Eurer Schwester nach Krakau gegangen, wie es so oft geschieht. Dann — überlegt selbst, wie viele Fragen die Gräfin Ignatowski nach ihrem Gemahle an mich wird zu richten haben, die aber Niemand sonst, als ich, ihr beantworten kann, weil nur ich ihn gesehen habe. Endlich könnten die Feinde des Grafen entdecken, daß Ihr einen

Auftrag an dessen Frau auszurichten habt, und sie wären im Stande, Euch den Brief wegzunehmen. Mich dagegen kennt der Zehnte nicht; es wird daher keine Gefahr für unsern lieben Herrn damit verbunden sein, wenn ich den Brief besorge."

„Ich muß Dir zugestehen, Peter, daß Du klüger bist als ich," sagte dessen Vater.

„Nun, das habe ich eben nicht sagen wollen," unterbrach ihn Peter gutmüthig.

„Gleichviel," erwiederte dessen Vater; „genug, es ist so, und Du hast Recht. Deshalb sollst Du Dich auch gleich auf den Weg machen, und wo die Grenze von Schlesien zu finden sein wird, das wollen wir dem Schulmeister zu entlocken suchen, der ein Gelehrter ist, und das wissen muß. Nur haben wir uns mit den Fragen darnach in Acht zu nehmen, damit er nicht etwa unsere Absicht merkt."

„O, überlaßt das nur mir," sagte Peter treuherzig, „ich will es schon von ihm zu erfahren suchen, ohne daß er weiter darüber nachdenkt; denn es ist nichts Ungewöhnliches, daß ich diese und jene Frage an ihn richte, wodurch ich ihn zuweilen recht in die Klemme treibe, wenn er selbst nicht weiß, was ich von ihm erfahren möchte."

„Wenn es nur nicht dieses Mal auch so kommt," versetzte Peters Vater.

„So gehe ich nach Krakau erst in ein Wirths-

haus, und frage da nach, wohin der Weg nach Czenstochau geht."

„Du hast Recht," meinte sein Vater; „mache also Deine Sache gut."

Peter erfuhr durch den Schulmeister, was er wissen wollte, und begab sich noch desselben Tages nach dem Bergschlosse Beztroski.

Die Gräfin Ignatowski, Pelagia Chemineffski, und die Gräfin Romanow befanden sich im Garten, wohin ein ungewöhnlich schönes Frühlingswetter sie gelockt hatte, als sie in einiger Entfernung einen Knaben sahen, der besonders Pelagia bekannt vorkam, ohne daß sie sich schnell zu besinnen vermochte, wo sie ihn früher schon gesehen hatte.

Erst betrachtete er sie aufmerksam, und als er sie erkannte, sah er sich nach allen Seiten um, weil er erforschen wollte, ob sonst Niemand, als sie, in der Nähe sei, worauf er eilfertig zu ihnen lief, nachdem er sich davon überzeugt hatte. Pelagia Chemineffski ging ihm also gleichfalls einige Schritte entgegen, und wollte ihn fragen, was er verlange. Aber, indem er ihr näher kam, erkannte sie ihn, und kehrte sich wieder zu ihren Begleiterinnen, zu welchen sie mit dem Tone des Erstaunens sagte: „Es ist Peter Michalski aus Gayrozany."

„Ja, so heiße ich," rief Peter ihnen schon aus der Ferne zu, „und bringe der Frau Gräfin eine wichtige Nachricht." Bei diesen Worten zog er einen Brief aus dem Busen, und überreichte ihn ihr.

„Von meinem Gemahle!" rief die Gräfin lebhaft aus, als sie das Schreiben erbrochen hatte, und zitterte dabei so sehr, daß sie sich auf eine Bank niedersetzen mußte, die sich in der Nähe befand.

Sie erfuhren nun durch dieses Schreiben ausführlich, wie es dem Grafen ergangen war, seitdem er Wielkalonka — die Besitzung des Grafen Romanow, verlassen hatte, und sprachen einstimmig die Meinung aus, daß der Schloßkaplan Rundow es sei, der mit den Feinden des Grafen gemeinsame Sache gemacht, und ihnen diesen überliefert hatte.

Freilich wußten sie nun von diesem nicht mehr, daß er noch lebte, da er selbst ihnen nicht hatte angeben können, wohin sie ihn schleppen würden; aber sie meinten, wenn man ihn habe tödten wollen, so hätte man das eher in einer Gegend und an einem Orte gethan, wo er von Niemandem gekannt war, und wo es deshalb nicht entdeckt werden konnte, wie man an ihm und an den Seinigen gehandelt, statt ihn wieder in die Nähe von Krakau zu bringen.

Die Gräfin richtete nun begreiflich eine Menge Fragen an Peter, die er ihr so genügend wie möglich beantwortete; dann beschenkte sie ihn so reichlich,

daß er darüber erstaunte, und befahl ihm, in Krakau den Grafen Romanow aufzusuchen, welcher sich eben daselbst aufhielt, und ihm zu sagen, daß er sobald wie möglich nach Beztroski kommen möchte, weil man ihm dort Wichtiges zu sagen habe. Peter machte sich also gleich auf den Weg nach Krakau, durch welche Stadt er ohnehin kommen mußte, wenn re zu seinen Eltern zurück wollte.

Mit der größten Sehnsucht erwartete man nun in Beztroski den Grafen Romanow, darüber in der Meinung einig, daß kein Anderer, als der Schloßkaplan Rundow, den Grafen Ignatowski seinen Feinden überliefert habe, was Herr Opacki gleichfalls glaubte.

Endlich traf Graf Romanow ein, erstaunte nicht wenig, als er das Vorgefallene vernahm, und stimmte unbedingt der Meinung Aller bei, worauf sie gemeinschaftlich überlegten, auf welche Weise sie den größten Vortheil aus der gemachten Entdeckung ziehen könnten.

Darüber einig, was geschehen sollte, reis'te endlich der Graf ohne Verzug nach seiner Besitzung Wielkalonka ab, ließ jedoch seine Gemahlin in Beztroski zurück, indem sie schon ihrer Entbindung in den nächsten Monaten entgegensah, dagegen sie, besorgt um seine Gesundheit, es durchaus nicht zugeben wollte, daß er allein, nur von einem Diener begleitet, die Reise unternehme, obgleich er sich gegenwär-

tig wenigstens so wohl befand, wie er damals war, als er ihrem Vater zur Flucht verhalf. Es wurde also über diesen Punkt sehr viel hin und her gesprochen, bis endlich Pelagia dem in guter Absicht geführten Streite ein Ende machte, und sich erbot, den Grafen nach Wielkalonka zu begleiten. Nun willigte auch Olga ein, ohne ihren Gemahl zurückzubleiben, und Beide reis'ten schon am folgenden Tage ab.

Es trat ihnen durchaus kein störender Unfall entgegen, während sie sich auf dem Wege nach Wielkalonka befanden, vielmehr fühlte Graf Romanow sich noch wohler als früher, als sie endlich daselbst anlangten.

Der Schloßkaplan war der Erste, welcher sie daselbst bewillkommnete, noch bevor sie den Wagen verlassen hatten, und sich mit Theilnahme nach dem Befinden der Gräfin Romanow erkundigte, die er zu seiner Verwunderung nicht an der Seite ihres Gemahls bemerkte.

Dieser hätte ihm nun freilich lieber auf eine andere Art dafür gedankt, als es wirklich geschah, weil der Graf es für zweckmäßig hielt, ihm so freundlich wie sonst zu begegnen, damit er keinen Argwohn schöpfen, und etwa darum sich schnell aus dem Schlosse entfernen konnte. Aber er wollte nicht damit säumen, ein strenges Gericht über ihn zu halten, und forderte darum gleich nach seiner Ankunft Pelagia Chemi=

neffski auf, sich indessen in das Gemach zu begeben, welches er ihr durch seinen Kammerdiener Morweski anweisen ließ, den er zugleich beauftragte, mehrere von seinen Dienern in seine Nähe zu berufen, und zwar ohne alles Aufsehen, sobald er sich mit dem Schloßkaplan allein in seinem Zimmer befände. Ohne das geringste Geräusch zu verursachen, sollten dann seine Leute sich dicht vor der Thüre desselben aufhalten, und hier kein Wort laut werden lassen; er aber wollte die Thüre nur anlehnen, damit sie im Stande wären zu vernehmen, was er und der Schloßkaplan sprächen.

Pelagia sah mit großer Besorgniß dem Resultate der Sache entgegen, und rieth dem Grafen an, dabei doch ja die größte Vorsicht zu beobachten; denn wie leicht konnte Rundow heimlich Waffen bei sich führen, und dadurch dem Grafen gefährlich werden; allein dieser scherzte über ihre Aengstlichkeit, und trug seinem Kammerdiener auf, die Dienerschaft darauf vorzubereiten, jedoch erst dann, wenn der Schloßkaplan bei ihm im Zimmer sei.

Dieser kam, auf des Grafen Einladung, dazu, ohne eine Ahnung von dem zu empfinden, was vorging, indessen der Kammerdiener mehrere von der männlichen Dienerschaft mit Stricken versah, und ihnen dabei sagte, daß sie augenblicklich in das Zim-

mer des Grafen dringen und den Schloßkaplan binden sollten, sobald ihr Herr ihnen zuriefe.

Sie waren sämmtlich nicht wenig erstaunt darüber, einen solchen Befehl zu erhalten, aber auch eben so erfreut, ihn ausführen zu können, da sie den Schloßkaplan sämmtlich für einen Heuchler hielten, und meinten, daß er niemals das Vertrauen des Grafen verdient habe, und überhaupt ihn nicht leiden mochten.

Nachdem der Kaplan zu ihm in das Gemach getreten war, richtete der Graf erst einige gleichgültige Fragen an ihn, um seinen Dienern Zeit zu lassen, damit sie sich in seinem Vorzimmer versammeln konnten, und im Laufe dieses Gespräches brachte er die Rede auf seinen Schwiegervater, bei welcher Gelegenheit er sagte: „Ich habe mir alle nur mögliche Mühe gegeben, um seinen gegenwärtigen Aufenthaltsort zu erfahren; aber bis jetzt konnte ich damit meine Absicht nicht erreichen. Indessen bleibt mir dazu doch noch eine Hoffnung —"

Der Graf unterbrach sich plötzlich selbst, trat dem Kaplan näher, und fuhr eben so schnell, als mit fester Stimme fort: „Die, daß Ihr mir sagen werdet, wo ich den Grafen Ignatowski finde."

Der Ton, womit nun der Kaplan ausrief: „Von mir wollt Ihr das erfahren?" sollte zwar nur Verwunderung über eine solche Zumuthung ausdrücken;

aber er bebte doch etwas, und erbleichte dabei unwillkürlich, indem er nach einer kurzen Pause hinzusetzte: „Ihr scherzt wohl mit mir, Herr Graf —"

„Nicht so ganz, wie Ihr zu meinen scheint," erwiederte der Graf, den Kaplan schnell unterbrechend. „Wie sollte Euch im Ernste der Gedanke gekommen sein, daß ich wissen könnte, wo sich Graf Ignatowski gegenwärtig befindet? Wäre es so, dann würde ich doch keinen Augenblick Anstand nehmen, Euch damit bekannt zu machen."

„Allerdings würdet Ihr so gehandelt haben, wenn Ihr ein Mann von Ehre wäret; aber das seid Ihr nicht, sondern ein heimtückischer, undankbarer Schurke."

Diese Worte sagte der Graf mit erhobener Stimme, indem der Kaplan zwar todtenblaß wurde, jedoch dabei ihn mit Festigkeit ansah, während der Graf fortfuhr: „Ihr habt meinen treuen Diener Flemski ermordet, oder — wie, Nichtswürdiger, irre ich mich etwa? Ihr habt in jenem Hause, wohinein Ihr meinen Schwiegervater gelockt, diesem in die Weinsuppe ein Mittel gemischt, das ihn einschläferte, was Ihr wolltet, damit es Euch leichter fiel, ihn an seine Feinde zu überliefern; oder, ist es etwa nicht so?"

Der Kaplan wollte es läugnen und sich vertheidigen; allein der Graf zog schnell ein doppelläufiges Terzerol aus der Tasche, hielt es ihm dicht vor die

Brust, und rief ihm dabei heftig zu: „Elender, ich glaube Dir kein Wort; denn Deine Seele ist noch weit schwärzer, als der Rock, den Du trägst, und darum bleibt Dir nur die Wahl, entweder mir augenblicklich zu gestehen, wohin man den Grafen Ignatowski gebracht hat, und wo er sich noch befindet, oder von meiner Hand zu sterben. Wählst Du das Erstere, so sollst Du Deine Freiheit wieder erhalten, sobald ich mich von der Wahrheit Deiner Aussage überzeugt habe, und einen ansehnlichen Lohn; wenn aber nicht, so erlebst Du nicht mehr die nächste Stunde; also wähle.“

Der Kaplan war anfänglich vor Schrecken ganz starr geworden; endlich aber suchte er sich zu fassen, und sagte mit angenommener Dreistigkeit: „Ich weiß nicht, wohin man den Grafen Ignatowski gebracht hat.“

„Nun, so sollt Ihr es denn nur mit dem ewigen Richter jenseits abzumachen haben, vor dem kein Läugnen gilt,“ sagte der Graf mit einer eisigen Kaltblütigkeit; „jetzt aber bereitet Euch zum Tode; betet — wenn Ihr es könnt, ein Vaterunser.“

„Wie, Ihr wollt mich ermorden?“ rief der Kaplan jetzt mit Todesangst aus. „Mich — einen Diener Gottes könntet Ihr wagen —“

„Nein, meine Hand wird Dich, Du ärmlicher Wicht, gewiß nicht tödten,“ rief der Graf höhnisch

lachend dabei aus; „der geringste meiner Diener soll Dir eine Kugel durch den Kopf jagen, der nicht so viel Verstand besitzt, daß Du ein Mittel hättest ausfindig machen können, welches im Stande gewesen wäre, Dich vor der Strafe zu beschützen, welche Du nun erleiden sollst.“

„Graf Romanow,“ erwiederte der Kaplan, und zitterte dabei an allen Giedern, „bedenkt gut, was Ihr thun wollt. Meine Obern —“

„Ich spotte ihrer Macht,“ unterbrach ihn der Graf; „übrigens wißt Ihr eben so gut, als ich, daß sie sich um einen Schurken nicht weiter bekümmern werden, der dumm genug war, sich ertappen zu lassen, indem er eine schlechte Handlung beging, da ihrer doch noch genug übrig bleiben, die seine Stelle ersetzen können.“

Der Graf kannte genau die Prinzipe der höheren Geistlichkeit in Polen, die stets den Mantel nach der Seite zu kehren pflegte, woher der Wind wehte, und bei jeder Gelegenheit ganz so handelte, wie er eben gesagt hatte, sobald Einer der ihrigen sie in Verlegenheit brachte. Er verfehlte daher auch nicht, diejenige Wirkung hervorzubringen, welche er beabsichtigte; denn er nahm deutlich wahr, in welchem Grade sich die Angst des Kaplans vermehrte, weshalb er ihm entgegenherrschte: „Nun, wie steht es, wollt Ihr nicht beten und bereuen? Gut, so werde

ich in Eurer Stelle ausrufen: „Herr, sei dem armen Sünder hier, der in wenigen Augenblicken vor Deinem Vaterthrone stehen wird, um Rechenschaft abzulegen von seinen Handlungen, barmherzig. Strafe ihn nicht nach seinen begangenen Missethaten, sondern nimm seine Seele gnädig auf, wie ein nachsichtsvoller Vater.“

Darauf kehrte sich der Graf der Thüre zu, indem er zugleich die Namen seiner Diener rief, die sogleich hereintraten, und zu welchen er sagte: „Wer von Euch will das Rächeramt vollziehen?“

„Ich, ich!“ ließen sich einige Stimmen vernehmen, wie der Kammerdiener auf Befehl seines Herrn ihnen geboten hatte. Aber in demselben Augenblicke stürzte der Kaplan nieder auf die Knie, indem er ausrief: „Ich will Alles bekennen!“

„Es rufe Einer von Euch eilfertig meinen Hausarzt und die übrige Dienerschaft zusammen,“ befahl der Graf, und im nächsten Augenblicke trat Zimski in das Zimmer; denn er befand sich schon in der Nähe weil der Graf vorher mit ihm gesprochen, und in größter Eile ihn dazu aufgefordert hatte. Auch die übrige Dienerschaft trat bald ein.

Indessen lieferte der Kaplan, seines Aussehens wegen, vollkommen das Bild eines armen Sünders; denn er zitterte an allen Gliedern, und jede Farbe war von seinen Wangen gewichen, als er den Gra-

fen beinahe fußfällig bat, ihn nicht dem Spotte des Hausgesindes länger auszusetzen, sondern lieber mit ihm allein zu sprechen.

„Ueber Euch zu spotten, wird Niemand wagen," erwiederte der Graf mit sehr ernstem Tone, „dem ich es nicht gestatte, und das soll nicht geschehen. Aber sie müssen sämmtlich die Natter kennen lernen, welche ich so lange an meiner Brust erzogen und durch Wohlthaten ernährt habe. Zugegen sollen alle meine Untergebenen sein, indem Ihr Eure Geständnisse ablegt, und wenn Ihr dabei auch nur mit einem Worte von der Wahrheit abweicht, so lasse ich nach dem Gebrauche, der in unserem Nachbarlande ganz vortreffliche Dienste leistet, durch die Knute, Eurem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen; nun redet."

„Als ich den Grafen Ignatowski eine Strecke von hier begleitet hatte," begann nun der Kaplan seine Bekenntnisse; allein der Graf unterbrach ihn schnell, indem er sagte: „Halt, da sind wir noch lange nicht. Erst bekennt, ob die Krankheit meines biedern Dieners, des Johann Flemski, ein Werk Eurer Kunst war —"

„Erlaubt, daß ich Euch darauf antworte," unterbrach ihn der Doktor; „denn ich weiß Euch am besten über die Sache Bescheid zu geben, indem ich die Leiche secirt habe. Ich aber kann bezeugen, daß

der arme Mensch an Gift gestorben ist. Ich fand nämlich eine gute Portion davon in seinem Magen, und verheimlichte Euch nur deshalb diese Entdeckung, weil ich Euren damals ohnehin sehr bedenklichen Zustand zu verschlimmern fürchtete. Aber Herr Morweski hier weiß davon; ihm habe ich das Gift gezeigt."

„Ich kann es beschwören, daß es so war," sagte dieser, nachdem ihn der Graf dazu aufgefordert hatte.

„Ich glaube Euch," versetzte der Graf, „und gleichfalls ist es meine Meinung, daß dieser Elende hier den armen Burschen durch Gift getödtet hat. Ich will also nur noch wissen, wohin Ihr den Grafen gebracht, und wer Euch dazu den Auftrag gegeben hat?"

Der Kaplan gestand nun der Wahrheit gemäß, daß er durch einige dem Grafen in die Weinsuppe geträufelte Tropfen diesen in einen tiefen Schlaf versenkt, daß er ihn darauf in dem Hause gelassen, wo er die Weinsuppe genossen, und daß man ihn von dort abgeholt habe; wohin aber, das wisse er nicht zu sagen.

„Auch nicht, wo er sich gegenwärtig befindet?" fragte Graf Romanow, und näherte sich dabei dem Kaplane, der jedoch mit ziemlicher Keckheit sagte: „Wie sollte ich das Euch sagen können? Ich war nur blindes Werkzeug meiner Oberen."

„Wer sind diese?“ fragte der Graf mit barschem Tone.

Der Kaplan nannte sie, jedoch erst, nachdem der Graf ihn noch einmal dazu aufgefordert hatte, und setzte dann hinzu: „Wenn ich nur mit Gewißheit darauf rechnen könnte, daß Ihr mich unter Euren Schutz nehmen, und mich mit Geld reichlich versehen würdet, wenn man mich später verfolgte, wie es doch sicher geschehen wird, so wollte ich mich auch nicht länger bedenken, sondern Euch die Wahrheit gestehen.“

„Ich verspreche es Euch, aber nicht unbedingt,“ erwiederte der Graf; „denn zuvor muß ich Alles erfahren.“

„Ihr müßtet mich aus Polen fortschaffen,“ sagte der Kaplan, „und so lange mich außer Landes unterhalten, bis ich an irgend einem Orte wieder Aufnahme in einem Orden fände.“

„Wenn ich mich davon überzeugt habe, daß Ihr mir die Wahrheit gestanden habt, will ich Euer Verlangen erfüllen,“ versicherte der Graf; „also, wo befindet sich gegenwärtig mein Schwiegervater?“

„Er wurde aus dem Hause, worin ich ihm den Schlaftrunk beigebracht hatte, nach einem Thurme getragen —“

„Das weiß ich,“ unterbrach ihn der Graf unwillig; „aber wo befindet er sich gegenwärtig?“

„Sie haben ihn nahe bei Krakau in ein Gefäng=

niß gebracht," antwortete der Kaplan, „welches man den rothen Thurm nennt."

„So, so!" rief der Graf mit nur mühsam unterdrückter Wuth aus. Indessen — wir werden ihn schon finden. Bis dahin aber bleibt Ihr hier unter der beständigen Aufsicht meiner Leute, welchen ich hiermit den Befehl ertheile, Euch in den sogenannten Schuldthurm einzusperren, in dem jedoch, seitdem ich Herr auf Wielkalonka bin, noch kein Zahlungsunfähiger gesessen hat, wie auch keiner dahin kommen soll. Es muß daher gut gereinigt werden, bevor man ihn dahin bringt."

Er zeigte dabei auf den Kaplan, indem er die letzten Worte zu seinen Leuten sagte; dieser aber bat flehentlich, ihn noch so strenge zu bewachen, aber nur nicht nach dem Schuldthurme zu bringen, worauf der Graf jedoch nicht achtete, sondern den Kaplan gut bewachen ließ, als das Gefängniß gereinigt war, selbst nachsah, ob er auch nicht etwa daraus entspringen könne, und als er glaubte, daß es unmöglich sei, ihn dahinführen ließ.

Dieser sogenannte Schuldthurm war fest gebaut; die Gemächer darin befanden sich hoch von der Erde entfernt. Zwei aus der Dienerschaft sollten ihn beständig bewachen, und dabei sich ablösen, bis man erkundschaftet, ob er den Aufenthaltsort des Grafen Ignatowski der Wahrheit gemäß angegeben habe.

Der Graf gönnte sich nur einen einzigen Tag zur Erholung von der Reise, und trat darauf wieder den Weg nach Krakau an. Als er und seine Begleiterin, Pelagia Chemineffski, aber in der Nähe dieser Stadt anlangten, begab er sich allein dahin, und Pelagia verfügte sich nach Beztroski.

Sobald Graf Romanow in Krakau angelangt war, versammelte er seine Freunde und die des Grafen Ignatowski um sich, welchen er das Vorgefallene mittheilte, und sie dadurch mit Entsetzen erfüllte.

Nach ihrer Meinung war die Hauptsache, zu erfahren, ob man den Grafen wirklich im rothen Thurme gefangen hielt; da das jedoch nicht leicht möglich zu machen war, so beschlossen sie, noch einmal gemeinschaftlich den König um die Freilassung desselben anzugehen, und wenn sie keine Gewährung fänden, das Volk aufzuwiegeln, damit es die erst erbetene und ihnen abgeschlagene Gunst ertrotze.

Sie konnten dazu mehr als einen Grund angeben, der ihr Verfahren rechtfertigte, namentlich aber als den wichtigsten, daß die Russen nun anfingen, Ernst mit ihren kriegerischen Zurüstungen zu machen, und sie keinen Feldherrn wüßten, der Talent genug besäße, die polnischen Truppen in den Kampf zu führen, als den Grafen Ignatowski.

Damals, als die Königin, auf den Rath ihrer Verbündeten Wanda, nachdem sie erfahren hatte,

wo sich der von ihr Verfolgte aufhielt, diesen wollte aufheben lassen, ging ihr Gemahl zwar darauf ein, weil sie dringend es begehrte, und stellte ihr auch einen Verhaftsbefehl aus, vermöge dessen man ihn gefänglich einziehen konnte, wo man ihn antraf; aber er machte sie zugleich dafür verantwortlich, daß ihm weder seine Lebenskräfte durch eine qualvolle Gefangenschaft verkürzt, noch er etwa gar dürfte getödtet werden. Alle ihre Vorstellungen dagegen, ihr Schmollen, ihre Bitten und ihre Thränen, und als sich damit nicht durchdrang, auch ihr Wüthen, Nichts war im Stande, den Kreis zu erweitern, in welchem sich ihre Gewalt bewegen durfte. Vielmehr drohte ihr der König mit seinem höchsten Zorne für den Fall, daß sie sich erkühnen sollte, eine der ihr von ihm ertheilten Vorschriften, in Bezug auf den Grafen Ignatowski zu überschreiten.

Für sie war das etwas noch nie Erlebtes; aber es brachten ihn die Warnungen einiger alter und erfahrener Männer, die im Staatsdienste ergraut waren, zu dieser Festigkeit des Willens, die so lange ihm einen Aufstand des Volkes vorherverkündigten, wenn er dessen Liebling nicht in Freiheit setze, bis ihre Reden auf einem fruchtbaren Boden Wurzel schlugen; denn sie sprachen mit der festen Ueberzeugung, daß die von der Königin über den Grafen Ignatowski

vorgebrachten Klagen nur eine bösartige Erfindung ihres boshaften Herzens waren.

Dazu hatten sie jedoch eine natürliche Ursache; denn sie wußten, wie sehr die Königin den Grafen Ignatowski deshalb haßte, weil er mit strenger Gerechtigkeitsliebe — wie bereits schon gesagt ist — sowohl im Reichsrathe, wie beim Vortrage im Kabinette, wenn sie es eingeleitet hatte, zum Vortheile eines von ihr Begünstigten einen Plan durchzusetzen, den seine Grundsätze verwarfen, die nur das Wohl des Ganzen berücksichtigten, dagegen kämpfte, und nicht eher dabei nachließ, bis er seinen Willen durchsetzte.

Der König meinte also jetzt, wenn er sich nur die Möglichkeit sicherte, zur Zeit der höchsten Noth dem Willen des Volkes willfahren zu können, wenn etwa seiner persönlichen Sicherheit Gefahr drohte, oder der Thron unter ihm wankend werden wollte, sich retten zu können, wenn er zuvor das Leben des Grafen Ignatowski geschützt habe.

Diejenigen, welche bei dem Könige den Glauben wach zu erhalten wußten, daß es — und wer vermochte es zu beurtheilen, wie bald schon — so käme, wie sie es ihm zuflüsterten, waren größtentheils mit den Grafen Ignatowski und Romanow befreundet, und schilderten deshalb dem Könige die Gefahr für ihn als so nahe und dringend, daß er davor bebte,

und ihnen gewiß den Gefangenen gegen sein Ehrenwort zurückgegeben haben würde, daß er sich niemals seiner Einkerkerung wegen an ihm rächen wolle, wenn er nicht befürchtet hätte, daß seine Gemahlin aus Wuth darüber der Verzweiflung nahe käme. Aus diesem Grunde also machte er den Versuch, die Anhänger des Gefangenen mit leeren Versprechungen und Ausflüchten hinzuhalten, und als sie sich überzeugt halten mußten, daß er sie mit ihrem Gesuche immer wieder auf dieselbe Stelle zurückdrängte, von der es ausgegangen war, schlugen sie endlich einen andern Weg ein, um zu dem ersehnten Ziele zu gelangen. Bei ihnen aber, oder vielmehr bei der Sache, die sie vertraten, wiederholte sich eine Behauptung, die man als allgemein gelten läßt, daß mit Geld, namentlich mit viel Geld, oft — beinahe jedesmal, Unglaubliches zu erreichen ist.

Sobald sie nämlich unter sich, und mit Zuziehung des Grafen Romanow, eine geheime Zusammenkunft gehabt hatten, versammelten sie zu demselben Zwecke — den Grafen Ignatowski in Freiheit zu setzen — einen Anhang aus den geringeren Ständen um sich, und diesen Leuten stellten sie nun in Aussicht, welche Summen sie an die Befreiung des Gefangenen wenden, welche diese Menschen mithin verdienen konnten, wenn diese ihnen dabei Beistand leisteten. Aus Eigennutz gingen daher Viele darauf ein, sie bei ihrem

Vorhaben zu unterstützen; doch die Meisten gaben aus wirklicher Liebe und Anhänglichkeit an den Grafen Ignatowski dazu ihre Zustimmung, und versprachen ihn unter allen Umständen zu befreien, oder, wenn man ihn schnell tödten sollte, wenigstens seinen Tod blutig zu rächen. Alle aber versicherten, daß sie durch weitere Anwerbungen das Gelingen ihres Unternehmens sichern könnten, und beschworen die Geheimhaltung desselben bis nach vollbrachter Ausführung. Diese sollte aber schon in wenigen Tagen vor sich gehen, und bis dahin verschwieg Graf Romanow den Seinigen, durch welche Mittel er seinen Schwiegervater zu befreien hoffte.

Es war an demselben Tage, wo der vorbereitete Sturm losbrechen sollte, und nur wenige Stunden noch bis dahin übrig, als Graf Romanow ein Schreiben von seiner Schwiegermutter erhielt, worin sie ihm die glückliche Entbindung seiner Gemahlin von einem gesunden Knaben anzeigte.

Seine Freude darüber kannte keine Grenzen, und er betrachtete dieses ihn so unendlich beglückende Ereigniß als eine gute Vorbedeutung für das Gelingen seiner Absicht den Grafen Ignatowski zu befreien.

So lange es nur irgend unterbleiben konnte, wollte Graf Romanow nicht persönlich eine Rolle in

der Komödie übernehmen, die nun ausgeführt werden sollte, und es zogen sich überhaupt Alle, die sie eingeleitet hatten, nach ihrem Uebereinkommen zurück hinter den Vorhang des Schauplatzes des Theaters, auf dem Andere mit desto mehr Aufsehen agirten. Damit man ihn also nun, wo der entscheidende Moment herannahte, im Schlosse sah, was er wünschte, daß es so käme, so beeilte er sich, kurz vorher den Höflingen, welche sich gewöhnlich im Vorzimmer des Königs aufhielten, die ihn so unendlich beglückende Nachricht mitzutheilen, daß seine Gemahlin ihm einen Sohn geschenkt habe, und daß er beabsichtige, am nächsten Morgen in aller Früh nach Beztroski abzureisen.

Er traf Wenzl Radziejowski gleichfalls unter ihnen an, der, in seinem Innern schäumend vor Wuth, sich dennoch ruhig stellte, und so, wie die Uebrigen es gleichfalls thaten, seinem Vetter Glück zu dem ihnen angekündigten Ereignisse wünschte.

Indem sie noch darüber sprachen, trat Einer von ihnen zufällig an ein Fenster, und machte die Bemerkung, daß sich im Schloßhofe eine Menge Volk versammelt hatte, das eben nicht in guter Absicht, und mit friedlichen Gesinnungen hier zu sein schien; denn Viele unter ihnen sprachen laut, Andere schrien sogar und fochten mit den Händen; die Meisten waren

mit Waffen von verschiedener Art versehen, oder auch nur mit Stangen, Dreschflegeln, Knitteln u. s. w.

Die Höflinge richteten also erschrocken die Frage an einander, was der Umstand möchte zu bedeuten haben, als auch schon der König wiederholt die Klingel zog, und als der den Dienst habende Kammerherr zu ihm eilte, diesem entgegenrief, er möchte nachhören lassen, was das Zusammenströmen des Volkes für einen Grund habe.

Während nun ein Höfling hinabeilte, um den Befehl des Königs auszuführen, sagte Wenzl Radziejowski mit höhnischem Tone: „Was kann es bedeuten? Sie werden gekommen sein, um meinem Vetter, dem Grafen Romanow, Glück zu der Geburt seines Sohnes zu wünschen.“

„Ei,“ erwiederte der Graf lachend, „da muß ich ja wohl, der Höflichkeit gemäß, diese Glückwünsche persönlich in Empfang nehmen.“

Mit diesen Worten entfernte er sich, indem einer von seinen Freunden, der wohl wußte, was vorging, ihm gleichfalls lachend nachrief: „Oder Ihr wollt Eure Neugierde befriedigen.“

Schon nach wenigen Minuten kam der Höfling zurück, welcher den Befehl des Königs vollzogen hatte, und sah so blaß aus, er schien so mit Furcht und Angst zu kämpfen, daß Alle, die nicht wußten, was sich zutrug, über sein Aussehen erschraken, und

noch mehr, als er, indem er an ihnen vorübereilte, um sich nach den Zimmern des Königs zu begeben, dahin zeigte, während er ihnen zuflüsterte: „Es gilt ihm! Sie wollen den Grafen Ignatowski von ihm herausgegeben haben! Es kann ein großes Unglück geben!“

„Und Graf Romanow?“ fragte dessen Vetter Wenzl schnell. „Er ist gewiß nur darum hinabgeeilt, um das Volk noch zu bösen Thaten anzureizen? Nimmt wohl gar persönlich Theil an dem Aufstande des Pöbels?“

„Wo denkt Ihr hin?“ rief ihm der Höfling zu, indem er sich noch an der Thüre umkehrte, die zu den königlichen Gemächern führte: „Gerade das Gegentheil; er sucht das Volk vielmehr durch Vorstellungen zum Guten zu beruhigen.“

Schon bei den letzten Worten des Höflings riß der König die Thüre auf, und fragte hastig: „Von wem ist die Rede? Wer sucht das Volk durch Vorstellungen zu beruhigen, und warum ist das nothwendig? Was ist die Ursache des Tumultes, der sich mit jedem Augenblicke zu vermehren scheint? Was verlangt das Volk?“

„Den Grafen Ignatowski,“ antwortete der Höfling, und setzte ohne Verbrämung hinzu; denn die Gefahr für den König schien ihm dringend zu sein, „es will seine Zurückgabe allenfalls ertrotzen.“

„Ertrotzen?“ rief der König erschrocken aus, und die Merkmale seiner Schwäche spiegelten sich in seinem Angesichte, das todtenbleich aussah, indem er hinzusetzte: „Das ist nicht die Weise, wie man eine Sache von mir erlangen kann. Ich will nicht glauben, daß man es wagen wird! Nein, so erreicht Niemand seinen Zweck.“

„Das mögen diese Leute nicht wissen,“ sagte der Höfling mit erkünstelter Naivität, „und vielleicht eben darum nur die Absicht haben, Gewalt zu brauchen, um ihren Vorsatz durchzusetzen. Doch — ich höre die Stimme des Grafen Romanow. Ich sah ihn mitten unter dem Haufen bemüht, die Gemüther zu beruhigen. Von ihm kann Ew. Majestät am besten erfahren, was vorgeht.“

Der Graf Romanow trat nun eilfertig in das Vorzimmer, und mit ihm gleichzeitig kam die Königin durch eine Thüre, durch welche man in ihre Gemächer gelangen konnte. Sie, wie der König, aber riefen dem Grafen gleich bei seinem Eintritte entgegen: „Was bedeutet der Zusammenlauf des Volkes? Was will der Pöbel?“ setzte die Königin hinzu.

„Ihr seid im Irrthume, wenn Ihr meint, daß es nur der Pöbel ist, welcher auf die Auslieferung meines Schwiegervaters besteht. Auch Personen aus den ersten Ständen verlangen lebhaft nach ihm; das Militair schließt sich größtentheils ihnen an, wenig-

stens thut es nicht das Mindeste, um den Tumult zu stillen."

„Laßt aus den Fenstern im Marmorsaal durch Eure Leibwache auf das Volk schießen," rieth Wenzl Radziejowski ohne alle Ueberlegung an.

„Unterlaßt das ja," unterbrach ihn Graf Romanow, gegen den König gekehrt; „denn nach den Aeußerungen zu urtheilen, die ich eben unten gehört habe, würde sich darauf der ganze Haufen in das Schloß drängen. Mit guten Worten und edelmüthiger That ist mehr zu erreichen, als wenn man Gewalt anwenden wollte, mit der man ohnehin nicht durchdringen würde, da das Militair gemeinschaftliche Sache mit dem versammelten Haufen zu machen scheint."

„O, Schlange!" sagte Wenzl leise zu sich selbst. Die Königin aber schien den Grafen nicht richtig verstanden zu haben; denn sie sagte nun zu ihm: „Ich glaube, daß Ihr Recht habt, Graf Romanow, daß man mit guten Worten mehr bei dem Volke ausrichten wird, als mit Strenge. Darum begebt Euch hinab, und versichert den Haufen im Namen meines Gemahls, daß dieser ihr Begehren in Ueberlegung ziehen will, indem er doch einen Majestätsverbrecher nicht unbedingt zu begnadigen vermag."

„Man hält den Grafen Ignatowski nicht für einen Majestätsverbrecher," erwiederte dessen Schwie-

gersohn; „diese Zusicherung würde daher wohl nichts fruchten.“

„Hat er nicht Hand an meine Person gelegt,“ sagte die Königin entrüstet und mit Stolz im Tone: „Ist aber solche Frevelthat zu begnadigen?“

„Es scheint Niemand daran zu glauben, daß der Graf sich so arg vergessen haben könnte,“ erwiederte dessen Schwiegersohn.

„Es war eine von meinen Frauen dabei zugegen,“ versicherte die Königin; aber indem sie sprach, vermehrte sich der Lärm unten im Schloßhofe in dem Grade, daß sie kaum verstanden wurde. Der König fuhr, als er den zunehmenden Tumult hörte, darum erschrocken zusammen; er erbleichte sichtbar, und flüsterte seiner Gemahlin leise einige Worte zu, worauf diese jedoch äußerst entrüstet ausrief: „Nimmermehr!“

Dann kehrte sie sich wieder zum Grafen Romanow, indem sie schnell fortfuhr: „Man begehrt Euren Schwiegervater; Ihr werdet also noch am ersten im Stande sein, das Volk zu beruhigen. Begebt Euch also zu diesem Zwecke hinab. Versprecht dem Haufen in meinem Namen —“

„Ich weiß schon was,“ unterbrach sie der Graf, und stürzte gleichzeitig aus der Thüre.

„Und was Du thun wirst, mein lieber Vetter, das weiß ich,“ murmelte Wenzl Radziejowski vor

sich hin, indem er an ein Fenster trat, indessen sich der König und dessen Gemahlin in den Hintergrund des Gemaches zurückzogen, und hier leise, aber lebhaft, zusammen sprachen.

So wie Graf Romanow sich unten zeigte, entstand nach vorhergegangener Verabredung ein lautes Geschrei unten im Schloßhofe, und die Höflinge, welche darauf an die verschiedenen Fenster eilten, konnten deutlich wahrnehmen, daß man ihn nicht zu Worte kommen ließ, auch, daß ein Theil des Volkes ihn verfolgte, als er nach dem Schlosse zurückkehrte.

Im nächsten Augenblicke stürmte er also athemlos in das Vorzimmer des Königs, indem er diesem zurief: „Es ist vergebens! Sie drohen den Grafen Ignatowski gewaltsam zu befreien, und wir können noch froh sein, wenn sie dabei stehen bleiben!“

Die Königin erbleichte nun zwar auch zusehends, aber sie suchte doch so viel Gegenwart des Geistes zu gewinnen, daß sie sagen konnte: „Wir wollen abwarten, was geschehen wird; denn ein altes Sprichwort verbietet, den Dieb eher aufzuknüpfen, bis man seiner habhaft ist.“

Die Königin glaubte nämlich, daß kein Mensch in Krakau davon wisse, daß man ganz in der Nähe dieser Stadt den Grafen Ignatowski im rothen Thurme gefangen halten ließ, und darum sprach sie diese Aeußerung mit der festen Ueberzeugung aus,

daß man ihn nicht aus seiner Gefangenschaft befreien könne, weil man ihn nicht aufzufinden wisse. Deshalb erschrak sie auch nicht wenig, als Graf Romanow ihr antwortete: „Sie behaupten mit Gewißheit zu wissen, daß mein Schwiegervater ganz hier in der Nähe sich befindet. Einige meinen, im rothen Thurme, und dahin ist eben eine Menge Volkes gezogen, um ihn gewaltsam zu befreien."

Die Königin fuhr gleich anfänglich bei dieser Mittheilung erschrocken zusammen; darauf stand sie eine Weile in Gedanken versunken, und sagte endlich schnell: Graf Romanow, nehmt das beste Pferd aus unserem Marstalle, und sprengt ihnen nach! Sucht es zu verhindern, daß sie den Gefangenen gewaltsam befreien! Sagt dem Volke, daß der König — daß ich — was wollte ich doch Euch auftragen? Ja, ich besinne mich — sagt, daß ich einmal — als er meinen Gemahl auf einem Feldzuge begleitet hat, dem Grafen Ignatowski versprochen habe, daß, wenn er den König gesund zurückbrächte, ich ihm gewiß eine Bitte gewähren wolle — sagt — daß ich gewiß die um Begnadigung gewähren würde, wenn er sie nur gegen mich ausspräche —"

„Das wird er aber nicht," unterbrach sie Graf Romanow, „das kann er nicht; seine Ehre verbietet es ihm. Auch werden Diejenigen sich auf Bedingungen nicht einlassen, welche meinen, daß sie ein

Recht dazu haben, zu handeln, wie sie es für gut finden, und wenn Ihr noch länger zaudert, Euch eines Andern zu besinnen, so werde ich ohnehin zu spät mit der Nachricht der Begnadigung meines Schwiegervaters am rothen Thurme eintreffen, die ich nicht bedingungsweise seinen Freunden überbringen will, eines Theiles darum nicht, weil leicht mein Leben dabei in Gefahr kommen könnte, wenn man nicht daran dächte, daß es der Vater meiner Gemahlin ist, und anderer Seits, weil ich seine Gefangenschaft überhaupt für ein Unrecht halte, das man gegen ihn begeht. Also — entschließt Euch kurz —"

Während noch der Graf sprach, trat Einer von den Kammerherrn des Königs an ein Fenster, und als man ihn erblickte, schrie man von unten aus dem Schloßhofe herauf ihm zu: „Die Königin! Wir verlangen die Königin! Sie soll uns als Geisel dienen, bis wir den Grafen Ignatowski wieder haben!"

„Mein Gott," sagte der König mit wahrer Todesangst, „was soll daraus werden?"

Es war, als ob man von unten herauf ihm antwortete: „Wir wollen sie herunterholen, und gewaltsam, wenn sie im Guten uns nicht folgen will!"

Die Königin fuhr erschrocken zusammen, und sah todtenblaß aus, als der Höfling, welcher eben am Fenster stand, ihr zurief: „Rettet Euch — um der

heiligen Jungfrau willen, rettet Euch; denn sie dringen schon ins Schloß!" Aber sich schnell besinnend, sagte sie zum Grafen Romanow: „Ich gebe Euch Vollmacht, zu handeln, wie Ihr es für gut findet; aber haltet den Pöbel von uns ab!"

„Thut ganz wie Ihr wollt," fügte der König angstvoll hinzu; „befreit den Grafen in meinem Namen, nur haltet um des Himmels willen den Pöbel zurück. Nehmt hier meinen Siegelring, damit seine Wächter Euch glauben."

Nach diesen Worten flüchtete der König eilfertig in das letzte seiner Gemächer, und seine Gemahlin verfügte sich gleichfalls in das Versteck, das sich in Wanda's Gemach befand. Zu gleicher Zeit stürzte Graf Romanow die Treppe im Schlosse hinab, schrie nach einem Pferde, und rief darauf in den Volkshaufen: „Der König hat den Grafen Ignatowski begnadigt, geschwind ein Pferd her."

Man brachte ihm sogleich eins; er bestieg es, sprengte aus dem Thore, welches nach dem rothen Thurme führte, und das Volk drängte sich ihm nach.

„Der erste Aufzug der Komödie wäre nun zu Ende," sagte Wenzl Radziejowski zu einem ihm befreundeten Höfling, und das Lächeln, womit er diese Worte aussprach, der Ton, womit es geschah, war wahrhaft teuflisch, sein ganzes Wesen jedoch anscheinend ruhig, indem er hinzusetzte: „und in Wahrheit,

mein lieber Vetter hat seine Rolle meisterhaft gespielt. Jetzt kommt es nur noch darauf an, ob sich das Ende davon zum Lustspiel, oder zum Trauerspiel gestalten wird. Nun — es muß sich ja ausweisen."

Mit diesen Worten trennte er sich von seinem Freunde, der ihn bis vor das Schloß begleitet hatte, und schlug den Weg nach seiner Wohnung ein.

Einige Augenblicke darauf begegnete ihm sein Bruder, den er im Vorübergehen fragte: „Nun, was hältst denn Du von der Sache?"

„Daß es gut ist, wenn Ignatowski wieder zu seiner Freiheit gelangt," antwortete der Reichskanzler, „deren man ihn ungerechter Weise schon allzulange beraubt hat, und daß es klug gehandelt wäre, wenn man ihn bald befreite, indem wir ihn verschiedener Gründe wegen nicht länger entbehren können. Ich habe der Königin oft genug dazu gerathen, ihn in Freiheit setzen zu lassen, und hätte sie darauf gehört, so wäre es nicht so zu ärgerlichen Auftritten gekommen. Aber dieses Weiberregiment brachte von jeher nur Unheil."

„Kann sein," sagte Wenzl zweisinnig, und ging weiter; der Reichskanzler gleichfalls, aber dieser nach dem Schlosse.

In dem sogenannten rothen Thurme, der aber seit undenklichen Zeiten schwarzgrau, seines Alters wegen, aussah, befand sich Graf Ignatowski hoch oben, beinahe an der Spitze in einem Gemache, dessen Fenster mit einem Gitterwerke von starken Eisenstäben versehen waren. Er konnte von hier weit in die Ferne blicken, und sah Krakau deutlich vor sich. Auch Gayrozany; aber eben der Umstand war es, der seinem Kummer und dem Schmerze, den er der Trennung von den Seinigen wegen unausgesetzt empfand, beständig neue Nahrung gab; denn welche glückliche Tage hatte er im Kreise der Seinigen in Gayrozany verlebt, ohne daß er nun wußte, ob ähnliche Freuden jemals für ihn wiederkehren würden. Darum konnte er nur mit wehmüthigen Empfindungen nach seinem Eigenthume hinsehen, und mit nicht minder schmerzhaften nach seinem Palaste, den er genau unter den übrigen Gebäuden zu unterscheiden vermochte, indem er an Größe die meisten überragte.

So stand er auch eines Tages in Gedanken an die Vergangenheit versunken, als er plötzlich eine Menge Menschen, Frauen und Männer, auch sogar Kinder, von der Landstraße herkommen sah, gerade auf sein Gefängniß zu. Ihnen aber voran sprengte ein Reiter, in dem er mit einem Empfinden, das sich nicht schildern läßt, als dieser näher kam, den Grafen Romanow erkannte.

Was hatte das zu bedeuten? Durfte er auf seine Befreiung hoffen? Mit welchem Ungestüm klopfte ihm das Herz, indessen der Graf mit dem Anführer der Wache sprach, die den Thurm und dessen Bewohner beaufsichtigte, ihm einen Gegenstand zeigte, den dieser sorgfältig zu prüfen schien, und darauf seinen Leuten durch ein Zeichen befahl, daß sie die Brücke herunterlassen möchten; denn er selbst war in einem ganz kleinen Boote ans jenseitige Ufer, über den breiten Graben gefahren, der den Thurm umgab.

Graf Romanow sprach darauf mit dem Volke, und begab sich endlich über die Brücke, von dem Anführer der Wache begleitet. Dann verfügten sie sich in das Innere des Thurmes, und nach wenigen Minuten kamen sie eilfertig die Treppe hinauf, welche nach der Zelle des Gefangenen führte. Die Thüre that sich auf, und im nächsten Augenblicke lagen sich die beiden Freunde in den Armen. Graf Romanow rief seinem Schwiegervater zu: „Ihr seid frei! Gelobt sei der Herr dafür, Ihr seid uns wieder geschenkt!" und dabei ließen sie ihrem Gefühle freien Lauf, lachten, weinten, jubelten, und gebärdeten sich wie glückliche Kinder.

Endlich aber sammelte Graf Ignatowski seine Gedanken, und fragte mit hastiger Eile: „Meine Gemahlin — meine Kinder — Pelagia Chemineffski

— unser Freund Opacki — wie geht es ihnen? Sind sie sämmtlich gesund?“

„Alle, Alle wohl,“ lautete die Antwort. „Aber sie wissen noch nichts davon, daß Ihr in Freiheit gesetzt werden solltet. Gott, wie glückselig werden sie darüber sein! Und noch Eines — aber nein, das wollte ich Euch ja nicht verrathen — und doch — der Drang, es zu müssen, könnte mir das Herz erdrücken — also — Ihr seid Großvater geworden. Hört Ihr? Großvater von einem männlichen Enkel, der so wie Ihr heißt, und wie auch mein Vater genannt wurde: Dominik Casimirus. Es hilft Euch zu Nichts, daß Ihr ungerne als alt erscheinen wollt; Ihr bleibt dennoch Großvater.“

Dieser war so bewegt, daß er nicht sprechen konnte; vielmehr blickte er nur mit einer Thräne im Auge empor zum Himmel, faltete die Hände und sagte erst, als er sich wieder gesammelt hatte, aber auch da noch mit vor Freude bebendem Tone: „Ich danke Dir, o Herr! Ich danke Dir aus der Fülle meines Herzens für diese Gabe Deiner Gnade.“

„Jetzt aber kommt,“ sagte nun Graf Romanow, indem er seinen Schwiegervater mit sich fortzog, „kommt, obgleich Ihr mit dem lang gewachsenen Bart arg genug ausseht. Allein — das schadet nicht; Tausende, die Euch lieben, verlangen nach Euch, und wenn sie Euch erblicken, wird ihr Herz es wohl be=

stätigen, daß Ihr wirklich der Rechte seid; denn zu erkennen seid Ihr wahrlich nicht. Das macht jedoch, weil Euch jede Bewegung im Freien mangelte; doch nun soll es hoffentlich bald besser mit Euch werden."

Unter diesen Worten brachte er seinen Schwiegervater aus dem Thurme, und als das Volk diesen sah, jubelte es ihm entgegen; er mußte sich mithin beeilen, daß er über die Brücke kam. Nun aber in ihrer Mitte angelangt, konnte er sich kaum im Stehen erhalten, indem er von allen Seiten eng eingeschlossen, und endlich unter lautem Jubelgeschrei auf ein Pferd gehoben wurde, das sie jedoch nun ebenso umringten, wie erst seine Person, weshalb er nur Schritt zu reiten vermochte.

So setzte sich der Zug langsam in Bewegung, und gelangte endlich in die Stadt, so an dem Schlosse vorüber, unter beständigem Jubelgeschrei der Menge, was der König hinter den faltenreichen Vorhängen seiner Fenster versteckt sah, und der Königin, welche bereits ihr Versteck verlassen hatte, und sich im Gemache ihres Gemahls aufhielt, mit einem Ausbruche von Zorn und Aerger entgegenrief: „Das ist Dein Werk! Dahin hast Du es gebracht. O, ich Thor, der ich Deinem Verlangen nachgab."

Die Königin konnte ihre Neugierde nicht bezwingen; diese, ein ihr eigenthümlicher Fehler, verlockte sie, einen Blick hinab auf die Straße zu richten; aber sie

wurde gleichzeitig dafür bestraft; denn die Grafen Romanow und Ignatowski sahen eben zu ihren Fenstern hinauf, und sie las den Triumph, den ihr Herz dabei feierte, in ihren von Freude strahlenden Augen. Sie zog sich daher schnell zurück, und wer möchte es zu schildern wagen, was sie dabei empfand.

Das Volk begleitete den Grafen Ignatowski bis vor seinen Palast, und er mußte darauf erst noch auf einen Balkon treten, wo ihn das Volk mit ausgelassenem Jubelgeschrei begrüßte, das bis im Schlosse vernommen wurde, bevor es ihm vergönnte, sich in seinen Gemächern zu erholen.

Hier verweilte er bis zum folgenden Tage, und nur Graf Romanow begab sich noch zum Könige, der so bleich aussah und so angegriffen, als ob er nur eben von einer großen Krankheit erstanden wäre, aber ihn äußerst freundlich mit den Worten empfing: „Es hätte Alles anders sein können, wie es leider gekommen ist, weil Frauen ein eisernes Gedächtniß dafür haben, wenn ihr Ehrgeiz, oder auch ihre Eitelkeit eine Kränkung haben erleiden müssen, und auch meine Mutter nicht frei von dieser Schwäche ihres Geschlechtes ist. Aber nun der von ihr eingerührte Brei noch leidlich gut ausgefallen, kann sie das Magendrücken, welches sein Genuß trotz dem ihr bereiten wird, mit Geduld aushalten, indem ihr weiter keine Wahl bleibt. Ihr aber, mein lieber Graf Romanow,

müßt Eurem Schwiegervater sagen, daß er sein Stammschloß Beztroski nicht eher wieder verlassen darf, bis die schriftliche Erlaubniß, von mir ausgestellt, das Gegentheil ihm frei giebt. Jedoch erlaube ich ihm, daß er so lange in Krakau in seiner Behausung sich aufhalten kann, bis er sich vollends wird wohl befinden."

Graf Romanow machte nur eine zustimmende Bewegung mit dem Kopfe, ohne ein Wort zu erwiedern, und der König sprach darauf von gleichgültigen Gegenständen.

Nachdem Graf Romanow aus dem Schlosse zurückgekehrt war, blieben die beiden Freunde noch bis spät in die Nacht hinein, sich unterhaltend, beisammen sitzen, bevor sie noch wenige Stunden der Ruhe genossen. Allein der anbrechende Tag fand sie noch wach; denn die Aufregung ihres Gemüthes verscheuchte jeden Schlaf von ihrem Lager, und am folgenden Morgen in aller Früh reis'ten sie nach Beztroski ab.

Sie kamen auf ihrem Wege in der Nähe von Gayrozany vorüber, und hielten sich hier einige Stunden auf, die sie in angenehmen Rückerinnerungen zubrachten, obgleich es anderer Seits dem Grafen Ignatowski auch wieder wehe that, diesen ihm so lieb gewordenen Ort verlassen zu müssen, wohin er jedoch noch den braven Peter kommen ließ, und dadurch diesen ungemein erfreute, auch ihn noch reichlich be-

schenkte, bevor sie ihren Weg nach Beztroski weiter fortsetzten.

Die Bewohner von Beztroski empfanden keine Ahnung davon, daß der für sie ersehnte Augenblick, wo sie den geliebten Gatten, Vater und Freund wiedersehen sollten, schon so nahe war, obgleich eine leise Hoffnung ihr Herz erfüllte, daß es doch endlich noch dahin kommen könnte. Graf Romanow ging also dabei vorsichtig zu Werke; denn er befürchtete, daß, wenn besonders Olga und ihre Mutter nicht vorbereitet würden, eine Fülle von Glück in ihr Herz aufzunehmen, diese Ueberraschung schädlich auf ihren Zustand wirken möchte. Er schrieb deshalb zuvor an Pelagia Chemineffski — da er Herrn Opacki nicht zutraute, daß er seine Freude zügeln könnte — machte sie mit dem Vorgefallenen bekannt, und gab seinem Diener den Befehl, voranzureiten und ihr heimlich diesen Brief zuzustellen, noch bevor sie in Beztroski anlangten.

Wer vermöchte wohl zu schildern, was sie empfanden, als sie Alle sich endlich umarmt hielten, und lange nicht Einer dem Andern im Zusammenhange erzählen konnte, weil besonders Graf Romanow es immer wieder verhinderte, der in einem wahren Freudenrausche bald seinen Sohn herzte, dann seine Ge-

mahlin, wie auch die Uebrigen, und im eigentlichen Sinne des Wortes mit Ausgelassenheit verfuhr; denn er fühlte sich in einem solchen Grade glückselig, wie nur ein Sterblicher es zu sein vermochte.

Endlich trat aber doch begreiflich ein Ruhepunkt bei ihm ein, und nun besann sich Pelagia Chemineffski, daß ein Brief von dem Kammerdiener Morweski aus Wielkalonka an den Grafen Romanow eingegangen war.

„Das," sagte dieser, „muß etwas Wichtiges sein; denn Briefe zu schreiben ist sonst des Alten Sache eben nicht." Bei diesen Worten erbrach er den eben erhaltenen Brief, und lachte laut auf, indem er ausrief: „Nun, da haben wir die Bescheerung! Die dummen Teufel haben den saubern Kaplan Rundow zum Henker laufen lassen. Ach — mag er; wir haben unsern Zweck erreicht, und im Grunde finde ich noch Ursache, darüber erfreut zu sein, daß er fort ist; denn so spare ich das Geld, welches mich sein Unterhalt im Auslande gekostet hätte."

Die Uebrigen nahmen die Entweichung des Kaplans Rundow nicht so leicht auf, wie der Graf Romanow es wenigstens dem Anscheine nach that. Besonders äußerte sich Olga ängstlich darüber, weil sie von jeher diesem Menschen nicht viel Gutes zugetraut hatte, und nun vollends das Schlechteste. Aber ihr Gemahl erwiederte ihr auf ihre Besorgnisse, dabei

lachend: „Nun, wofür sollte er sich denn an mir rächen wollen? Etwa, daß ich ihn nicht zum Lohne für seine Schurkenstreiche an den ersten besten Baum habe anknüpfen lassen? Ich dächte, der Elende müßte mir noch eher dafür dankbar sein. In jedem Falle, meine geliebte Olga, wird er sich nicht mehr in unsere Nähe wagen; denn er hat mich kennen lernen und erfahren, daß ich nicht mit mir scherzen lasse. Wir wollen daher uns gegenseitig das Wort geben, diesen erbärmlichen Wicht, so viel wir es können, zu vergessen. Also — von etwas Anderem. Sobald unsere arme Schwester Agraffia erwacht sein wird, muß unsere Freundin Pelagia Cheminefffski sich zu ihr begeben, um sie auf das Wiedersehen ihres Vaters vorzubereiten; denn ich fürchte, daß sie davon tief erschüttert werden wird. Und — wäre das ein Wunder? Ist sie nicht an allem Unheile, das uns betroffen hat, schuld gewesen? War es nicht der größte Leichtsinn von ihr, Aeußerungen, die ihr so gefährlich werden konnten, Gedanken, mit welchen sie sich den Tag über herumgeschleppt hat, an jedem Abende in ein sogenanntes Gedenkebuch zu schreiben, das ihr die Königin gewiß nur darum geschenkt hat, um sie damit in eine Falle zu locken, was ihr auch ganz vorzüglich gelungen ist, und darum, weil der Hochmuth das sonst so kluge Mädchen dergestalt

verblendet hatte, daß Agraffia weder mehr sah noch hörte, was neben ihr vorging."

„Ihr habt wohl Recht," versetzte deren Vater mit einem Seufzer; „sie hat jedoch auch keine geringe Strafe erlitten, indem sie arg genug dafür ist gedemüthigt worden, und kein menschliches Gefühl besitzen müßte, wenn der Gram über Alles, was die Ihrigen erlitten, nicht an ihrem Herzen hätte zehren sollen. So aber war es gewiß, und aus diesem Grunde wurde sie so mager, so bleich, so menschenscheu, und sogar zuweilen förmlich abwesend mit ihren Gedanken, wie Ihr, meine Lieben, mir sie beschrieben habt."

„Nun, jetzt wird sich ihr Uebel hoffentlich bessern," sagte die Gräfin Ignatowski, „jedoch ist mir vor Eurem ersten Wiedersehen bange; denn wie leicht ist es möglich, daß sich ihr Gemüthszustand die erste Zeit darauf wenigstens verschlimmert."

„Agraffia schläft seit einigen Wochen beinahe den ganzen Tag," äußerte Pelagia Chemineffski; „aber ich habe bestellt, daß man mich gleich rufen soll, sobald sie erwacht."

„Dieser Hang zu schlafen ist leider ein Zeichen von körperlicher Schwäche," erwiederte Graf Romanow; „allein ich meine, daß sich diese nach und nach verlieren wird."

Die Kammerfrau der Gräfin Ignatowski, welche indessen Agraffia bewacht hatte, trat nun in das Ge-

nach, und gab Pelagia Cheminesski einen Wink. Diese verfügte sich also zu der Kranken, welche jedoch nicht bettlägerig war, sondern nur beständig in einem bequemen Sessel saß, oder auf einem Ruhebette lag.

Nach einer Weile hörte man Jemanden hastig kommen, und im nächsten Augenblicke riß Agraffia eben so die Thüre auf, stürzte vor ihrem Vater nieder auf die Knie, umklammerte diese und rief mit herzzerschneidendem Tone aus: „Vergebung, mein Vater, Vergebung.“

Pelagia Cheminesski hatte es nicht verhindern können, daß Agraffia auf die erhaltene Nachricht, anscheinend so kräftig wie in gesunden Tagen, an ihr vorüber und nach dem gemeinschaftlichen Wohnzimmer eilte, um die Vergebung ihres Vaters zu erflehen.

Schon durch ihre so unerwartete Erscheinung hatte sie die Ihrigen heftig erschreckt, da man niemals es zu bewirken im Stande war, daß sie zu ihnen kam, in ihrer Gesellschaft speis'te, oder zuweilen, von ihnen begleitet, den Garten besuchte. Aber besonders wurden sie durch ihr Aussehen auf eine schmerzliche Weise überrascht, weil sie in ihrem Zimmer, wo beständig Halbdunkel herrschte, indem sie nicht zuließ, daß man die Vorhänge an den Fenstern zurückschob, nicht hatten genau wahrnehmen können wie sie eigentlich aussah, weshalb also auch nur

Herr Opacki wußte, daß sie sich auf dem Wege befand, der schleunigst an den Rand des Grabes führte.

Was mit dazu beitrug, daß sie jetzt förmlich geisterhaft blaß aussah, und dadurch die Ihrigen so ungemein erschreckte, war ihr blendendweißes Morgenkleid; denn selbst in ihrer Krankheit wählte sie ihren Anzug noch mit der Sorgfalt, welche sie früher darauf verwendet hatte.

Nur die wenigen Worte waren ihren Lippen entflohen; dann brach sie ohnmächtig zusammen, und erholte sich auch erst wieder nach einer halben Stunde unter den Bemühungen Aller, sie zu ermuntern.

Herr Opacki hatte gleich darauf gedrungen, daß sie nach ihrem Gemache müsse gebracht werden. Dahin trug sie also ihr Vater, Pelagia Chemineffski und ihre Mutter entkleideten sie, und legten sie zu Bette, worauf Herr Opacki verschiedene Mittel anwandte, die sie wieder ins Leben zurückriefen.

Als sie endlich erwachte und bald darauf auch sprechen konnte, ließ sie nichts von der Geistesrichtung mehr bei sich wahrnehmen, die früher den Ihrigen die gerechte Besorgniß eingeflößt hatte, daß ihr Zustand in der Folge noch weit trauriger werden könnte, als er es gegenwärtig schon war. Vielmehr sprach sie mit Allen klar und deutlich; nur befand sie sich sehr matt, was sie jedoch nicht abhielt, die Anwesenheit der Ihrigen neben ihrem Bette zu

verlangen, da sie im Gegentheile vorher diese gefürchtet hatte. Aber man mußte sich trotzdem überzeugt fühlen, daß die Kunst des Herrn Opacki und sein guter Wille, Agraffia noch länger am Leben zu erhalten, nicht ausreichen würden, und das hatte er schon ihrem Vater heimlich gestanden, nachdem der erste Sturm der Freude des Wiedersehens sich bei Beiden etwas gelegt hatte.

„Ach," erwiederte ihm dieser damals; „ich weiß kaum, ob ich ihr ein längeres Leben wünschen soll; denn es kehren entweder mit ihrer zunehmenden Gesundheit ihre früheren Wünsche und Neigungen in ihr Herz zurück, und weil sie nicht hoffen könnte, daß diese erfüllt würden, so käme es gewiß, daß sie sich unglücklich fühlte; oder sie empfände und dächte in der Folge anders als früher, und dann könnten nur Selbstvorwürfe, der vielen Leiden wegen, die sie uns verursacht hat, ihr Herz beunruhigen. Es mag daher von unserer Seite Gott anheim gestellt sein, was er zu ihrem und unserem Besten thun will."

Herr Opacki theilte die Meinung des Grafen; jedoch bemühete er sich nach seinen Kräften, wie es ihm seine Pflicht gebot, der Kranken das Leben zu erhalten, und verließ sie den Tag über nur selten.

Agraffia pflegte auch jetzt, so wie früher, viel zu schlafen; aber sobald sie erwachte, verlangte sie nach den Ihrigen, deren Hände sie oft Stunden lang fest

umschlossen hielt, und sie immer aufmunterte, mit ihr zu sprechen; auch die Briefe, welche Pelagia Cheminefsski von ihrem Sohne erhielt, mußte sie der Kranken vorlesen, woran sie sonst kein Interesse nahm, und ihr von Waldomir erzählen. Ihr sichtliches Hinschwinden war also jetzt der einzige Wermuthstropfen, der täglich in den Freudenkelch des häuslichen Glückes einer Familie träufelte, welche die schöne Hoffnung gefaßt hatte, daß es künftig nicht mehr sehr hart getrübt würde, weil der Himmel ihnen bis dahin schon eine Menge sehr schmerzlicher Prüfungen aufgelegt hatte, weshalb sie glaubten, er werde ferner sie damit verschonen.

Wanda erfuhr es augenblicklich, als ihr ärgster Feind wieder bei den Seinigen angelangt war, und es erschreckte sie diese Nachricht nicht wenig; aber sie suchte sich bald zu fassen, und schützte bei der Castellanin vor, daß sie sich unwohl befände, damit sie ihr Gemach nicht zu verlassen brauchte; mithin wieder auf die Benutzung desselben beschränkt, schrieb sie täglich nieder, was sich im Schlosse zutrug, was sie durch ihre angebliche Muhme erfuhr, und schickte es häufig an die Königin ab; denn ihr Verbündeter aus der Mühle kam täglich in aller Frühe zu ihr, wenn Jedermann sonst noch schlief, und holte diese Briefe zur Weiterbeförderung ab.

In Krakau ging es indessen lebhaft genug zu,

da die Zurüstungen der Russen zu einem Kriege immer bemerkbarer und bedenklicher wurden; weshalb man es für nothwendig erachtete, die Grenzen stark zu besetzen, damit man im Stande sei, sie mit einer starken Macht zu empfangen und zurückzuschlagen, sobald sie wagen sollten, in Polen einzudringen. Es wurden also alle erforderlichen Mittel in Anspruch genommen, um diesen Plan zu bewerkstelligen, und deshalb herrschte besonders in Krakau selbst, wie in dessen nächster Umgebung, die größte Lebhaftigkeit.

Der Umstand aber, daß dieser unvermeidliche Krieg mit Rußland bald ausbrechen möchte, bestimmte den Grafen Romanow, eher an die Rückreise auf seine Güter zu denken, als es sonst geschehen wäre; denn diese lagen insgesammt nahe an der Grenze des Nachbarlandes. Er meinte jedoch, daß eine Reise, so bald nach der Entbindung seiner Gemahlin dieser und ihrem Kinde schaden könnte, und wünschte darum, daß Beide bis zum nächsten Frühjahre in Beztroski verweilen möchten; jedoch wollte er sogleich zu ihnen zurückkehren, wenn er nur einigermaßen sich überzeugt habe, daß seine Gegenwart in Wielkalonka nicht mehr dringend nothwendig sei.

Allein Olga war durchaus nicht dazu zu bewegen, daß sie diesen Vorschlag annahm; denn als die Aufregung seines Gemüths vorüber gegangen, sah ihr Gemahl wieder sehr angegriffen und leidend aus; sie konnte

also wohl mit Recht befürchten, daß der Winter ihm nicht viel Gutes in Bezug auf seine Gesundheit bringen würde. Sie bestand also darauf, ihn nach Wielkalonka zu begleiten und ihr Kind mitzunehmen, und versprach, wenn Gott sie alle Drei am Leben erhielte, ihre Eltern im nächsten Frühjahre wieder zu besuchen.

Da ihr Vorsatz unverändert derselbe blieb, so gab endlich Graf Romanow dazu seine Einwilligung, ihn auszuführen, und mochte insgeheim wohl froh darüber sein, weil er sich nur höchst ungern von ihr und von seinem Kinde getrennt hätte. Die Anstalten zu seiner Abreise wurden aber in möglichster Eile getroffen, obgleich die Gräfin Romanow mit großem Schmerze von den Ihrigen schied, weil sie nicht mehr hoffen konnte, daß sie ihre Schwester noch am Leben finden würde, sollte sie auch wirklich im nächsten Frühjahr nach Beztroski kommen, welches Vorhaben überhaupt noch von manchem Umstande abhängig war.

Graf Ignatowski fühlte sich fest überzeugt, daß der König seine Mitwirkung bei dem bevorstehenden Kriege mit Rußland nicht entbehren könne, sobald er dessen Macht erfahren habe. Eben so gewiß glaubte er, daß das Volk und selbst das Heer darauf dringen würde, daß er dieses, so wie früher gegen die Schweden, und später gegen die Tartaren und die

Kosaken, anführe. Aber er beschloß, jeden Antrag der Art entschieden abzulehnen, und es erst zum Aeußersten kommen zu lassen, bevor er seine Tüchtigkeit als Feldherr so wie vordem wieder geltend mache, damit sie erfahren sollten, was sie an ihm verloren hatten. Dann aber wollte er handeln, wie er es stets that, wenn es galt, die Rechtschaffenheit seines Charakters zu bekunden; denn er glaubte ganz fest, daß Polen bald in Noth gerathen würde, und in die Gefahr, daß es sich dem Nachbarlande unterwerfen müsse, weil er die Unbrauchbarkeit Derjenigen kannte, welche die Polen gegen die Russen anführen sollten, und sich darin auch in keiner Beziehung irrte.

Deshalb lehnte er auch die noch vor der Abreise seines Schwiegersohnes ihm vom Könige schriftlich ertheilte Erlaubniß ab, daß er Beztroski verlassen dürfe, und sagte zu dem Grafen Romanow im Stillen lächelnd: „Es muß noch ganz anders kommen; bitten, beschwören sollen sie mich zuvor, daß ich mich ihrer Noth erbarme, bevor ich mich dazu entschließe."

Alles was Graf Romanow auf seiner Reise nach Wielkalonka über die Zurüstungen der Russen zu dem beabsichtigten Kriege mit Polen erfuhr, flößte ihm Besorgnisse wegen der persönlichen Sicherheit seiner

Gemahlin und seines Kindes ein, und besonders beunruhigte ihn die Nachricht, daß die Schweden sich mit den Russen vereinigt hätten, um Polen nun, bei dieser ihnen günstig dünkenden Gelegenheit, zu zwingen, daß es seinen Ansprüchen auf die Krone ihres Landes entsage; denn — bestätigte sich dieses Gerücht, so sah es allerdings für Polen mißlich genug aus, und die Folgen von dieser Alliance ließen sich vorher berechnen.

Was den Grafen aber noch in anderer Art und unendlich mehr beunruhigte, als diese Händel der Politik es thaten, war der Umstand, daß Brustschmerzen, die er schon früher zuweilen, in Beztroski öfter, und während seiner Reise nach Wielkalonka immer empfunden hatte, sich endlich so vermehrten, wenn er sprach, daß er zu mancher Zeit es gar nicht mehr wagte, und immer lebhafter sich davon überzeugt hielt, daß die Vorsehung sein Lebensziel nicht in einer weiten Entfernung ihm gesetzt habe. Da er jedoch nie vorher in dem Grade die Lust zum Leben so empfunden hatte, wie eben jetzt, weil sich sein häusliches Glück kaum noch vergrößern konnte; so befiel ihn jedesmal eine wahre Seelenangst, wenn er daran dachte, daß sein Tod vielleicht schon ganz nahe sei. Aber er suchte diese ihn unaufhörlich peinigende Ahnung vor seiner Gemahlin zu verbergen, indem er

glaubte, daß Aeußerungen der Art ihr Herz mit bitterem Schmerze erfüllen würden.

Seine Beurtheilung war vollkommen richtig; denn Olga hatte zwar anfänglich nur wahre Hochachtung für ihren Gemahl gefühlt; zu dieser gesellte sich jedoch später die Dankbarkeit für Alles, was er den Ihrigen Gutes erwiesen, und wenn sie auch gleich nun das nicht für ihn empfand, was sie für Waldomir empfunden, so ward der Graf ihr doch theurer wie sonst jeder andere Mann auf der ganzen weiten Erde, und später liebte sie sogar den Vater ihres Kindes mit aufrichtiger Zärtlichkeit. Sie lebte von jetzt an nur für Beide, hatte nur Sinn und Gedanken für ihre Pflege und ängstigte sich noch mehr, als ihr Gemahl, bei der Befürchtung, es möchte sich die Gefahr für sein Leben wieder erneuern.

In der ersten Zeit ihrer Anwesenheit in Wielkalonka besserte sich der Zustand des Grafen wohl in etwas, jedoch noch immer nicht befriedigend.

Der Ausbruch des Krieges zwischen Polen und Rußland verzögerte sich zwar; allein es stand zu erwarten, daß die erste Frühlingssonne den Muth der Kampflustigen neu beleben würde; auch konnte man vorher berechnen, daß Rußland an den Schweden einen kräftigen Beistand finden würde, die sich immer näher nach dem Schauplatze des zu erwartenden Krieges zogen.

So oft Olga mit ihrem Gemahle darüber sprach, wie sich in der Folge die Tagesbegebenheiten der Zeit gestalten könnten, rieth sie ihm an, er möchte jeden Gegenstand von Werth tiefer ins Land hinein flüchten, weil es doch immer möglich wäre, daß der Feind künftig die Gegend von Wielkalonka überschwemmen könnte, und weil sie ihre Vorstellungen zunehmend dringend aussprach, so willigte er endlich in ihr Begehren. Doch wohin sollte er sein Silberzeug, die kostbaren Gemälde, Teppiche, und den Schmuck seiner verstorbenen Mutter, so wie den seiner Gemahlin, und unzählig viele äußerst werthvolle Gegenstände schaffen lassen, um sie in Sicherheit zu bringen, und wer sollte die damit beladenen Wagen begleiten, da der Graf, seiner sehr angegriffenen Gesundheit wegen, es nicht konnte; sein Arzt, eines Augenübels wegen, auch nicht, und sein Kammerdiener Morweski schon zu alt war, als daß er sich eines Auftrages der Art unterziehen konnte, den unstreitig ein Mann ausführen mußte, der sich bei vorkommenden Fällen ein Ansehen zu geben verstand, weil viel Gesindel, unter dem Vorwande, es wolle zum Heere stoßen, zu der Zeit die Landstraßen unsicher machte?

Nach Beztroski hätten sie am liebsten alle diese Gegenstände geschickt; allein der Weg dahin war sehr weit, und der Graf wollte gerne zuvor auch den Rath

seines Schwiegervaters über diese Angelegenheit einziehen.

Dieser brachte gleich im Kreise seiner Familie die Sache zur Sprache, als er den Brief gelesen, welchen Olga in der Absicht an ihn gerichtet hatte, und der bei jeder Gelegenheit über jede Beschreibung dienstwillige Doktor Opacki erbot sich augenblicklich, die mit ihrer Ladung versehenen Wagen von Wielkalonka nach Beztroski zu befördern. Nur hatte er dabei die eine Bedenklichkeit, ob es auch recht von ihm gehandelt sei, sich in der gegenwärtigen Zeit von Agraffia zu trennen, weil sie bereits so sehr hinfällig geworden war, daß sie ihr Gemach nicht mehr zu verlassen vermochte.

Ein Zufall machte sie aber damit bekannt, daß Opacki um ihretwillen Anstand nahm, ihrer Schwester einen Freundschaftsdienst zu erzeigen, und sie drang nun bestimmt in ihn, sobald wie möglich nach Wielkalonka abzureisen; „denn,“ setzte sie hinzu, „Ihr werdet auch dann nicht, wenn Ihr bei uns verweilt, mein edler Freund, im Stande sein, das kleine Flämmchen meines Lebenslichtes aufrecht zu erhalten. Eure Kunst reicht dazu nicht mehr aus; es will sich niederneigen — es hat sich schon geneigt, und wird bald erlöschen. Nur die Hand des Allmächtigen wäre stark genug, um ein solches Wunder zu verrichten, und er wird wohl wissen, was für mich ein-

zig nur gut ist. Er war ja so gnädig, mir eine Frist zu vergönnen, damit ich einsehen lernen konnte, wie sträflich und zugleich thöricht ich gehandelt habe, gegen mich und gegen die Meinigen. Ihr habt daher keine Ursache, bei mir zu verweilen, sondern könnt Euch ohne Bedenken, nach Eurem löblichen Vorsatze, nach Wielkalonka begeben; denn ich habe durch meinen Vater erfahren, wie unendlich werthvoll die vielen Gegenstände sind, die Graf Romanow zu flüchten hat.

Agraffia bestand so lange darauf, daß der Doktor Opacki sobald wie möglich nach Wielkalonka abreisen müsse, bis dieser endlich ihr Verlangen erfüllte.

Als er dort anlangte, und nur eben vom Pferde gestiegen war, sagte man ihm gleich, daß Graf Romanow wieder äußerst leidend sei, und sogar Blut ausgeworfen habe, jedoch nicht zu Bett bleibe, sondern gewiß sich stärker stelle, als er sich fühle.

Der Doktor war also schon, noch bevor er in sein Zimmer sich begab, darauf vorbereitet, ihn recht übel aussehend zu finden; aber dennoch erschrak er heftig, als er ihn in einem Lehnsessel, von Kissen unterstützt, am Kamine sitzend fand; denn die mächtige Hand des Todes hatte ihre Spuren deutlich auf sein todtblasses Angesicht abgedrückt, und besonders durch sein mattes Auge angekündigt, daß sie bald den armen Leidenden ganz und gar festhalten wolle,

um ihn nicht mehr loszulassen. Aber der Graf versuchte dennoch seiner Stimme Festigkeit zu geben, und er drückte lebhaft seine Freude über die unerwartete Ankunft des Doktor Opacki aus, indem er zugleich die wahre Ursache davon errieth.

Besonders aber fühlte sich Olga beglückt, ihn wiederzusehen, weil sie ein unbedingtes Vertrauen in seine Kunst setzte, und er mußte darum ihr gleich versprechen, daß er noch desselben Tages sich über den Zustand ihres Gemahls mit dessen Arzt berathen wolle, um von diesem zu erfahren, welche Mittel zu seiner Wiederherstellung er so lange erfolglos angewandt habe.

Nachdem es geschehen, mußte Herr Opacki gestehen, daß der Leibarzt des Grafen ganz verständig und mit Einsicht zu Werke gegangen, daß jedoch trotz dem keine Genesung mehr für ihn zu erhoffen war. Nur meinte er, daß es noch lange dauern möchte, etwa bis zum künftigen Herbste, bis sich die Lebenskräfte des Kranken ganz aufgerieben hätten; bis dahin würde er noch durch Kunstmittel zu erhalten sein, jedoch könnte es auch so kommen, daß er schneller dem Ziele entgegenrückte, welches der Tod schon jetzt für ihn ausgesteckt habe.

Olga drang am folgenden Tag in den Doktor Opacki, daß er ihr die Wahrheit über den Zustand ihres Gatten nicht vorenthalten dürfe, und nachdem

er ihr aufrichtig geantwortet hatte, weinte sie heftig; denn nun sie sein Tod so nahe bedrohte, weil Brustleiden die Kunst der Aerzte immer scheitern machen, empfand sie es recht deutlich, wie werth ihr der Graf geworden war, und daß sich seit der Geburt ihres Kindes das Wohlwollen, welches sie vorher schon für ihn gefühlt, in wirkliche Liebe verwandelt hatte. Sie vermochte mithin kaum, ihren Schmerz über den sie bedrohenden Verlust, in ihr Herz zurückzudrängen, während sie sich bei ihrem Gemahle befand. Aber die Nothwendigkeit machte ihr diese Selbstüberwindung zur Pflicht; darum suchte sie die Spuren der Thränen zu vertilgen, welche eben ihren Augen entströmt waren, und durch ein Lächeln ihn zu täuschen, während ihr Herz vor Schmerz und Wehmuth beinahe brach, indem sie jetzt erst den umflorten, matten, und dabei doch so durchdringenden Blick seines Auges richtig zu deuten vermochte.

Herr Opacki konnte ganz unmöglich lange in Wielkalonka verweilen, so herzlich gern es auch sein Wille gewesen wäre, weil mit jedem Tage die Wege beinahe mehr unbefahrbar wurden. Er ließ also in größter Eile alle Gegenstände, welche der Graf flüchten wollte, sorgfältig einpacken, und wenige Tage schon nach seiner Ankunft begleitete er die Wagen zu Pferde, welche dazu bestimmt waren, die werth-

vollsten Sachen, die dazu geeignet waren, nach Bez-troski zu schaffen.

Der Abschied von dem Grafen ward Herrn Opacki sehr schwer; denn wer konnte mit Gewißheit bestimmen, ob er ihn im Frühjahr noch am Leben finden würde, und wenn ja, ob dann noch der Kranke im Stande sei, die Reise nach Beztroski zu unternehmen. Er stellte mithin bei sich die Betrachtung an, daß es doch hart wäre, wenn Gott eine Ehe trennte, die eine der glücklichsten im Lande sei.

Olga und ihr Gemahl hatten einander fest umschlungen, als sie am Fenster standen, um ihrem Freunde nachzusehen, der ihnen noch, mit Thränen in den Augen, den letzten Scheidegruß zuwinkte, worauf Olga den Kopf an die Schulter des Kranken lehnte und heftig weinte; denn sie mußte unwillkürlich daran denken, daß vielleicht die Zeit schon nahe sei, wo sie denselben Weg antreten müßte, und ohne ihren Gatten, weil sie ohne diesen weder in Wielkalonka länger verweilen wollte, noch ohne einen männlichen Schutz es konnte.

Herr Opacki ritt neben den Wagen, die sich langsam weiter bewegten, und kam eben an einem Wirthshause vorbei, das kaum eine Viertelmeile von Wielkalonka entfernt war, und dicht an der Landstraße sich befand, als von dem Hause her ihm zwei Landleute entgegen kamen, die er zwar nur flüchtig an-

sah, jedoch meinte, daß er den Einen von ihnen schon irgendwo gesehen habe. Er kehrte sich also um, indem er sich vornahm, diesen Mann näher zu betrachten; allein der war seinem Begleiter eilfertig vorausgeeilt, und gleich darauf verbarg Baumgestrüpp sie Beide.

Dieser Umstand fiel dem Doktor auf, ohne daß er selbst recht wußte, warum, und er strengte deshalb sein Gedächtniß an, sich zu besinnen, ob und wo er diesen Landmann könnte jemals gesehen haben. Indessen er erinnerte sich dessen nicht, da er überhaupt in dieser Gegend fremd war; jedoch konnte er nicht aufhören, der Sache nachzugrübeln.

Indem das noch geschah, kam ihm ein Gedanke, der ihn überzeugte, wer es war, den er gesehen hatte, und diese Entdeckung erschreckte ihn; denn um welcher Ursache willen konnte Wenzl Radziejowski sich hier in der Nähe von Wielkalonka, in der Kleidung eines Landmannes, aufhalten? Und weshalb sprach er seinen ehemaligen Arzt nicht an, da er diesen doch augenscheinlich erkannt hatte?

Wenzl Radziejowski stand mit seinem Vetter, dem Grafen Romanow, nicht auf einem so freundschaftlichen Fuß, der einen Scherz zuließ; sonst würde Herr Opacki geglaubt haben, daß Jener in einer Verkleidung den Grafen mit seinem Besuche überraschen wollte. Auch wäre, bei dem gegenwärtigen

Befinden des Grafen, von dem sein Vetter doch gewiß Kenntniß hatte, ein solcher Scherz nicht gut angebracht gewesen. Herr Opacki konnte sich daher den Vorfall nicht enträthseln, so viel er auch darüber nachdachte, und nahm sich vor, aus der nächsten Stadt an den Grafen Romanow zu schreiben, und bei ihm anzufragen, ob sein Vetter Wenzl Radziejowski bei ihm gewesen sei, welchen Vorsatz er auch ausführte.

Als Herr Opacki in Beztroski anlangte, fand er Alles so, wie er es verlassen hatte; nur befand sich Agraffia noch bei weitem hinfälliger, als vorher, und Graf Ignatowski theilte ihm mit, daß er von der Bürgerschaft in Krakau ein Schreiben, mit vielen Unterschriften versehen, erhalten, worin man ihn in schmeichelhaften Ausdrücken gebeten habe, da der Krieg mit Rußland unvermeidlich sei, wieder eine Feldherrnstelle zu übernehmen, worauf er ihnen geantwortet, daß der König ihn aus dem Staatsdienste entlassen habe, und daß er niemals wieder einen dergleichen zu bekleiden gedenke. Darauf hätte die Bürgerschaft sich an den König gewandt, und von diesem ihn verlangt; aber der König sei darauf nicht eingegangen, und seitdem herrsche eine förmliche Gährung unter dem Volke in Krakau.

„Sie haben schon einmal ihr Stück durchgesetzt,“ fügte Graf Ignatowski hinzu, „und werden es wieder versuchen, zu erlangen, was sie wünschen. Aber, mein Freund, ich müßte Polen in großer Noth wissen, wenn ich dem Begehren Derer nachgeben wollte, die mir anhängen.“

„Und doch werdet Ihr es endlich müssen,“ sagte Herr Opacki, „wenn Ihr anders nicht undankbar gegen Diejenigen erscheinen wollt, die Euch zu Eurer Freiheit verholfen, die Euch sogar das Leben erhalten haben. Das bedenkt ja gut, bevor Ihr in der Folge hartnäckig bei Eurer Erklärung beharrt, und dadurch Euch die Gunst des Volkes für immer verscherzet. Ueberhaupt, könnt Ihr vorher wissen, ob Ihr dieser nicht noch benöthigt sein werdet? Kann es irgend ein Mensch? Nein, Ihr müßt den Schatz, Volksliebe genannt, nicht selbst von Euch werfen; er ist ohnehin ungewiß genug, und ich bin der Meinung, daß dieses Nattergezücht im Schlosse zu Krakau, das schon so viel Unglück über Euch und die Eurigen gebracht hat — auch die jetzige tödtliche Krankheit des Grafen Romanow rechne ich dazu, da er nicht im Stande war, die Anstrengungen zu ertragen, welche die Nachforschungen nach Euch und die Anwendung der Mittel zu Eurer Befreiung nöthig machten — nicht ruhen noch rasten wird, bis sie Euch wieder als eine Beute ihrer Rachlust erhascht haben,

daferner Ihr ihnen es möglich machet. Darum glaube ich mit ziemlicher Gewißheit, daß Wenzl Radziejowski nicht nur mit zu den Verbündeten der Königin gehört, sondern auch damit umgeht, einen böswilligen Plan gegen seinen Vetter, den Grafen Romanow, auszuführen, dem er es nicht vergeben wird, daß er sich vermählt, daß Gott ihm einen Sohn geschenkt hat, und daß mithin der große Reichthum des Grafen ihm nach dessen Tode nicht zufällt."

„Wie kommt Ihr auf den Einfall, Herr Opacki?" fragte der Graf, und sein Ton drückte Verwunderung aus, „Wenzl Radziejowski befindet sich gegenwärtig im Auslande, wie man mir von Krakau aus geschrieben hat, wahrscheinlich jetzt in Paris, und ich sehe also nicht ein —"

„Aber ich um desto deutlicher, welchen Weg die Sache einschlagen soll," unterbrach ihn der Doktor schnell, „im Auslande? Er wird nach seiner Ansicht ein Narr sein, und das schöne Geld auf diese Weise wegwerfen? Ich will es Euch besser sagen, wo er steckt; in dem Anzuge eines Landmannes umschleicht er Wielkalonka, um zu erforschen, wie es mit dem Gesundheitszustande seines Vetters steht."

„Aber, es würde ihm ja zu nichts helfen, wenn der wirklich mit Tode abginge, da er einen Sohn zurückläßt," versetzte Graf Ignatowski.

„Nun, wenigstens wird er, nachdem dieser trau-

rige Fall sich ereignet, Eurer Tochter Aerger genug verursachen," erwiederte der Doktor, „ihr Rechtshändel auf den Hals schieben, und — ja, wer kann wissen, was der Schurke noch sonst Böses im Sinne führt? Denn, daß er ein Nichtswürdiger ist, werdet Ihr mir wohl einräumen."

„Ich kenne ihn zu wenig, als daß ich ihn so beurtheilen möchte," sagte Graf Ignatowski; „allein Ihr habt Recht — in Krakau traute man ihm nicht viel Gutes zu. Wir wollen daher an unsere Lieben in Wielkalonka schreiben, und sie darauf aufmerksam machen, daß sie ihm mißtrauen sollen, wenn er sich bei ihnen einfindet. Aber, wann und wo habt Ihr ihn denn in solcher Verkleidung gesehen?"

Herr Opacki erzählte es, und der Graf meinte darauf, ob er sich nicht etwa in der Person geirrt habe, was er jedoch bestritt, und noch einmal umständlicher, als es bereits schon geschehen, dem Grafen Romanow das Erlebte mittheilte. Allein dieser antwortete, daß die Zukunft seiner Gemahlin so fest versichert sei, daß Niemand ihr etwas anhängen könne, und setzte in scherzhaftem Tone hinzu, „daß er aber sich vor dem Spindeldürren nicht fürchte, indem er, trotz seines Uebelbefindens, noch zehn solcher Federfüchser an seinem rechten Daumen aufhängen könne, um sie über den nächsten Berg zu schleudern, gewiß aber von Wielkalonka weit weg, wenn er es wagen

sollte, sich daselbst einzufinden, was jedoch bis jetzt noch nicht geschehen sei.

Sonst meldete der Graf noch, daß er sich seit Kurzem sehr wohl befinde, und nur den lieben Gott täglich um das weitere Fortbestehen seines häuslichen Glückes anflehe; denn er bete seine Gemahlin an, und der kleine Dominik fange nun an, sich eben so geistig, wie körperlich, zu entwickeln. Aber diese schnelle und auffallende Besserung gefiel Herrn Opacki nicht, und er schüttelte, indem er davon hörte, den Kopf.

Einige Zeit ereignete sich nun unter den Familienmitgliedern des Grafen Ignatowski nichts Besonderes, als die Nachricht von Krakau einging, daß die Vermählung des Thronfolgers mit der Tochter des deutschen Kaisers — die man aus einem Grunde, der nicht bekannt wurde, bis dahin noch immer verschoben hatte, nun wirklich vollzogen würde.

Die Meinungen, weshalb erst jetzt, waren verschieden. Einige versicherten, daß sein Herz noch immer an Agraffia hänge, und besonders seit er erfahren, daß sie dem Tode nahe sei, und glaube, daß Liebe zu ihm sie so weit gebracht habe; weshalb er auch den Inhalt ihres Gedenkebuches für künstlich nachgemacht halte; Andere dagegen gaben verschiedene Gründe an, weshalb die Vermählung des Thronfolgers nicht eher vollzogen worden sei.

Dazu wurden nun aber außerordentliche Anstalten getroffen; es ergingen Einladungen an viele regierende Fürsten, und es hieß sogar, daß der deutsche Kaiser seine Tochter selbst nach Krakau begleiten würde.

Begreiflich dachte in Beztroski Niemand an die Möglichkeit, daß Graf Ignatowski und seine Gemahlin auf eine Einladung zu diesen Vermählungsfeierlichkeiten zu rechnen hätten, und es erregte den höchsten Grad von Verwunderung bei ihnen, als ein Handschreiben des Königs einging, worin er den Grafen, dessen Gemahlin und auch Pelagia Chemineffski in den freundlichsten Ausdrücken und auch mit im Namen der Königin zu der Vermählung des Thronfolgers nach Krakau einlud.

Was sollte nun geschehen? In den ersten Tagen nach dem Empfange dieses Briefes konnte man sich nicht darüber einigen; denn besonders Herr Opacki und Pelagia Chemineffski riethen dazu an, daß der Graf wenigstens dieser Einladung Folge leisten müsse, und zwar um verschiedener Gründe willen; hauptsächlich aber deshalb, weil der König durch diese Einladung den Beweis ablege, daß er den Grafen als völlig frei betrachte, und ihm gestatte, darnach zu handeln.

Dieser gab es zu, daß sie Recht hatten; allein es fiel ihm so sehr schwer, sein Empfinden zu bekäm-

pfen, welches ihm davon abrieth, daß er immer wieder in seinem Entschlusse schwankend wurde, wenn er ihn auch schon beinahe gefaßt hatte. Denn der Gedanke, daß er dann nothwendig sich in der Nähe der Königin aufhalten müsse, daß er sogar dazu gezwungen sei, sich ihr vorzustellen und mit den Höflingen zu sprechen, die er durch den Grafen Romanow als seine eifrigsten Gegner hatte kennen lernen, erschütterte stets aufs Neue abermals seinen Vorsatz, sich nach Krakau zu begeben, um an dem Hoffesten Theil zu nehmen. Wer weiß also, ob er sich noch dazu entschlossen hätte, obgleich die Seinigen und besonders Agraffia, als sie hörte, wovon die Rede war, ihn mit Bitten darum bestürmten, wenn nicht endlich ein Schreiben, das er von dem Reichskanzler Radziejowski erhielt, welcher nicht aufgehört hatte, ihm Beweise von Freundschaft zu geben, und ein zweites von seinem Schwiegersohne ihn dazu bestimmen mußten, ihrem Verlangen nachzugeben. Allein Beide stellten ihm vor, daß sein Interesse es durchaus verlange, und daß es in vielfacher Beziehung gut sei, wenn er die Einladung, nach Krakau zu kommen, bei Gelegenheit, wenn der Thronfolger seine Vermählung mit der Tochter des deutschen Kaisers feiere, annehme.

Sobald Graf Ignatowski sich erst dazu entschlossen hatte, ließ er durch seine Freunde in Kra-

kau, welche damit Bescheid wußten, die nöthigen Einkäufe besorgen, damit er bei den Vermählungsfeierlichkeiten mit dem Glanze umgeben erscheinen konnte, der ihm zukam. Seine Gemahlin aber entschuldigte er in einem Schreiben an den König ihrer Kränklichkeit wegen, und Pelagia gleichfalls. An Agraffia war in der Einladung nicht gedacht, von ihr brauchte er also nichts zu erwähnen.

Auch Graf Romanow und dessen Gemahlin waren von dem Könige eingeladen worden, nach Hofe zu kommen und den Vermählungsfeierlichkeiten des Thronfolgers beizuwohnen; aber begreiflich lehnten sie diese Ehre der Krankheit des Grafen wegen ab.

Als die Freunde des Grafen Ignatowski erfuhren, daß er ihren Vorstellungen Gehör geben und nach Krakau kommen, auch bei Hofe erscheinen wollte, jubelten sie über seine Selbstüberwindung und suchten diese Nachricht schnell unter dem Volke zu verbreiten. Die natürliche und von ihnen erwünschte Folge davon war also, daß sich zur Zeit seiner Ankunft viele Menschen vor seinem Palaste versammelten, und daß deren lautes Freudengeschrei ihn bewillkommnete, als er, von seinen Freunden eingeholt, zu Pferde eintraf. Ja, sie drängten sich sogar so zu ihm heran, um ihm freundliche Worte zuzurufen, daß er kaum so viel Platz gewann, abzusteigen; ein Umstand, der tief sein Gemüth bewegte.

So betrat er seine Gemächer; aber noch gönnte ihm das Volk nicht die nöthige Erholung von diesem Sturm auf sein Inneres. Vielmehr begehrte man ihn abermals zu sehen, und er mußte sich noch zuvor wiederholt am Fenster zeigen, bevor die Menge sich zurückzog. Am folgenden Morgen jedoch, ganz früh, erschienen Abgeordnete aus allen Ständen bei ihm, die ihn noch im Namen aller Bewohner von Krakau bewillkommneten, und zugleich die Bitte vor ihm wiederholten, welche sie schon einmal hatten an ihn gelangen lassen, daß er den Oberbefehl über das Heer übernehmen möchte.

Der Graf antwortete ihnen in ungewissen Ausdrücken darauf und behielt sich vor, eine bestimmte Erklärung ihnen abzugeben, noch bevor er Krakau verlasse.

Der König empfing den Grafen mit besonderer Artigkeit, und diesem Beispiele folgte dessen Gemahlin; Beide aber erwähnten der Vergangenheit mit keinem Worte.

Der Thronfolger war seiner kaiserlichen Braut schon bereits entgegengereist, und die Höflinge sämmtlich zeigten sich gleich freundlich und höflich, mochten mehrere davon es auch anders meinen.

Das hohe Brautpaar langte endlich in Krakau an; Kaiser Ferdinand ebenfalls, und von diesem Augenblicke an reihten sich Feste an Feste. Die Höf-

linge kamen nicht zur Besinnung, und man erblickte überall eine noch nie gesehene Pracht bei öffentlichen Lustbarkeiten, so wie in der Kleidung aller bei Hofe Anwesenden.

Sonst wäre dem Grafen Ignatowski ein solches Jagen und Treiben nach Vergnügungen zuwider gewesen; aber nun sah er sich gerne in diesen Strudel mit fortgerissen, weil er außerdem öfter in der Nähe des Königs sich hätte aufhalten müssen, und in die Nothwendigkeit versetzt gewesen wäre, in einem engeren Kreise die Königin täglich zu sprechen; obgleich er jetzt nicht Ursache hatte, sich über sie zu beklagen. Vielmehr begegneten si e ihm Beide mit Auszeichnung, und eben so fuhren sie damit fort, bis er Krakau wieder verließ. Indem er sich jedoch, umgeben von vielen Höflingen, bei dem Könige beurlaubte, sagte dieser absichtlich, wie es schien, zu ihm, und auch in Gegenwart seiner Gemahlin: „Nun, es bleibt doch dabei, wie Ihr mir versprochen habt, Graf Ignatowski, daß ich zur Zeit der Noth auf Eure Dienste für unser theures Vaterland rechnen darf?“

Der Graf wußte von einem solchen Uebereinkommen nicht; nur daß die Frage gut berechnet und gleichfalls so in Gegenwart aller Höflinge angebracht war, mußte er sich gestehen, im Beisein aller fremden Gäste; denn was blieb ihm übrig, als schweigsam sich gegen den König zu verbeugen. Es war

das Wenigste, was er thun konnte, und er überließ damit die Auslegung dieser Höflichkeitsverbeugung einem Jeden nach dessen Wohlgefallen und seiner eigenen Deutung. Bevor er also noch den Saal verließ, wünschte man ihm von allen Seiten Glück zu dem Beweise von Vertrauen, das ihm der König neuerdings gezeigt hatte; aber auch dem Lande, indem dieser dem Heere wieder einen so anerkannt tüchtigen Anführer verleihen wollte. Allein der Graf lehnte in ungewissen und zweisinnigen Worten diese Glückwünsche ab, und entfernte sich, sobald es geschehen konnte, aus dem königlichen Schlosse. Aber er sagte seinen Freunden, daß er sich sogleich nach Gayrozany begeben werde, um hier einige Tage zuzubringen, und erreichte damit seinen Zweck; denn sie suchten ihn hier auf, und er verlebte in ihrem Kreise dort wenigstens einige angenehme Stunden. Alle aber waren der Meinung, daß er es nicht von sich weisen dürfe, wenn ihm der König ehrenvoll den Oberbefehl über das Heer antrage.

Am letzten Tage, wo sich Graf Ignatowski allein in Gayrozany aufhielt, um hier nur der Erinnerung an die Vergangenheit zu leben, dachte er öfter als in der vorangegangenen Zeit an Fatimen; jedoch keinesweges mehr mit den Empfindungen, wie früher. Vielmehr wäre es ihm nur um anderer Ursachen willen lieb gewesen, wenn er hätte erfahren können, ob

sie sich noch immer in Krakau aufhielt; denn auf die Nachforschungen, welche er um ihretwillen dort angestellt hatte, war er zu keinem erwünschten Resultate gelangt, weil ihm die Klugheit anrieth, dabei sehr vorsichtig zu Werke zu gehen. Indessen verlor er sie aus dem Gedächtnisse, als er sich wieder auf dem Wege nach Beztroski befand, ohne eine Ahnung zu empfinden, daß sie sich daselbst aufhielt, und zwar Unwohlsein vorschützend, in ihrem kleinen Stübchen, weil sie fürchtete, ihm zu begegnen.

In Beztroski angelangt, erfuhr er, daß Agraffia schon nicht mehr im Stande sei, das Bett zu verlassen und zusehends mehr ermatte. Er begab sich also gleich zu ihr und sie zeigte sich ungemein erfreut darüber. Er mußte sich neben sie setzen und ihr die Vermählungsfeierlichkeiten des Thronfolgers umständlich beschreiben, und so oft er auch davon abzubrechen suchte, kam sie immer wieder darauf zurück. Am liebsten aber schien es ihr zu sein, als er von der Trauung des Thronfolgers sprach, und ihr weitläufig, wie sie es zu hören wünschte, Alles mittheilte, was und wie sich Jedes ereignet hatte. Endlich jedoch schien sie darüber einzuschlafen, und als sie die Augen schloß, sich auch sonst nicht weiter bewegte, so winkte der Graf den Uebrigen zu, daß sie sich still verhalten möchten, wie es nun auch geschah, so daß man jeden ihrer sanften Athemzüge deutlich ver-

nehmen konnte. Mit der Zeit fiel es ihnen jedoch lästig, so regungslos dazusitzen; sie zogen sich also, ohne das geringste Geräusch dabei zu verursachen, in ein Nebenzimmer; nur Pelagia Chemineffski blieb bei der Kranken, und zwar ließ sie sich in einer geringen Entfernung von dieser nieder.

Als es aber auch ihr besonders vorkam, daß Agraffia so lange schlief, ging sie zu ihr hin, beugte sich über sie, lauschte auf ihre Athemzüge, und überzeugte sich dabei, daß sie im eigentlichen Sinne des Wortes hinübergeschlummert war in ein besseres Leben.

Anders ist es, wenn man das Hinscheiden eines Kranken mit jedem Tage erwarten kann, oder wenn es bereits schon erfolgt ist. Pelagia erschrak also heftig, als sie diese Bemerkung machte, und stellte sich vor, daß ihre Mittheilung bei den Uebrigen dieselbe Wirkung hervorbringen würde; aber sie durfte damit doch nicht länger zaudern und begab sich darum zu ihnen.

Ihr Schmerz über Agraffia's Verlust äußerte sich lebhaft; denn sie war seit ihrer geistigen Wiedergenesung unbeschreiblich gut, recht wie ein liebes Kind, und zeigte bei jeder Gelegenheit die tiefste Reue über ihre früheren Vergehungen. Die Ihrigen betrachteten ihren sanften Tod als einen Lohn dafür, den sie von Gott empfangen habe, und fühlten sich deshalb einigermaßen beruhigt. Am fünften Tage aber, nach

ihrem Hinscheiden, setzten sie ihre irdischen Ueberreste in der Gruft ihrer Ahnen bei, welche sich unter der Schloßkapelle befand, und sprachen häufig von ihr und von dem Schicksale, das sie sich selbst, traurig genug, durch ihren Leichtsinn bereitet hatte.

Als die Gräfin Romanow den Tod ihrer Schwester erfuhr, weinte sie bittere Thränen, und besonders der Gedanke stimmte sie so traurig, daß sie bald einen noch bei weitem schmerzhaftern würde zu betrauern haben, indem sich ihr Gemahl gegenwärtig weit kränker befand, als am Anfange des Winters. Aber er selbst schien keine Ahnung davon zu haben, daß sein Tod schon nahe sein möchte; vielmehr hielt er fest darauf, daß mit der wärmeren Jahreszeit sein Zustand sich verbessern werde; wie in der Regel Brustkranke dann an ihre baldige Genesung am sichersten glauben, wenn kein Grund mehr dazu vorhanden ist.

Aber eben der Umstand, daß ihr Gemahl noch mit solcher Sicherheit auf völlige Genesung hoffte, dagegen sein Arzt ganz anderer Meinung war, und eben so Herr Opacki, erweckte oft einen Schmerz in ihrer Seele, den sie kaum überwältigen konnte; aber sie öffnete nur dann ihm die Pforte ihres Herzens, wenn sie sich allein befand und der Graf nicht ihre

Klagen vernehmen konnte, was jedoch immer seltener so kam, weil ihr Gemahl eine solche Sehnsucht nach ihrer Gegenwart zeigte, so oft sie sich nur auf Augenblicke von ihm entfernte, daß sie es für eine Sünde hielt, ihm ihre Gesellschaft zu entziehen. Sie konnte also nur dann weinen, wenn er schlummerte, und sie sich so lange in ein Nebenzimmer zurückzog, dessen Thüre sie offen stehen ließ, um gleich zu hören, wenn er erwachte, und mußte auch da noch jeden lauten Ausbruch ihres Schmerzes bekämpfen.

Wie liebte sie nun ihren Gatten so innig und mit jedem Tage mehr, seitdem sie die Vortrefflichkeit seines Charakters so recht hatte kennen lernen, aber dabei sich überzeugt hielt, wie der Himmel das nun immer fester geknüpfte Band ihrer Seele bald lösen wollte, und wie gerne hätte sie Jahre von ihrem Leben darum gegeben, wenn sie dafür ebenso viele für ihn hätte gewinnen können! Allein es hatte den Anschein, als ob ihr wiederholtes Flehen zu Gott um seine Erhaltung unerhört bleiben sollte; denn ihr Gemahl wankte sichtbar dem Grabe zu; seine Kräfte verloren sich augenscheinlich, und so blieb es bis zum Ende des Sommers.

Wer mit einem tiefen Herzensgrame zu kämpfen hat, bei dem verlieren Weltbegebenheiten jedes Interesse, und der Fall trat bei der Gräfin Romanow ein, die oft ihre Gedanken darum auf ganz Anderes

gerichtet hatte, wenn ihr Gatte davon sprach; daß nun täglich die Nachricht von dem ersten Treffen zwischen den Russen und den Polen zu erwarten sei, wie man ihm aus Krakau gemeldet hatte.

Aus diesem Grunde erbrach er also jedesmal die von dort empfangenen Briefe mit der größten Spannung des Gemüthes, und verschlang gleichsam mit seinen Blicken jede Zeile, welche sie über Politik enthielten; denn er war mit Leib und Seele seinem Vaterlande ergeben.

Auch die Nachricht, welche sie aus Beztroski von dem Grafen Ignatowski empfingen, und wodurch er ihnen mittheilte, daß der König, weil die Nation darauf gedrungen, ihm den Oberbefehl über das Heer habe antragen müssen, und daß er erst ihn abgelehnt, endlich jedoch ihn angenommen habe, als die Russen mit Macht sein Vaterland bedrohten, machte auf Olga weit weniger Eindruck, wie es sonst gewesen wäre, wenn ihr Herz nicht unter der Last ihres Kummers bitter gelitten hätte. Ja selbst die ruhmvollen Waffenthaten ihres Vaters vermochten es nicht mit Freude zu erfüllen. Sie richtete vielmehr ihr ganzes Augenmerk nur auf das Befinden ihres Gemahls und konnte nicht einmal, so wie er es wünschte, besonders lebhaft darin einstimmen, nicht einmal darüber sich freuen, wenn er über die Siege der Polen jubelte, weil er stets solche Aufregung mit dem Ver-

luste seiner Kräfte theuer genug erkaufen mußte, aber trotz dem förmlich sich abmühte und sehnsüchtig darnach verlangte, Alles zu erfahren, was sich in Beziehung auf Politik ereignete.

Sogar dann noch, als er sein Lager schon nicht mehr verlassen konnte, ließ er sich durch seinen Arzt mittheilen — weil er mit Bitten darum nicht nachließ — daß die Polen sich im Besitze von Moskau befanden, diese Stadt angezündet, Smolensk gleichfalls eingenommen, und bei dieser Gelegenheit große Beute gemacht hatten.

Einige Wochen später erhielt er von seinem Schwiegervater einen langen Brief, worin ihm dieser das Nähere über jede gewonnene Schlacht mittheilte, weil er den Kranken dadurch ungemein zu erfreuen hoffte, weshalb er in seinem Schreiben weiter fortfuhr:

„Damit aber sollten wir uns begnügen, und das Schicksal Rußlands nicht zu weiterem Kampfe herausfordern, damit die Vorsehung nicht vielleicht auf den Einfall kommt, unsern Uebermuth zu bestrafen. Diese meine Meinung habe ich bereits dem Könige mitgetheilt; allein es gewinnt den Anschein, als wenn ich — wie schon öfter — nur tauben Ohren gepredigt. Wenn er seinen Grundsatz in dieser Beziehung nicht ändert, und ferner dabei beharrt, Rußland ganz und gar unterjochen

zu wollen, so werden sich schnell genug die traurigen Folgen seines Unverstandes einstellen, wie es jedesmal so gekommen ist, wenn er mit Eigensinn darauf gedrungen hat, nach seinem Gutdünken zu handeln u. s. w."

Graf Romanow theilte vollkommen die Meinung seines Schwiegervaters; allein er wußte keine Maßregel zu treffen, welche den Sinn des Königs ändern konnte, da er niemals einen Rath annahm, wenn dieser nicht mit seiner Ansicht übereinstimmte, oder die höchste Noth ihn dazu nicht zwang. Ueberdieß befand sich der Graf auch zu leidend, und vermochte darum nicht einmal an den König zu schreiben, vielweniger nach Krakau zu reisen, um dort zur Stelle den Versuch zu wagen, ob er seinen Sinn etwa ändern könnte.

Bald darauf erfuhr Olga durch den Leibarzt ihres Gemahls, daß eine Heeresabtheilung der Schweden in Danzig gelandet sei, welche gewiß die Absicht hätten, den Polen, die sich nach Rußland gezogen, in den Rücken zu fallen, und sie auf solche Weise dazu zu zwingen, daß sie ihren Ansprüchen an die Krone von Schweden entsagen müßten.

Die Gräfin erschrak heftig über diese Nachricht; denn sobald sie sich bestätigte, war Wielkalonka vor einem Ueberfalle des Feindes nicht gesichert. Da sie jedoch befürchten mußte, daß diese Mittheilung ihren

Gemahl ungemein beunruhigen würde, so nahm sie sich vor, ihn damit zu verschonen; jedoch äußerte sie ihre Befürchtung wegen eines Ueberfalles der Schweden gegen Herrn Zimski, so wie auch gegen den alten Kammerdiener Morweski, und Beide theilten ihre Ansicht.

Indessen trat ein Umstand ein, der sie nöthigte, den Kranken doch mit dem, was vorging, bekannt zu machen; denn es zogen sich viele Polen nach Wielkalonka, und da sie jeden Tag starke Einquartirung erwarten konnten, so mußten sie doch schnell dazu die Anstalten treffen.

Der Graf befahl diese so einzurichten, daß sie auch weniger einen Andrang des Feindes zu befürchten hätten; denn er erkannte gleich die Gefahr, welche jetzt sein Vaterland bedrohte.

Der Graf befand sich zu der Zeit schon äußerst schwach; er konnte mithin nicht mehr so lebhaft, wie früher, Antheil an den Begebenheiten des Tages nehmen; jedoch befahl er, daß man die Polen gut bewirthen, und jeden Einzelnen als seinen Bruder betrachten möchte. Sogar der bedeutende Vorrath von Wein, welcher sich in seinen Kellern befand, sollte ihnen preis gegeben werden.

Nachdem der Graf eine genaue Kenntniß von ihrer gegenwärtigen Lage sich verschafft hatte, sagte er zu seiner Gemahlin: „Ich habe Dir, meine theure

Olga, eine Eröffnung mitzutheilen, die ich so lange Dir nicht entdecken durfte, weil ich meinem Vater kurz vor seinem Tode habe versprechen müssen, daß ich nur dann, wenn es im dringendsten Falle die Noth erforderte, mit Jemandem über die Sache sprechen wollte. Der Fall ist nun eingetreten, und darum höre. In der Schloßkapelle befindet sich ein kleines Gemach, wohin wir flüchten können, sobald die Gefahr für uns sich nähern sollte, und hier werden wir uns in Sicherheit befinden. Befände ich mich gesund, so würde ich Dich, meine geliebte Olga, und unser Kind, mit dem Schwerte in der Hand vertheidigen; aber," setzte er mit einem Seufzer hinzu, „leider ist alle meine Kraft durch langes Siechthum gebrochen worden, und ich muß andere Mittel anwenden, um uns vor den Mißhandlungen roher Krieger zu beschützen, die uns zu Theil werden möchten, ließen wir es darauf ankommen. Es ist darum nothwendig, daß Du noch heute in der Nacht, wenn sonst Alle im Schlosse schlafen, mit dem Beistande des redlichen Morwesti, Lebensmittel für mehrere Tage dorthin bringst; denn nur er und der Doktor dürfen davon etwas erfahren, und sobald die Schweden bis in unsere Nähe dringen, müssen wir zu diesem Verstecke unsere Zuflucht nehmen; denn Du bist schön, meine theure Olga, sehr schön; der Feind darf Dich darum nicht zu Gesicht bekommen; weil der Umstand

Dich in Gefahr brächte, indem wir den Charakter der Schweden nicht kennen, und der Feind nicht immer Edelmuth ausübt."

Das anhaltende Sprechen hatte den Grafen zwar ungemein angegriffen; aber er fuhr dennoch fort. „Ganz im Hintergrunde der Capelle befindet sich ein dem Anscheine nach umfangsreicher Strebepfeiler, der zwar ganz so aussieht, wie ein zweiter auf der entgegengesetzten Seite, inwendig aber hohl und an einem Bilde zu erkennen ist, welches die heilige Jungfrau mit dem Kinde Jesu vorstellt; dieser Pfeiler, welcher halb in der Capelle zu sein scheint und mit der andern Hälfte sich an die Wand lehnt, wie man glauben muß, wenn man das Geheimniß nicht kennt, enthält das kleine darin versteckte Gemach. Um hineingelangen zu können, darfst Du nur an dem rechten Flügel des Engelkopfes drücken, der das Bild an der Seite ziert, wo sich der Altar befindet. Es schlägt darauf zur Seite, und eine Thüre wird dann sichtbar. Diese öffnet ein Schlüssel, den Du in meinem Schreibtische in einer Schublade linker Hand finden wirst. Aber — meine geliebte Olga, wenn Du mich in jenes Gemach wirst tragen lassen — weil ich anders leider nicht werde dahin gelangen können — und auch Du und und unser Kind mit seiner Wärterin mich dorthin begleiten, so vergiß doch ja nicht meinen kleinen

treuen Puck mitzunehmen; denn Du weißt, wie große Stücke ich auf ihn halte."

Olga versprach daran zu denken und begab sich gleich in die Schloßkapelle, um sich mit dem Geheimnisse des Einganges in das ihr bezeichnete Gemach bekannt zu machen, damit sie im Augenblicke der höchsten Noth nicht etwa einem Hindernisse begegne. Sie fand das Gemach groß genug, um vier bis fünf Personen darin aufzunehmen. Auch war es mit einigen Betten und sonstigem Hausgeräthe versehen, und sie fand hier eine Schale von Silber, in der man leicht auf einer Lampe, mit Spiritus versehen, Speisen bereiten konnte. Sie durfte also nur Lebensmittel dahin schaffen, die sie sich zuvor in eines ihrer Zimmer bringen ließ, was nicht auffallen konnte, weil sie es öfter that, um hier Arme, die sie zu sich bestellte, zu beschenken; dann brachte sie selbst noch jedes Nöthige zur Pflege ihres geliebten Kranken in das kleine ihr nun bekannte Gemach; auch nach dem Rathe ihres Gemahls alles Geld, was er vorräthig hatte, große Summen in Gold, und behielt nur so viel davon zurück, als sie etwa noch bis zur Zeit ihrer Flucht gebrauchten zu ihren täglichen Ausgaben.

Es ist schwer, mit Gewißheit die Gedanken eines Menschen zu errathen; ja es ist in den meisten Fäl-

len sogar unmöglich. Aber gewiß ist es wenigstens, daß jeder Leser dieses Buches, als er vernahm, daß Graf Romanow in einem Augenblicke, wo sein Herz besorgt um das Schicksal von Weib und Kind war, ein Wesen gleich nach ihnen nannte, das ihm mithin sehr theuer war, von dem jener jedoch noch nicht ein Wort erfahren, an sich selbst die Frage richten wird: „Wer war dieser Puck? Ein Diener des Grafen? Oder — etwa ein Freund, dem er Sicherheit gewähren wollte, in der Zeit der Noth und großer Gefahr?"

Keines von Beiden, sondern nur ein dem Grafen treu ergebener Hund, der darum Jedermann auffallen mußte, der ungefähr sein Alter kannte, weil er so klein geblieben, wie er zur Welt gekommen war. Ebenso fiel aber, und mit Recht gewiß Allen, die ihn rufen hörten, sein Name auf, den man sonst nie einem Hunde zu geben pflegte; in Polen wenigstens gewiß nicht. Aber er besaß auch noch eine ganz besondere Eigenschaft, die ihn nicht nur bemerkenswürdig, die ihn sogar unschätzbar machte. Er warnte nämlich durch ein fortgesetztes Gewinsel vor jeder Gefahr; oder vielmehr — er kündigte jedes traurige Ereigniß, das in seiner Nähe jedenfalls eintrat, durch die Klagetöne an, die er ausstieß, bevor es dazu kam, und es ist nicht unwichtig, daß wir erörtern, durch welchen Umstand Graf Romanow zu diesem Hunde gekommen ist, da er in der Folge eine nicht

unbedeutende Rolle in dieser Erzählung spielen wird. Was von den Mittheilungen seines früheren Eigenthümers wahr, oder nur Sage ist, das möge Jeder selbst beurtheilen und sich die Grenzen eben so ziehen, die das Eine von dem Andern trennen müssen.

Die Mitglieder der Familie des Lord Eton hielten sich in ihrem Vaterlande, England, den größten Theil des Jahres auf ihren Gütern auf, und begaben sich nur dann nach London, wenn der Ton des Tages sie dazu aufforderte, und dann verweilten sie auch nicht länger daselbst, als es die bei den Vornehmen eingeführte Sitte verlangte. Nun waltete aber schon seit undenklich langen Zeiten in dieser Familie die von Mund zu Mund weiter fortgepflanzte Sage, daß ein Schutzgeist über sie waltete, und sie vor Gefahren bewahrte, ohne dessen Mitwirkung kein besonderes Glück ihnen zu Theil werden könne. Dieser Schutzgeist aber — so erzählte man sich gleichfalls — ziehe immer seine Hand von Demjenigen unter ihnen zurück, der nicht an ihn glaubte.

In großen Kasten von Eichenholz befanden sich auf dem Stammschlosse der Familie Eton, das sie für gewöhnlich bewohnten, im Bibliothekzimmer verschiedene Rollen Pergament, in denen in lateinischer Sprache von diesem Schutzgeiste die Rede war, und zwar unter der Benennung: Puck.

Diese Mittheilungen quartierten das mächtige We-

sen in einen hohen Thurm des Stammschlosses der Familie Eton ein, deren Oberhaupt Lord Georg Eton war, und weder er noch seine Kinder oder sonst Jemand, der von ihm abhing, unterstanden sich jemals, eine unehrerbietige Aeußerung über den unsichtbaren Wohlthäter des Geschlechtes Eton auszusprechen, besonders aber nicht in der Nähe seines Aufenthaltsortes seiner in der Art zu erwähnen.

Gesehen hatte nun zwar diesen Schutzgeist der Familie Eton Niemand; aber alles Gute, das ihnen von der Vorsehung zukam, schrieben sie zum Theil ihm zu, und traten traurige Ereignisse ein, so hieß es: „Womit haben wir es gegen Puck versehen?“ oder: „Puck ist böse auf uns; wie können wir ihn wohl wieder versöhnen?“

Lord Eton besaß fünf Kinder; sein erstgeborner Sohn hieß Robert, und zählte schon vierundzwanzig Jahr, ohne daß er noch jemals das Festland besucht hatte, indem man von Vater auf Sohn behauptete, daß es dort Keinem von ihnen gut gehe, weil die Macht ihres Schutzgeistes bis dahin nicht reiche. Aus diesem Grunde hielten sie also Robert zurück, obgleich er es für sein größtes Glück betrachtet haben würde, wenn sein Vater ihm eine Reise nach Frankreich und Italien gestattet hätte.

Robert tummelte besonders eifrig zwei Steckenpferde, die ihn Zeit und auch viel Geld kosteten; er

war nämlich ein leidenschaftlicher Jäger, und kaufte schöne Hunde um jeden Preis. Als nun aber eines Vormittags — sie hielten sich eben in London auf — die Familie beim Frühstücke saß, ließ sich ein Matrose bei Sir Robert melden, der behauptete, er habe ein Windspiel von ganz besonderer Race zu verkaufen. Sobald Sir Robert davon hörte, begab er sich darum hinab ins Haus, um den Matrosen zu sprechen.

Dieser zeigte ihm nun ein winzig kleines Hündchen, und versicherte, daß es nicht mehr wachsen würde, und als Sir Robert nach dem Preis für das niedliche Thier fragte, antwortete der Matrose: „Nein, für Geld könnte ich mich nimmermehr dazu entschließen, meinen Liebling zu verkaufen. Ich werde vielmehr mich nur darum von ihm trennen, weil ich ihn länger auf dem Schiffe nicht mehr halten kann; denn meine Kameraden necken und überfüttern ihn häufig, und bin ich darüber böse, schlage ich in meinem Eifer zu, so mißhandeln sie ihn im Gegentheile, so oft ich ihnen den Rücken kehre. Da ich nun von Euch erfahren habe, Sir, daß Ihr Eure Hunde sehr gut haltet, so bringe ich Euch den meinigen, und bedinge mir nur das Eine aus, daß ich zuweilen herkommen darf, um zu erfahren, wie es ihm ergeht.“

Sir Robert Hunton versprach den Hund gut zu

halten, und wollte dem Matrosen eine Bezahlung dafür aufdringen, aber dieser nahm sie durchaus nicht an. „Nun,“ sagte Sir Robert, „so mußt Du wenigstens mit herauf zu meinen Eltern kommen, und ein Glas Wein auf des Königs und auf unsere Gesundheit trinken.“

Dieser Aufforderung konnte der Matrose nicht widerstehen, und Lord Eton, wie die Seinigen, freuten sich ungemein über das niedliche Hündchen.

„Wie heißt es denn?“ fragte Lady Margarethe, eine Schwester des Sir Robert. „Puck,“ lautete die Antwort.

„Puck!“ wiederholten alle Mitglieder der Familie Eton, beinahe erschrocken, und sahen dabei gegenseitig mit Verwunderung einander an.

„Ja, so ist sein Name,“ sagte der Matrose unbefangen; „er klingt freilich nicht schön, aber der Hund hört auf keinen Andern, und das theilte mir gleich die Alte mit, von welcher ich ihn gekauft habe. Es kam nämlich eines Tages ein altes und sehr häßliches Weib zu mir, als ich eben von einer Seereise zurückgekommen war, und bot mir das niedliche Thierchen zum Verkaufe an. Der Zufall wollte es, daß ich eben bei guter Kasse war; ich ließ mich also durch den hohen Preis, den sie dafür forderte, nicht abschrecken, und habe es auch noch nie bereut, daß ich ihr zwei Pfund dafür bezahlen mußte; denn der

Hund besitzt Eigenschaften, die Ihr werdet kennen lernen, und die ich zu schätzen wußte, obgleich mir jedesmal dabei etwas unheimlich zu Muthe wurde, so oft ich ihrer wahrnahm. Puck winselt nämlich jedesmal überaus kläglich, sobald irgend etwas Unangenehmes vorfällt, und immer stärker, je mehr es von Wichtigkeit ist. Zum Beispiele, wenn Jemand auf dem Schiffe starb, oder wir einen schweren Sturm zu bestehen hatten, that er es. Nun, jetzt gehört er Euch; behandelt ihn gut, ich werde bald wiederkommen, und nach ihm sehen." Nach diesen Worten entfernte sich der Matrose, und ließ sich nie mehr blicken, obgleich er das Gegentheil versprochen hatte.

Bald, nachdem Sir Robert in den Besitz dieses räthselhaften Hundes gekommen war, zeigte er auf die erwähnte Weise den Tod des Lord Eton an, der drei Tage später plötzlich erfolgte, worauf dessen Erbe und Nachfolger, von Namen, Titel und Rang, der nunmehrige Lord Robert Eton sein Verlangen, auf Reisen zu gehen, befriedigte, Frankreich, die Schweiz, Deutschland, Italien, und endlich auch Polen besuchte, von wo er sich nach Rußland begeben wollte, weil daselbst eine Schwester seiner Mutter lebte, die sich nach Moskau verheirathet hatte.

In Krakau lernte er den Grafen Romanow kennen, welcher sich zu der Zeit dort aufhielt, und versprach ihn in Wielkalonka zu besuchen, bevor er Polen

verlasse. Allein, kaum hatte er mit seinem beständigen Begleiter, dem kleinen Puck, daselbst einige Tage zugebracht, als dieser ein klägliches Gewinsel hören ließ, worauf sein Herr, dadurch erschreckt, behauptete, es werde sich bald ein Unglück ereignen; denn ganz so wie jetzt habe es Puck gemacht, als Lord Eton gestorben sei. Graf Romanow wollte diese trüben Vorstellungen aus den Gedanken seines Gastes verscheuchen; er lud daher Gäste zu sich ein. Sie verfügten sich auf die Jagd, waren froh und lachten viel. Lord Eton aber erkältete sich bei dieser Gelegenheit, weil plötzlich ein heftiges Regenschauer sie ereilte; er ward noch desselben Tages unwohl, behauptete gleich, er werde sterben, und machte ein Testament, in welchem er dem Grafen seine Hunde überhaupt vermachte, indem er die Ueberzeugung hatte, daß Graf Romanow sie gut halten würde, aber besonders den kleinen Puck, der ihm ungemein gefiel, und wenige Stunden darauf war er todt. Graf Romanow theilte seiner Familie diese Nachricht mit, schickte dieser das Testament des Verstorbenen, sie dagegen ließ ihm die Hunde zuführen, welche Lord Eton hinterlassen hatte, und die Leiche nach England abholen. Von dieser Zeit an wurde Puck ein Liebling des Grafen Romanow, den er keinen Augenblick verließ, und zeigte jedesmal den Tod eines Menschen an, der nur in einiger Beziehung zu dem

Grafen stand, der darin eine gewisse Sicherheit für sein eigenes Leben fand, so lange Puck sich ruhig bei ihm verhielt. Von dem kleinen Hunde aber war nun die Rede, als der Graf seine Gemahlin mit dem Geheimnisse des verborgenen Gemaches in der Schloßkapelle bekannt machte.

Es kam ganz so, wie die Bewohner von Wielkalonka befürchtet hatten; denn es zog sich eine Abtheilung des polnischen Heeres in diese Gegend, und der Anführer davon nahm sein Quartier in dem Schlosse selbst. Es ward daher in weniger als einer Stunde so mit Menschen überfüllt, daß dem Grafen und dessen Gemahlin nur zwei Zimmer zu ihrer eigenen Benutzung, wie auch eines für ihr Kind und dessen Wärterin, übrig blieben, und obgleich man ihm durch Herrn Zimski — der seine Stelle bei den Gästen vertrat — hatte zusichern lassen, daß man seinen Zustand berücksichtigen, mithin sich so ruhig wie möglich verhalten werde, so war das doch nur anfänglich der Fall, nachdem sie Besitz von den prachtvoll eingerichteten Gemächern genommen, da man nur die allerkostbarsten Gegenstände hatte nach Beztroski schaffen können. Später aber, als die Polen anfingen, sich hier einheimisch zu fühlen, wurde es sehr laut in den Gemächern, die sie eingeräumt be-

kommen, und als erst der Wein ihnen die Köpfe erhitzte, halfen auch nicht mehr die Vorstellungen und Bitten des Herrn Zimski, sich des Kranken wegen zu mäßigen. Vielmehr lernte die Gräfin Romanow ihre Landsleute auf eine eben nicht liebenswürdige Weise kennen, weil ein Jeder es für erlaubt hielt, zur Zeit des Krieges ganz nach seinem Gefallen zu leben, indem Keiner wissen konnte, ob es nicht etwa das letzte Mal sei, wo er sich solche Freiheiten zu gestatten vermöge. Es entstand also bald ein solcher Lärm im Schlosse — durch Gesang, Lachen und wildes Durcheinanderschreien verursacht — daß die Gräfin ihren Gemahl beschwor, er möchte ihr gestatten, daß sie sich selbst zu dem Anführer der Heeresabtheilung begeben, und diesen um eine Aenderung des Betragens der ihm untergebenen Officiere bitten dürfe. Allein dazu war der Kranke nicht zu bewegen; vielmehr beharrte er dabei, daß die Polen, wie bisher, glauben müßten, sie sei zu ihrer Mutter nach Beztroski gereis't, und habe nur, um dieser nicht beschwerlich zu fallen, ihre weibliche Dienerschaft zurückgelassen; denn deren Anwesenheit im Schlosse konnte unmöglich geheim gehalten werden; seine Gemahlin mußte sich also in das, was er bestimmte, fügen.

Etwa eine Meile von Wielkalonka wollten die Polen das Heranrücken der Schweden abwarten, und,

sobald diese sich sehen ließen, sie angreifen, und hatten dazu eine weite Ebene ausersehen. Aber, bis es so kam, thaten sich die Anführer der polnischen Krieger, wie sie es nannten, etwas zu Gute, und ihr Benehmen war kaum noch länger zu ertragen. Besonders aber eines Tages wurden sie so laut, daß die Gräfin Romanow, neben dem Bette ihres Gemahls, bittere Thränen darüber vergoß, daß es ihm nicht einmal vergönnt sein sollte, in seinem Eigenthume in Ruhe zu sterben; denn daß es so kommen würde, wußte sie, und sah, wie täglich sein Zustand sich verschlimmerte, so, daß er nun schon über jeden Begriff ermattet und beinahe immer mit geschlossenen Augen da lag, mit dem Aussehen eines Schlafenden. Dabei war aber sein Athmen kaum mehr zu bemerken, und es bedeckte beständig ein kalter Schweiß seine Stirn.

Schon, als er noch zusammenhängend sprechen konnte, hatte er von seinem Kinde Abschied genommen und es gesegnet. Auch seinem alten Kammerdiener hatte er Lebewohl gesagt, und Herrn Zimski, der darauf nur selten noch zu ihm ging, sondern in einem an das Krankenzimmer grenzenden Gemache verweilte, weil der Kranke am liebsten mit seiner Gemahlin allein blieb, wie es auch eines Morgens der Fall war, als plötzlich der kleine Puck ein so klägliches Gewinsel erhob, daß sie ihn von seinem Herrn

entfernen mußten. Indem es jedoch geschehen sollte, sträubte sich Puck so sehr dagegen, daß der Kammerdiener ihn nur mit Gewalt forttragen konnte.

Der Kranke schien aber davon nichts mehr zu hören, vielmehr lag er seit einer Stunde, nachdem er die Segnungen seiner Kirche empfangen hatte, in fortdauernder Betäubung da.

Die Gräfin hielt die Hand des geliebten Scheidenden in der ihrigen, und hörte, in ihren Schmerz versunken, nicht mehr auf den Lärm im Schlosse, sondern weinte heftig, indem sie des nahen Verlustes gedachte, den ihr Herz erleiden sollte. Endlich aber fiel es ihr doch auf, als plötzlich der Gesang verstummte, und sie meinte, daß die Nachricht von dem jetzigen Zustande ihres Gemahls ein menschliches Erbarmen bei den rauhen Kriegern erweckt habe. Allein sie überzeugte sich bald eines Andern; denn es entstand nun bald darauf ein großer Tumult vor dem Schlosse. Sie hörte Waffengeklirr, und wenn nicht der Schein trog, so war von einem eilfertigen Aufbruche ihrer unangenehmen Gäste die Rede, und Herr Zimski bestätigte ihre Vermuthung, indem er aus dem Schloßhofe kam, woselbst er gesehen hatte, was vorging, und der Gräfin zuflüsterte: „In wenigen Minuten werden die Unsrigen sich aus Wielkalonka entfernt haben. Das wäre zwar an und für sich gut, wenn nur nicht eine traurige Veran-

lassung sie dazu antriebe. So aber ist es leider. Die Schweden sind von einer Seite vorgedrungen, von welcher man sie nicht erwartet hatte. Diese Nachricht ist nur eben eingegangen, und in Kurzem wird in unserer Nähe eine Schlacht geliefert, deren Erfolg das Schicksal von Wielkalonka bestimmen wird; das aber habe ich Euch nicht verhehlen dürfen."

„O, mein Gott!" rief die Gräfin durch diese Mittheilung erschreckt aus, setzte jedoch gleich gefaßter leise hinzu; „Nun, wenigstens hat doch mein Gemahl eine ruhige Sterbestunde; denn so sehr schnell kann doch unmöglich das Glück der Waffen sich für die Schweden entscheiden."

„Das läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen," erwiederte der Doktor mit Achselzucken; „denn die Schweden sollen kaum fünfhundert Schritte von der Mühle unten im Thale sein."

„Wenn es so ist, dann kommt augenblicklich, mir es zu sagen, sobald sich die Unsrigen aus dem Schlosse entfernt haben."

Der Doktor entfernte sich darauf, und die Gräfin widmete wieder ihre ganze Aufmerksamkeit dem Sterbenden, dabei aber fuhr sie fort, leise zu weinen; denn ihre Lage war in der That fürchterlich, da sie bei allem Unglücke, das sie bedrohte, nicht einmal auf den Beistand eines einzigen Menschen mit Sicherheit rechnen konnte, indem sowohl Herr Zimski,

wie auch der Kammerdiener ihres Gemahls, zwar mit dem besten Willen versehen, ihr zu helfen, aber Beide alt waren, und sie die Bemerkung machte, daß die Blicke ihres Gemahls schon ganz umflort wurden, daß er auch nicht mehr darauf hörte, wenn sie noch so zärtlich seinen Namen nannte.

In weniger als einer Viertelstunde war das Schloß von den Polen geräumt worden, und es herrschte nun in seinen Mauern eine wahre Todtenstille; der Doktor aber kam wieder zu der Gräfin, die ihn ersuchte, bei dem Sterbenden so lange zu verweilen, bis sie zu ihm zurückkehre, weil sie beabsichtigte, ihr Kind nebst seiner Wärterin in das versteckte Gemach zu bringen, welches sich in der Schloßkapelle befand.

Die Gräfin mußte erst die Wärterin durch Bitten zu bewegen suchen, daß sie mit ihr nach der Schloßkapelle kam, weil die alte Frau zur Nachtzeit das nicht wollte. Endlich aber, als der Gräfin es gelungen war, nahm sie ihr Kind auf den Arm, und eine kleine Laterne in die Hand, worauf sie der Alten voranschritt, die ihr jedoch nur bis an den Eingang in das geheime Gemach folgte. Allein weiter zu gehen weigerte sie sich hartnäckig, und bat die Gräfin fußfällig, ihr es zu erlassen. Diese wußte also nicht, was sie beginnen sollte, und ihre Verlegenheit nahm zu, als sie deutlich das Getümmel einer

Schlacht unterscheiden, und darum befürchten konnte, daß die Kämpfenden näher rückten, und daß sie dann nur auf Sicherheit für die Ihrigen und für sich zu rechnen hatte, wenn sie sich in diesem Versteck befanden, wohin sie auch, im Augenblicke der höchsten Noth, ihren Gemahl wollte tragen lassen. Sie entschloß sich also schnell dazu, dem alten Morweski die Wartung ihres Kindes anzuvertrauen, legte dieses, als es wieder eingeschlafen war, auf ein Bett, und kehrte, mit Unwillen über die Wärterin erfüllt, nach dem Schlosse zurück, die nur durch den ihr angedrohten Zorn der Gräfin zu bewegen war, so lange bei dem Kleinen zu verweilen, bis der Kammerdiener kommen würde, um sie abzulösen.

Der kleine Puck aber besaß mehr Dankbarkeitsgefühl, als diese Frau; denn er war der Gräfin in das geheime Gemach gefolgt, und ließ sich auch nicht daraus vertreiben.

Als die Gräfin nach dem Schlosse zurückkam, erfuhr sie von dem Kammerdiener Morweski, daß sich die sämmtliche Dienerschaft nach einer in der Nähe befindlichen kleinen Stadt geflüchtet, und ihre Habseligkeiten, die sie schnell auf einen Wagen geladen, mit dahin genommen habe; aber die Gräfin war zu sehr mit dem, was sie vor hatte, und mit dem Gedanken an ihren nahen großen Verlust beschäftigt, als daß sie ihre Aufmerksamkeit dem Undanke dieser Leute zuwenden

konnte. Sie beeilte sich vielmehr, zu ihrem geliebten Kranken zu kommen, wo sie durch den Doktor erfuhr, daß dessen Athemzüge immer unregelmäßiger und schwerer wurden, und daß seine Auflösung schon als ganz nahe zu erwarten sei. Sie verfügte sich also schnell an seine Seite, und es schien, als ob der Todesengel nur darauf gewartet hatte, um ihn aus ihren Armen zu empfangen, von ihrem Herzen ihn abzuholen; denn erst, nachdem sie ihn eine Weile umschlossen gehalten, nachdem sie seinen Kopf an ihre Brust gelehnt hatte, entführte er den Guten, und trug ihn hinüber in die Gefilde der Seligen.

Die Gräfin mußte sich nun von ihrem großen Verluste überzeugt halten, und meinte dem Uebermaße ihres Schmerzes zu erliegen. Sie war keines Gedankens mehr fähig, und es drohte ihre Besinnung sie zu verlassen. So sank sie neben der Leiche nieder, und es entwanden sich nur einzelne Klagetöne ihrem wund gedrückten Herzen. Plötzlich schreckte sie ein lauter Tumult auf, ein verworrenes Geschrei, und sie vernahm Waffengeklirr. Der Doktor eilte daher sogleich hinaus, um zu erfahren, was es gäbe, inindessen die Gräfin mit zunehmender Angst aufhorchte. Aber er kehrte augenblicklich zurück, und rief der Gräfin entgegen: „Die Schweden sind schon nahe am Schlosse — um Gotteswillen rettet Euch nach der Kapelle!“

„Nicht ohne die Leiche meines Gemahls mit dahin zu nehmen," erwiederte die Gräfin mit Entschlossenheit; „in keinem Falle werde ich mich von ihr trennen, und sie den Mißhandlungen des Feindes überlassen."

„Gerechter Gott," rief der Doktor erschrocken aus, „wie werden wir denn im Stande sein, sie fortzuschaffen! Ich bin ein alter Mann, besitze überhaupt wenig Kräfte, und die Angst um Eure Erhaltung raubt sie mir vollends. Niemand von der Dienerschaft ist mehr im Schlosse, ich beschwöre Euch also, daß Ihr Euch Eurem Kinde erhalten, und den Todten lassen wollt, der ja ohnehin es nicht mehr fühlt."

„Nein," erwiederte die Gräfin schnell, „ich überlasse die Leiche nicht der Willkür fremder Krieger. Gott wird meinen Willen kräftigen, damit er zur That werden kann." Mit diesen Worten raffte sie — wirklich wie durch eine höhere Macht dabei gestärkt — die Leiche auf. Der Doktor, mit dem besten Willen ihr zu helfen, leistete ihr dabei Beistand, und Beide trugen den Grafen bis nach dem geheimen Gemache in der Kapelle. Hier legten sie ihn in ein leeres Bettgestell, und der Doktor kehrte noch einmal zurück, um zu erspähen, ob der Feind schon wirklich ganz nahe sei; aber die Gräfin sah ihn nie wieder, sie erfuhr nie sein Schicksal; denn das Gerücht, daß ein Schwede ihn niedergestoßen, und daß

man später eine verstümmelte Leiche gefunden habe, beruhte nur auf Vermuthungen; Niemand gab darüber eine gewisse Auskunft.

So lange, bis die Gräfin die Leiche ihres Gemahls in Sicherheit wußte, zeigte sie Kraft und ruhige Besonnenheit; gleich darauf aber, als sie gegen ihn ihre Pflicht erfüllt hatte, verlor sie das Bewußtsein.

Der alte Kammerdiener Morweski suchte die Gräfin Romanow zu ermuntern, und nachdem es ihm gelungen war, hörte sie bald darauf ein lautes Getöse, das sich schnell vermehrte. Sie sah darum ängstlich nach dem Eingange des kleinen Gemaches, in welchem sie sich befanden, und beruhigte sich erst dann, als sie sich überzeugt hatte, daß die Thüre, welche in der Kapelle nicht gesehen werden konnte, geschlossen war.

Es war nicht Waffengeklirr, was sie vernahm; auch nicht das Geschrei siegtrunkener Krieger, überhaupt kein gewöhnlicher Lärm, sondern ein Knistern, Krachen und Prasseln. Darauf kam es ihr vor, als ob Balken zusammenbrächen, weshalb sie mit Gewißheit annehmen konnte, daß man ihr Schloß in Brand gesteckt hatte; endlich aber auch, daß der Feind in die Kapelle kam, hier lachte, schrie und

lärmte, und auf jede Weise frech sein Wesen trieb; denn sie konnte jedes Wort, das gesprochen wurde, vernehmen, wenn auch nicht verstehen.

Wie froh konnte also die Gräfin sein, daß sie mit ihrem Kinde und der Leiche ihres Gemahls in Sicherheit war; daß sie ihren Diener Morweski bei sich hatte; auch den treuen Puck, der nicht von ihrer Seite wich und sie beständig ansah, so als wollte er ihr dadurch seinen Schutz zusagen. Aber es drängte sich ihr plötzlich der Gedanke auf, daß das Bild verbrennen könnte, welches den Eingang in ihr Versteck verhüllte, und sie gerieth darum in große Angst, weil die Thüre schon ganz heiß wurde. Doch wie durch ein Wunder des Herrn ward es vom Feuer verschont, und die Soldaten mußten sich aus der in Brand gerathenen Kapelle entfernen; aber der Lärmen dauerte doch noch weiter fort.

Indessen die Gräfin achtete nicht mehr darauf; vielmehr saß sie in Gedanken versunken neben der Leiche ihres Gemahls und überlegte, wo sie für diese einen Sarg herbekommen könnte, und wie sie solche nach der Familiengruft zu bringen vermöchte, welche sich unter der Kapelle befand, und wohin man nur vermittelst einer Treppe gelangen konnte, die am Ende derselben war; denn vor der Hand war die Entdeckung ihres Vorhabens noch zu befürchten, und dennoch drängte sie schon am folgenden Tage die

höchste Nothwendigkeit dazu, es auszuführen, indem die Hitze in dem kleinen Gemache von Stunde zu Stunde zugenommen hatte, und die Leiche unter diesen Umständen sich nicht länger halten ließ.

Sie sprach mithin mit Morweski über das Gefährliche ihrer Lage, worauf dieser erwiederte; „Die Familiengruft der Grafen von Romanow ist verschlossen; aber wenn wir nur wenigstens bis in ihre Vorhalle gelangen könnten; denn hier steht noch der Sarg, worin Lord Eton ruhte, bevor er in einem weit prachtvolleren nach England abgeführt wurde. Auch noch ein zweiter befindet sich dort, und zwar der von einem Manne, der zufällig hier nach dem Schlosse kam, erkrankte und starb. Er sollte gleichfalls abgeholt werden; allein seine Erben unterließen es, und er enthält jetzt nur noch die Asche des Geschiedenen. Es kommt daher nur darauf an, daß wir die Leiche des Herrn Grafen dorthin bringen können, dann finden wir auch einen Sarg.“

„Wir wollen den Anbruch der Nacht noch abwarten,“ sagte die Gräfin nach einigem Besinnen, „dann aber den Versuch machen, ob wir das Feldbett, worauf mein theurer Gatte ruht, nicht nach der Vorhalle, die zur Familiengruft führt, tragen können. Ich hoffe, daß es uns mit Gottes Beistand gelingen wird.“

Morweski fand diesen Vorschlag ausführbar, und

sie schritten in der Nacht zum Werke; jedoch vermochten sie kaum durch die heißen Trümmer der niedergebrannten Kapelle sich einen Weg zu bahnen, und als sie mit großer Mühe es möglich gemacht hatten, zeigte sich ihnen das größte Hinderniß zur Ausführung ihres Vorhabens; denn sowohl der Eingang zu der Treppe, wie diese selbst, waren schmäler als das Feldbett. Doch, der biedere Alte meinte, er werde wohl noch kräftig genug sein, die Leiche auf seinem Rücken hinabzutragen, und weil dagegen die Gräfin schon von Allem, was sie erlitten hatte, so erschöpft war, daß sie sich kaum aufrecht halten konnte, so mußte sie sich schon dazu entschließen, das gut gemeinte Anerbieten anzunehmen, und wollte dabei dem Biedermanne mit einer Laterne vorleuchten.

Indessen er — als ob er eine Ahnung davon gehabt hätte, daß ihn bei der Ausführung seines edelmüthigen Vorhabens ein Unglück treffen würde — bestritt ihr Verlangen ihm vorzutreten, und bestand vielmehr darauf, daß sie ihm erst folgen dürfe, ein Umstand, der ihr vielleicht das Leben rettete; denn der alte Mann trat fehl, und stürzte die ziemlich lange Treppe mit der Leiche hinab; er hätte sie also mit sich gerissen, wenn sie vor ihm gegangen wäre.

Die Gräfin erschrak über diesen Vorfall so, daß der Schrei, den sie ausstoßen wollte, auf ihren Lip-

pen erstarb, was wohl ein Glück für sie war, weil er ihre Anwesenheit auf dieser Stelle leicht hätte verrathen können. Aber, was sollte sie nun weiter beginnen? Die Laterne hatte Morweski am Gürtel seines Gewandes befestigt, als er mit der Leiche die Treppe hinab stieg, und das Licht war erloschen, indem er fiel; es herrschte mithin unten eine undurchdringliche Finsterniß, und nur die Gluth der noch rauchenden Trümmer der Kapelle ließ sie den Weg wahrnehmen, der nach ihrem Versteck führte, wohin sie jedoch zurückkehren mußte, wenn sie anders wieder zu Licht gelangen wollte.

Welche grausenerregende Situation war das für eine Frau! Zur Nachtzeit sich allein in einer Kirche zu befinden, mitten unter rauchenden Trümmern, mit Furcht kämpfend, daß irgend Jemand vom Feinde ihre Gegenwart hier entdecken könnte, unter dem glühenden Schutt einer Brandstätte; von einer Hitze belästigt, die ihr beinahe den Athem raubte, bei jedem Schritte über Steine u. s. w. strauchelnd, in Gefahr zu fallen! Auf diese Weise sich von einer Stelle zur andern fortschleppend, gelangte endlich die Geängstigte in das kleine Gemach, das ihr zum Verstecke gedient hatte. Hier fand sie wenigstens ihr Kind noch schlafend; aber sie war so erschöpft an Kraft, daß sie mit einer Ohnmacht ringend zu Boden sank.

Doch der Himmel stärkte dabei ihr Gedächtniß,

und es fiel ihr darum ein, daß sie unmöglich länger den redlichen Morweski ohne Beistand lassen dürfe. Sie gönnte sich also kaum wenige Minuten Zeit zu ihrer Erholung, dann zündete sie an der Wachskerze, welche sie erst brennend zurückgelassen hatte, eine zweite an, versah sich mit einem Feuerzeuge, mit etwas Wein, und wankte darauf dem Schauplatze ihres Schreckens, ihrer Angst und ihrer Besorgnisse zu, jedoch mit völlig unsichern Schritten; denn sie mußte jeden Augenblick zusammenzubrechen befürchten.

Unten angelangt, versuchte sie den alten Kammerdiener ihres Gemahls zu ermuntern, indem sie seine Schläfe mit kaltem Wasser wusch, das sie gleichfalls mitgebracht hatte, wie auch eine stärkende Essenz in einem kleinen Fläschchen. Aber alle ihre Bemühungen blieben ohne Erfolg, und sie überzeugte sich endlich, daß der Redliche nicht mehr am Leben sei.

Der Schmerz über dieses Ereigniß vermehrte noch das Trostlose ihrer Lage; denn sie betrauerte nicht nur aufrichtig den Verlust eines treuen Dieners, sondern sie fühlte diesen doppelt hart, indem sie in Erwägung zog, was sie in ihm verloren, weil sie nun gar Niemanden mehr um sich hatte, der sich ihrer annahm, da auch der Doktor nicht mehr zu ihr zurückgekehrt war, Niemanden, der ein freundliches Wort zu ihr sprach, und dadurch ihr aufgeregtes Gefühl zu beruhigen suchte. Jedoch gestatteten die

Umstände nicht, daß sie lange darüber eine Betrachtung anstellte, sondern sie mußte dafür Sorge tragen, daß die beiden Leichen in ihr letztes Bett kamen, ohne daß sie die Deckel auf die Särge zu legen vermochte. Ueberhaupt aber konnte sie sich in der Folge nicht mehr darauf besinnen, wie sie dabei zu Werke gegangen war, wo sie die Kräfte herbekam, das gewiß nicht Leichte zu vollbringen, und sie mußte, so oft sie darüber nachdachte, offenbar erkennen, daß die Hand des Allmächtigen ihr dabei Beistand geleistet hatte, wofür sie ihm später mehr als einmal, aus der Fülle ihres Herzens, ihren Dank abstattete.

Nachdem die Gräfin die Pflichten erfüllt hatte, welche ihr die Liebe auflegte, und andererseits die Dankbarkeit, begab sie sich wieder zurück zu ihrem Kinde, und machte dabei die Bemerkung, daß Alles im Schlosse vollkommen ruhig geblieben war.

Es ergriff die Gräfin aber, nachdem sie sich von der überstandenen Angst und dem gehabten Schrecken erholt hatte, ein wahrhaft martervolles Gefühl, als sie sich mit ihrem Kinde und mit ihrem Seelenschmerze allein in dem kleinen Gemache befand, das eigentlich richtiger eine große Niesche heißen konnte; denn es befand sich kein Fenster darin, aus dem sie ins Freie zu blicken vermocht hätte.

Eine dumpfe, unreine Luft raubte ihr beinahe den Athem, und der Gedanke, sie könnte hier ihr

Bewußtsein verlieren, lange in diesem Zustande liegen, und ihr Kind indessen ohne Nahrung bleiben müssen, erzeugte eine unsägliche Angst in ihrem Innern. Sie beschloß also, mit Anbruch des Tages dieses Versteck mit ihrem Sohne zu verlassen, und zu versuchen, ob sie nicht wieder unter Menschen gelangen könnte, ohne einem Schweden zu begegnen; denn hier vermochte sie nicht länger zu bleiben, vielmehr zählte sie, sehnsüchtig nach Erlösung aus diesem Gemache, die Minuten, bis der erhoffte Augenblick endlich eintrat.

Die Gräfin verbarg alles Gold, das sie besaß, unter ihrem Gewande, indem sie es in die Falten ihres Unterkleides einnähete, dann nahm sie, als es anfing, Tag zu werden, ihr Kind auf den Arm, und begab sich in die Kapelle. Hier, wo sie sich erst sammeln zu müssen glaubte, bevor sie weiter schreiten wollte, verweilte sie mit einer besondern Erschütterung des Gemüthes, indem sie rings um sich her die noch rauchenden und glühenden Trümmer des kleinen Gotteshauses betrachtete. Endlich aber sank sie vor einem erst bis beinahe zur Decke reichenden Kreuze, woran die Abbildung unseres Heilandes hing, das jedoch gegenwärtig mehr als zur Hälfte schon verkohlt war, nieder auf ihre Knie. Sie wollte beten, sich und ihr Kind dem Schutze des Himmels

anempfehlen; aber sie vermochte kein Wort hervorzubringen. Nur ihre Seufzer stiegen empor zum Himmel, und ihre Thränen flossen reichlich, während sie das Kind, es liebkosend, an ihre Brust drückte, indem sie dabei die Betrachtung anstellte, daß sie, erst so reich, so angesehen, nun gleich der Geringsten ihres Geschlechtes flüchtig werden mußte, um Andere um ein Obdach anzuflehen; die Betrachtung, daß sie sich von Demjenigen trennen mußte, der ihr so theuer im Leben war, daß sie nicht einmal ihn jetzt noch sehen durfte, wollte sie ihr Kind und sich nicht neuen Gefahren aussetzen. Darum erhob sie sich also, um weiter zu gehen, begleitet von dem kleinen Puck, der sie keinen Augenblick verlassen, seitdem sie aus dem Grabgewölbe zurückgekehrt war, vorher aber ihr Kind bis dahin bewacht hatte.

Plötzlich sprang ein schwedischer Soldat hinter einem Pfeiler hervor, der ihn so lange ihren Blicken entzogen hatte, und indem er sein Gewehr ihr entgegenhielt, fragte er sie in schlechtem Polnisch: „Seid Ihr etwa die Gräfin Romanow?“

Erstaunt darüber, daß der fremde Krieger ihren Namen wußte, und in Angst, daß das Leben ihres Kindes bedroht sein möchte, bejahte sie die Frage, und bot dem Schweden Geld an, wenn er sie ungehindert wollte weiter gehen lassen; allein ohne sich zu besinnen, was er thun sollte, sprang der Soldat

auf sie zu, und riß ihr das Kind aus den Armen. Beinahe gleichzeitig aber sprang Puck an ihm empor, biß ihn in die Beine, und wollte ihn nöthigen, das Kind seiner Mutter zu lassen. Doch das war nicht hinreichend, es zu erwirken; vielmehr war der Soldat im Begriffe, mit dem Kinde sich zu entfernen, als die Gräfin aus der Betäubung sich erholte, in welche sie der Schrecken versetzt hatte, und nun, mit einem Ausbruche von wahrer Verzweiflung, gleichfalls dem Schweden nachstürzte, dessen Schritte eben ein glühender Haufen Schutt hemmte. Bemüht, schnell weiter zu dringen, stolperte er endlich und fiel, aber dabei ließ er das Kind nicht los, sondern preßte es so fest an sich, daß es Schmerzen empfand, und schrie.

In diesem Augenblicke erreichte ihn die Gräfin, welche dabei laut um Hülfe rief, und mit dem Muthe einer Löwin, der man ihr Junges rauben wollte, einen Kampf mit dem Soldaten begann, ihn an den Haaren festhielt, aber von Niemandem, als ihm, gehört wurde, da die Bewohner des Schlosses sich längst schon sämmtlich daraus entfernt hatten.

Dieses Widerstandes wegen gerieth der Schwede in Wuth, schlug mit dem Flintenkolben nach der Gräfin, und hielt das Kind um desto fester. So wehrte sie sich lange, gleich einer Rasenden, ohne den Schweden loszulassen; aber endlich streckte sie ein

Stoß seiner kräftigen Faust doch zu Boden; sie verlor gleichzeitig das Bewußtsein, und der Soldat entfernte sich eilfertig mit ihrem Kinde.

In diesem Zustande fanden sie Einige aus ihrer Dienerschaft, welche nach dem Schlosse zurückgekehrt waren, nachdem die Schweden diese Gegend verlassen hatten, und nachforschen wollten, wie es denn hier stehe; denn die Gräfin glaubten sie geflüchtet, und erschraken heftig, sie einer Todten ähnlich hier zwischen Haufen von rauchendem Schutte zu finden.

Wie durch ein Wunder Gottes, war das Sterbezimmer ihres Gebieters noch von allen übrigen allein erhalten worden; wenigstens so gut, daß sie füglich die Gräfin dahin bringen konnten, bis Einer von ihnen unten nach dem Thale gelaufen war, um dort aus der Mühle, welche, hinter dichtem Buschwerke versteckt, der Gewalt des Feindes darum nicht anheim gefallen war, der sein ganzes Augenmerk auf das Schloß gerichtet hatte, eine Trage herbeizuholen.

Darauf trug man die Aermste unter ein sie beschützendes Obdach, und die Müllerin suchte sie zu beleben; da diese Gutmüthige aber nicht glauben konnte, daß die Gräfin ihr Kind freiwillig zurückgelassen habe, so beorderte sie schnell ihre Leute, nach dem Schlosse zurückzukehren, und das kleine Wesen überall zu suchen. Allein man brachte ihr nur ein mit Blut beflecktes Kleidchen, das eine ihrer Mägde

für das erkannte, welches das Kind der Gräfin zu tragen pflegte. Sie hielt es also für getödtet, und befahl streng ihrem Gesinde, von dem Vorgefallenen der Gräfin kein Wort zu sagen.

Diese fragte begreiflich, so wie sie wieder zu ihrer Besinnung gelangte, nach ihrem Kinde; allein, sie konnte keine befriedigende Antwort darauf erhalten, und als sie erzählte, wie es ihr damit ergangen war, hielt man den Schweden für den Mörder ihres Sohnes; jedoch hütete sich die Müllerin, etwas der Art gegen sie zu äußern. Dagegen setzte die Brave einen hohen Preis für Denjenigen aus, der ihr das Kind wiederbrächte, oder auch nur seine Leiche, und sagte das ihrem Gesinde; allein alle Nachforschungen desselben nach dem Kleinen blieben erfolglos.

Die Gräfin verfiel darauf in einen Zustand, der ihr es unmöglich machte, daß sie zusammenhängend denken konnte, und es vergingen so einige Wochen. Endlich aber, nach ihrer Wiedergenesung, mußte sich die Müllerin schon dazu entschließen, ihr die Wahrheit zu entdecken, weil sie immer behauptete, die schrecklichste Gewißheit würde ihr lieber sein, als diese Pein des Zweifelhaften ihres Schicksals. Doch — sie hatte sich darin geirrt; denn ihr Schmerz vermehrte sich im Gegentheile noch mehr, als sie sich von dem Tode ihres Kindes überzeugt hielt. Ihre Thränen versiegten daher niemals, und sie vertilgte

damit beinahe die Blutspuren in dem Kleidchen, welches ihr Kleid an jenem Unglückstage getragen hatte; denn wie oft drückte sie in ihrem unsäglichen Jammer ihre Lippen auf das ihr einzig nur übrig gebliebene Kleinod von der Fülle ihres ehemaligen Glückes, das aus dem vergossenen Blute ihres kleinen Engels bestand.

Sobald die Gräfin glaubte, daß sie zu einer Reise würde stark genug sein, schrieb sie an ihre Mutter, theilte ihr die schrecklichen Ereignisse der letzten Zeit mit, und zugleich ihren Entschluß, nach Beztroski sich zu begeben, um daselbst so lange zu verweilen, bis sich ihr weiteres Schicksal entschieden habe, was ihr jetzt noch zweifelhaft war; denn blieb ihr Kind für sie verloren, so fiel Wielkalonka, wie die übrigen großen Güter ihres verstorbenen Gemahls, dessen Vettern zu, Wenzl Radziejowski und seinem Bruder, dem Reichskanzler. In diesem Falle aber wollte sie wenigstens die Leiche ihres Gemahls nach Beztroski kommen lassen, und bis dahin wurde auf ihren Befehl sein Sarg und der seines treuen Dieners in das Innere der Familiengruft gebracht, wobei sie zugegen sein wollte, was jedoch die Müllerin durchaus nicht zugab, weil sie einen Rückfall der Krankheit für die Gräfin befürchtete, und sich denken konnte, daß auch die Spuren der Verwesung der

Leichen nur nachtheilig auf die zartgebaute Dame wirken müßten.

Als der Brief, den die Gräfin Romanow an ihre Mutter geschrieben hatte, bei ihr anlangte, befand sie sich bedeutend unwohl, und zwar hatte dazu ein ganz besonderer Vorfall die Veranlassung gegeben, der nur Pelagia bekannt war, die ihn sich jedoch nicht zu erklären wußte. Diese nämlich und ihre Freundin blieben eines Abends spät im Wohnzimmer, wo auch Herr Opacki verweilte, und ihnen von den Begebenheiten des Tages erzählte, endlich aber mit Schlaf zu kämpfen schien, und darum sich in sein Gemach zurückzog, wonach auch die beiden Freundinnen sich in das ihrige verfügen wollten. Zuvor aber mußte sich Pelagia Chemineffski noch in die Wohnung der Kastellanin begeben, um mit ihr eine Angelegenheit der Wirthschaft zu besprechen, und that es darum, weil sie glaubte, daß die alte Frau sich schon entkleidet haben möchte.

Wenige Minuten später verließ die Gräfin, mit einer brennenden Wachskerze in der Hand, gleichfalls das Wohnzimmer, um sich in ihr Schlafgemach zu begeben, und weil sie die Thüre des Wohnzimmers zu schnell öffnete, erlosch ihre Kerze. Indessen der Mond erhellte vollständig den großen Saal, durch welchen sie nach ihrem Schlafgemache sich verfügen mußte, wo, wie sie gewiß annehmen konnte, Licht

brannte. Sie zog es also vor, die wenigen Schritte dahin lieber zu gehen, als hier länger allein zu verweilen, weil sie darauf rechnen konnte, daß ihre Kammerfrau sie erwartete, um sie vor Schlafengehen zu entkleiden. Allein die Furchtsamkeit, welche ihr gleichsam zur Natur geworden war, und die sie nie ganz hatte besiegen können, verleitete sie, mit Aengstlichkeit einen Blick hinüber nach dem Gemache der angeblich Ermordeten zu richten, in dem deren unvollendete Stickerei und auch ihre Harfe stand. Aber gleichzeitig öffnete sich dort die Thüre, und diese Dame, ganz so gekleidet, wie das Bild sie darstellte, trat heraus. Sie winkte der Gräfin drei Mal zu, ihr zu folgen; allein statt dessen stürzte die dadurch in eine wahre Todtesangst Gesetzte zurück nach ihrem Wohnzimmer, wo sie ohnmächtig zu Boden sank, und so noch von ihrer Freundin gefunden wurde, die sie zu ermuntern suchte, worauf Pelagia das Vorgefallene durch die Gräfin erfuhr.

Begreiflich suchte nun Pelagia dieser vorzustellen, daß sie sich geirrt habe; allein die Gräfin beharrte bei ihrer Aussage, und konnte sich nur schwer dazu entschließen, sich nach ihrem Schlafgemache zu verfügen, wo sie jedoch ihrer Kammerfrau verschwieg, was für ein Umstand sie so erschreckt hatte, daß sie die ganze Nacht über heftig fieberte.

Am folgenden Tage erfuhr Herr Opacki durch

Pelagia Chemineffski das Vorgefallene, und begab sich sogleich in jene berüchtigten Gemächer; allein hier fand er Alles ganz so wie früher.

Ungefähr acht Tage nach dieser Begebenheit befand sich die Gräfin eines Abends in der Dämmerung allein in ihrem Gemache, als gleich, nachdem sich Pelagia daraus entfernt hatte, die Thüre sich öffnete, die ihr nun schon bekannte Dame sich ihr zeigte, ihr winkte, und darauf wieder verschwand. Die Gräfin ward darauf, wie das erste Mal, ohnmächtig, und ihr Leben schwebte lange in Gefahr. Wie die Sache eigentlich zusammenhing, konnte damals wenigstens Niemand herausbringen.

Wanda nämlich vermochte es kaum zu ertragen, daß der Mann, den sie mit ihrer Rache verfolgte, zum ersten Feldherrn der Polen ernannt wurde, und beschloß, dem Verhaßten auf eine zuvor noch nicht versuchte Weise Kränkungen zuzuziehen, indem sie ihm seine Gemahlin zu rauben beabsichtigte. Aber Mord war das einzige Verbrechen, welches noch nicht ihre Seele belastete, und es lag noch vielleicht ein Funken zu guter Frucht in ihrem Herzen verborgen, den der Kosack Basili hineingestreut, der sie ihren Eltern geraubt, dessen Frau sie erzogen, und der oft in ihrer Gegenwart wiederholt hatte, daß zu morden eine Sünde sei, die Gott nicht vergeben werde, und wofür jeder Sterbliche, der sie began-

gen, ewig dauernde Strafen jenseits zu erleiden habe; nur der Krieg mache eine Ausnahme, weil sie dabei nur die Befehle eines Höheren zu befolgen hätten, der jeden Mord auf seinen Antrieb begangen, auch verantworten müßte, dagegen aber Selbstmord erlaubt wäre, indem Jeder Herr über sein Leben sei, und die Zahl seiner Tage vermindern könne, wie es ihm beliebe.

Diesen Grundsatz hatte Wanda in ihrem Herzen aufbewahrt, und würde bei der Anlage, zu gehorchen, gewiß bei einer guten Erziehung eben solchen Charakter bekommen haben, wie er nun durchweg verdorben war, weil Niemand sich die Mühe gab, ihr edelmüthige Gesinnungen einzuflößen.

Wanda hatte durch die Kammerfrau der Gräfin vernommen, wie abergläubisch diese, und daß sie eine unbekämpfbare Furcht empfand, wenn nur die Rede von übernatürlichen Erscheinungen war. Auch darauf baute Wanda ihren Plan, daß Niemand sich dazu entschließen würde, zur Abendzeit die berüchtigten Gemächer zu betreten, und beabsichtigte, ganz so gekleidet, wie die ermordete Dame auf einem darin befindlichen Bilde dargestellt war, mit einer Wachslarve von dem Gesichte, die dem jener Dulderin ähnlich sah, sich öfter der Gräfin Ignatowski zu zeigen, und sie dadurch so lange zu ängstigen, bis sie wieder

erkrankte, oder noch lieber starb, weil ihre Nerven äußerst angegriffen waren.

Dazu wurde sie aber einiger Mittel benöthigt, welche ihr in Beztroski nicht zu Gebot standen; ihr mangelte es jedoch nie an Rath, den sie sich selbst zu geben wußte.

Sie verschaffte sich durch List den Schlüssel, der die Thüre von einem der Gemächer der ermordeten Dame öffnete; diesen Schlüssel drückte sie in Wachs ab, schickte ihn heimlich nach Krakau an die Königin, und erhielt, nach dem Abdrucke gearbeitet, bald darauf einen, der jenes Gemach aufschloß, von ihr zurück.

Wanda hatte in Krakau, weil die Königin es so wünschte, die Harfe spielen und malen lernen. Sie verfertigte also jetzt im Kleinen ein ähnliches Bild, wie das der ermordeten Dame aussah, weil sie sich nun heimlich in deren Gemächer schleichen und hier verweilen konnte, und dieses kleine Bild schickte sie gleichfalls der Königin, worauf ihr diese nach ihrer Angabe einen Anzug verfertigen ließ, auch eine Maske von Wachs, vor das Gesicht zu nehmen, ähnlich dem auf dem Bilde. Es lebte nämlich ein Mann in Krakau, der die Kunst verstand, derlei Larven zu verfertigen, welche von einem menschlichen Angesichte jede beliebige Aehnlichkeit erhalten konnten. Sie vermochte also die Gräfin Ignatowski auf die erwähnte Weise zu erschrecken; allein Pelagia Chemineffski machte

ihren verbrecherischen Plan scheitern, indem sie sich vornahm, ihre Freundin keinen Augenblick mehr zu verlassen.

So stand die Sache, als die Bewohner des Schlosses Beztroski vernahmen, daß die Schweden in Polen eingedrungen waren, worauf sie gleichfalls den Brief der Gräfin Romanow erhielten, dessen Inhalt sie über jede Beschreibung erschreckte und mächtig erschütterte, besonders aber die noch nicht ganz genesene Gräfin, der man den Inhalt dieses Schreibens nicht vorenthalten konnte.

Nun galt es, schnell einen Entschluß zu fassen, und Herr Opacki machte dazu den Vorschlag; die Uebrigen aber stimmten ihm bei. Er wollte nämlich in einem bequemen Wagen seinen Liebling — das war ihm Olga von ihrer ersten Jugend an — nach Beztroski abholen, und diesen Vorsatz führte er schon am folgenden Tage aus.

Er fand die Gräfin Romanow, welche sich noch in der Mühle befand, die ihr einen sichern Aufenthalt gewährt hatte, zwar tief durch ihr Schicksal niedergebeugt, aber doch nicht ganz muthlos; denn sie nährte noch immer die Hoffnung in ihrem Herzen, daß sie möglicher Weise ihr Kind wiederfinden könnte, und deshalb forderte sie Herrn Opacki dringend auf, die von ihr begonnenen Nachforschungen nach ihrem Sohne fortzusetzen

Das geschah auch; allein sie blieben ebenso erfolglos, wie alle früheren, und deshalb mußte sie sich dazu entschließen, die Gegend um Wielkalonka zu verlassen, ohne daß ihr Herz eine Beruhigung gefunden hatte. Zuvor aber begab sie sich noch einmal auf den Schauplatz ihres ehelichen Glückes, dahin, wo ihr aber auch der tiefste Seelenschmerz wurde, übergab einem dort in der Nähe wohnenden braven Landmanne die Aufsicht über ihre Güter, der früher Verwalter derselben war, jetzt jedoch ein eigenes kleines Grundeigenthum besaß, nahm Abschied von den letzten irdischen Ueberresten ihres Gemahls, sagte der redlichen Müllerin, die sie reich beschenkte, Lebewohl, und sie begaben sich dann auf die Reise nach Beztroski.

Herr Opacki war ein Freund von Hunden, besonders aber hatte ihm, bei seiner ersten Anwesenheit in Wielkalonka, der kleine Puck gefallen; er gab sich also damals viel mit dem niedlichen Thierchen ab, und weil er es nun vermißte, so erkundigte er sich nach ihm. Die Gräfin erzählte also, wie eifrig der treue Puck ihr Kind vertheidigt hatte, und setzte hinzu, daß er aber seitdem spurlos aus der Gegend von Wielkalonka verschwunden sei.

„Ei,“ erwiederte Herr Opacki, „man hat schon Beispiele gehabt, daß durch Hunde die Thäter von Verbrechen entdeckt worden sind, und ein solcher Fall

kann ja wohl auch zu Eurem Glücke eintreten. Der Himmel wolle es gnädig so geben."

„O, dann will ich ein Kloster zur Ehre Gottes erbauen," sagte die Gräfin unter einem Ergusse von Thränen, „und das Bild für den Hochaltar selbst malen. Es soll die Mutter unseres Heilandes mit diesem vorstellen, und ich will ihr meinen besten Schmuck zum Opfer darbringen, auch jährlich Wallfahrten zu diesem Kloster, in der Gegend, wo es sich befindet, veranlassen."

Beide sprachen noch oft über denselben Gegenstand, während sie ihre Reise nach Beztroski fortsetzten.

Das erste Wiedersehen mit den Ihrigen, nachdem sie so schmerzhafte Verluste gehabt, war für die Gräfin Romanow, so wie für Jene tief erschütternd; aber aus Liebe zu ihnen suchte sie sich in der Folge stärker zu stellen, als sie wirklich sich fühlte, und standhaft in ihren Leiden. Man konnte jedoch trotz dem wahrnehmen, wie unbeschreiblich sie litt; denn sie sah äußerst blaß aus, und magerte zusehends. Dabei sprach sie häufig eine unüberwindbare Sehnsucht nach der Wiederumarmung ihres Vaters aus, weil sie hoffte, daß ihr dieser vielleicht rathen könnte, was sie unternehmen müßte, um ihr Kind aufzufinden;

denn seit ihrer Abreise von Wielkalonka glaubte sie mehr wie früher daran, daß es noch lebte.

Es trat nun für Polen eine wichtige Epoche ein; denn Siegmund **III.** starb, und sein Sohn Wladislaw zeigte sich jetzt als ein ganz Anderer, wie ihn zu finden seine Mutter erwartet hatte, welche eben so sein Thun und Handeln, nachdem er König geworden war, zu lenken hoffte, wie sie es in früherer Zeit gekonnt hatte; nur nicht mehr in demselben Grade seit seiner Vermählung mit der Tochter des deutschen Kaisers, weil diese sehr kluge junge Dame sich einen entschiedenen Einfluß auf alle seine Handlungen schnell zu erwerben wußte.

Auch versicherten Manche, die mit den Verhältnissen der Mitglieder der königlichen Familie genau bekannt waren, daß der Thronfolger niemals seiner Mutter es habe vergeben und vergessen können, daß sie ihn auf eine so hinterlistige Weise um den Besitz seiner ersten Geliebten gebracht hatte, weil mit Agrafia's Tod auch jede Erinnerung an ihre Fehler und Schwächen aus seinem Gedächtnisse entschwunden, und dagegen in seinem Herzen nur ein Rückblick auf ihre ungewöhnliche Schönheit aufgetaucht sei.

Die Königin sah daher aus dem veränderten Benehmen ihres Sohnes, daß es rathsam wäre, wenn sie sich vom Hofe zurückziehe, weil sie sonst vielleicht hier Demüthigungen zu erleiden bekäme, die

sie nicht erst abwarten wollte. Sie beschloß also, Krakau und die nächste Umgebung davon zu verlassen, und sich tiefer im Lande auf ein Schloß zu begeben, das sie so schnell wie möglich prachtvoll zu ihrer Aufnahme einrichten ließ, und sich gleich nach der Thronbesteigung ihres Sohnes dahin verfügte, welche in aller Eile vor sich ging, weil mancher Umstand der Politik es so verlangte. Jedoch ließ sie ihre übrigen Söhne und Töchter sämmtlich am Hoflager des neuen Königs, und die Geschwister lebten in der Folge in bester Eintracht.

Die Königin Mutter drang darauf, daß Wanda sie in ihr selbst gewähltes Asyl begleiten möchte, weil sie deren Gesellschaft nicht länger entbehren wollte, und die Lasterhafte zeigte sich auch bereit, diesem Rufe zu gehorsamen. Nur wünschte sie — weil sie meinte, daß sie sich nicht weiter an dem Grafen Ignatowski rächen könnte, sobald sie sich erst von Beztroski entfernt habe — durch einen Hauptschlag auf sein Herz noch ihre Rache zu besiegeln, der mächtig den Gegenstand ihres Hasses zu treffen vermöchte, und dazu dessen Heimkehr aus Rußland abwarten, indem man ohnehin mit ziemlicher Sicherheit vom nahen Frieden sprach, nachdem Graf Ignatowski mit der Heeresabtheilung, die er anführte, einen entscheidenden Sieg über die Russen errungen, mithin die Vorschläge zum Frieden in seiner Hand hatte, nach

welchen die Schweden sein Vaterland bald verlassen sollten, wie es bis dahin immer noch nicht vollständig geschehen war.

Sie hatten sich vielmehr nur bis zur Grenze zurückgezogen, und verweilten hier in so großer Anzahl, daß man daraus deutlich ihre Absicht erkennen konnte, ganz Polen mit ihren Truppen plötzlich zu überschwemmen, sobald Wladislaw nicht gutwillig seinen Ansprüchen an Schweden entsagen wollte. Das aber that er nun auf den Rath des Grafen Ignatowski, dem die Bessern aus dem Reichsrathe beistimmten, und der Graf drängte indessen die Russen dazu, daß sie Smolensk abtreten, und Liefland, Esthland, so wie auch Kurland entsagen mußten, worauf sich erst das Heer der Polen in ihr Land zurückziehen sollte.

Es erfolgte Alles so, wie diese es begehrten, da den Russen keine Wahl weiter übrig blieb, und Graf Ignatowski wurde in Polen mit einem Ausbruche von wahrem Jubel von seinen Landsleuten empfangen. Allein er konnte sich dessen nicht freuen; denn er hatte bereits den Tod des Grafen Romanow erfahren, auch, daß seine Tochter Olga auf eine so schreckliche Weise ihr Kind verloren hatte, und das Schicksal von Wielkalonka. Er beeilte sich also, nach Beztroski zu kommen, und war schon auf dem Wege dahin, während die Seinigen ihn in Krakau gefesselt hielten, um den Siegesfesten beizuwohnen, die der

König veranstalten ließ, welchen er sich aber, sobald es ihm nur irgend möglich wurde, entzog.

Wanda hatte seit Agraffia's Tode und nach des Grafen Ignatowski Entfernung von Beztroski, nun sie nicht mehr erkannt zu werden befürchten durfte, sich weiter keinen Zwang aufgelegt, sondern sich im Schlosse frei herumbewegt. Sie hatte sogar zuweilen kleine Dienstleistungen für die Gräfin Ignatowski übernommen, oder für Pelagia Chemineffski, und zwar nach einer bestimmten Absicht. Sie erfuhr daher auch sogleich, daß der von ihr Gehaßte bald wieder in Beztroski eintreffen würde, sobald die Nachricht davon hier eintraf, und weil sie nun keinen Ausweg mehr fand, wenn sie sich wirklich zu guter Zeit an dem Grafen noch rächen wollte, so beschloß sie schnell, ihren verbrecherischen Handlungen die Krone aufzusetzen, indem sie noch zum Schlusse derselben eine begehen wollte, welche die übrigen an Nichtswürdigkeit bei weitem übertraf, nach ihrer Meinung aber mit dem vollen Rechte, sich an ihm für seinen Treubruch zu rächen.

Daß Wanda aber auch nun ihr Gewissen bei einer That beschwichtigte, gegen die es sich sonst vielleicht aufgelehnt hätte, indem es Grundsatz früher bei ihr war, nicht zu morden, kam daher, weil ihre Erbitterung gegen den Grafen Ignatowski sich ungemein in der letzten Zeit vermehrt hatte, als sie er-

fuhr, daß ihm allenthalben, wo er sich zeigte, so große Ehre zu Theil wurde, dagegen sie ihm nur Schimpf und Schande gegönnt hätte. Ueberhaupt aber reifte das beabsichtigte Verbrechen jetzt darum zur Frucht in ihrem Innern, weil sie dahin gekommen war, daß sie gegenwärtig alle Menschen, sich aber am meisten haßte, indem sie sich vorwarf, daß sie nicht kräftig genug dahin gestrebt hatte, ihre Racheplläne schon eher auszuführen. Deshalb nahm sie sich aber auch vor, das so lange Versäumte nachzuholen, und damit den Anfang bei der Gräfin Ignatowski zu machen, weil sie hoffen konnte, dadurch deren Gemahl am tiefsten zu kränken.

Während die Seinigen den Grafen Ignatowski schon aus Rußland zurückerwarten konnten, ließ sich eines Vormittags der Sachwalter des Starosten Wenzl Radziejowski bei der Gräfin Romanow melden, um mit ihr den Tag zu verabreden, wo Jener sich in den Besitz der Güter setzen wollte, welche ihm von Rechtswegen zufielen, sobald Graf Romanow keine Kinder hinterlassen hatte, wie es nun der Fall war.

Die Gräfin trat diesem Geschäftsmanne, in tiefe Trauer gekleidet, mit der ihr eigenthümlichen weiblichen Würde entgegen, und erklärte ihm, daß sie sich nicht eher dazu entschließen würde, den Brüdern

Radziejowski die Güter ihres verstorbenen Gemahls abzutreten, bis der Tod ihres Sohnes gewiß und bewiesen sei. Wenn er jedoch glaube, daß er ein Recht besitze, sie zum Gegentheil zu zwingen, so möge er den Gerichten die Entscheidung überlassen.

Mit diesem Bescheid mußte sich der Sachwalter des Starosten Radziejowski von Beztroski entfernen; die Gräfin aber nahm sich vor, ihre Angelegenheit unter den Schutz des Königs zu stellen, und gleichzeitig erwachte noch ein anderer Entschluß in ihrem Innern, den sie jedoch nicht eher ausführen wollte, bis sie ihr Vater dabei mit seinem Rathe unterstützen konnte, nämlich sobald er aus Rußland zurückkehrte.

Schon am Morgen eines Tages war Wanda mit sich einig, wie sie im Laufe desselben handeln wollte, um ihren Racheplan auszuführen, weil der von ihr Gehaßte stündlich eintreffen konnte, und der Gedanke, daß sie so den schon so lange verfolgten Zweck vollständig zu erreichen vermöchte, erfüllte ihr Inneres mit einer wahrhaft dämonischen Freude.

Jeden Abend, kurz vorher, ehe sie sich zu Bette begab, pflegte die Gräfin Ignatowski jedesmal noch einen das Blut besänftigenden Trank zu genießen, der zugleich die Eigenschaft besaß, sie zu stärken. Diesen Trank bereitete entweder ihre Kammerfrau oder die Kastellanin; denn er mußte an jedem Abende frisch

aus solchen Kräutern gekocht werden, die Herr Opacki im Herbste selbst gesammelt und zum Bedarf für den Winter getrocknet hatte.

Wanda wußte es nun so einzurichten, daß an diesem Abende die Kastellanin den Kräutertrank für die Gräfin bereitete, und hoffte nun, desto leichter ihr Vorhaben ausführen zu können. Allein zufällig trug die Kastellanin das Getränke früher hinauf nach dem Gemache der Gräfin, als es für gewöhnlich zu geschehen pflegte, und als Wanda diese Entdeckung machte, glaubte sie, daß ihr Vorhaben, des angeführten Umstandes wegen, ganz gewiß vereitelt worden sei. Aber indem sie darüber beinahe in Wuth gerieth, kam die Kastellanin eilfertig wieder zurück, indem sie äußerte, daß auch Pelagia Chemineffski für sich eine Art Limonade bestellt, daß sie diesen Auftrag jedoch vergessen gehabt, sich schon auf dem Wege nach dem Gemache der Gräfin darauf besonnen, und den Kühltrank derselben lieber auch nicht gebracht, sondern vor der Thüre ihres Zimmers auf einen kleinen Tisch gestellt habe, bis sie die Limonade zugleich mitnehmen könne.

Besser und erwünschter konnte für Wanda kein Zufall eintreten; sie benutzte ihn also, schlich sich, von der Kastellanin unbemerkt, aus der Küche, eilte hinauf vor die Thüre des Gemaches der Gräfin, setzte das mitgebrachte Licht auf das hier befindliche kleine

Tischchen, zog aus den faltenreichen Aermeln ihres Gewandes ein darin sorgfältig verwahrtes Pulver, und schüttete es schnell in den Kühltrank, der für die Gräfin Ignatowski bestimmt war, indem sie dabei mit frohlockendem Tone sagte: „Nun, wohl bekomme es. Ach, es jauchzt meine Seele bei der Vorstellung, wie er sich gebärden wird, wenn er sein Lämmchen nicht mehr am Leben findet.“

In dem Augenblicke, wo sie sich umkehrte, um eilfertig sich wieder die Treppe hinab zu begeben, ergriff Jemand, der sich hinter sie geschlichen hatte, ohne daß sie es wahrnahm, kräftig ihren Arm, hielt sie so fest, und als sie ihm den Kopf zuwandte, war es Graf Ignatowski, der ihr nun mit donnernder Stimme zuherrschte: „Elende, was hast Du eben gethan? Wen wolltest Du vergiften?“

Wanda lachte laut auf, indem sie antwortete: „Seid Ihr bei Sinnen? Vergiften?“

„Ja, ja, vergiften,“ rief der Graf, ganz außer sich vor Wuth, „und meiner Gemahlin hattest Du das Gift zugedacht. Doch diese neue Nichtswürdigkeit soll Dir den schon längst verdienten Lohn bringen; da ich mich nicht mehr geneigt fühle, Dich länger zu schonen. Auf meinem Grund und Boden, wo es mir nur zusteht, die Gerichtsbarkeit auszuüben, hast Du das Verbrechen begehen wollen, und es liegt daher in meiner Macht, es selbst zu bestra-

sen; dabei werde ich aber nicht einmal Dein Geschlecht berücksichtigen. Meine Roßbuben sollen Dich also im Schoßhofe peitschen, bis das Blut von Deinem Rücken strömt, und darauf erst will ich weiter über Dich verfügen.“

Wanda war bei jedem Worte, das der Graf mehr sprach, bleicher geworden; ihre Augen rollten fürchterlich, und ihre Lippen schlugen wie im Fieber an einander. Jetzt aber schrie sie mit höllischem Hohngelächter laut auf: „Diese Mühe will ich Euch ersparen!“ und bevor er es verhindern konnte, hatte sie den Inhalt des silbernen Bechers geleert.

„Wohl bekomme es!“ rief ihr nun gleichfalls der Graf zu, und war im Begriffe, nach dem Gemache des Herrn Opacki zu eilen, dem er mittheilen wollte, was vorging, als ihm dieser, der des Grafen Stimme vernommen hatte, von dort entgegen kam, wie zu gleicher Zeit die Kastellanin von unten aus der Küche mit der Limonade, die sie für Pelagia Chemineffski bereitet hatte.

„Seht hier eine Verbrecherin,“ rief ihnen der Graf, zu ihrem höchsten Erstaunen, entgegen; „sie wollte meine Gemahlin vergiften, und als ich sie dabei in dem Augenblicke überraschte, wo sie das Giftpulver in diesen Becher schüttete, als ich ihr eine dafür passende Strafe androhte: da leerte sie selbst schnell den tödtenden Trank, noch bevor ich im Stande

war, es zu verhindern; oder — Fatime, war es anders?"

Als sie das vernahmen, schrieen Alle laut auf, und in demselben Augenblicke traten Pelagia und die Gräfin Romanow aus deren Zimmer; ihnen aber folgte die Gräfin Ignatowski etwas später; denn diese hatte bereits zu Bette gelegen und mußte sich erst ankleiden. Sie hatten den lauten Schrei vernommen und wollten hören, was vorging.

Wanda fühlte schon die Folgen des schnell tödtenden Giftes; aber sie zwang sich, die Schmerzen zu überwinden, welche es ihr verursachte, indem sie sagte: „Die Geister der Hölle haben mir ihren Beistand in dem Augenblicke entzogen, wo ich dessen am nöthigsten bedurft hätte, und ohne ihn fühle ich mich zum ferneren Wirken zu schwach. Ich muß mich also schon mit dem begnügen, was ich vollbringen konnte, um mich an Euch, Graf Ignatowski, dafür zu rächen, daß Ihr mich heimtückischer Weise verlassen habt, gegen Euer Versprechen, und es erweckt heiße Freude in meinem Herzen, daß ich noch im Stande bin, Euch davon zu unterrichten. Ich war es, die Agraffia's Gedenkbuch in die Hände der Königin gespielt hatte, damit diese die Gesinnungen Eurer Tochter konnte kennen lernen. Ich stachelte den Widerwillen, den die Königin gegen Euch fühlte, so lange an, bis er zum Hasse ausartete, und er-

munterte sie beständig, Euch zu schaden. Ich war es, die verhinderte, daß Agraffia die Gemahlin des Thronfolgers wurde. Ich habe es dahin gebracht, daß die Gräfin Romanow um ihr Kind kam — daß dieses —!"

Die unglückliche Mutter stürzte wie in Verzweiflung auf Wanda zu, indem sie ausrief: „Wo, wo ist mein Sohn?" Aber die Missethäterin vermochte nicht mehr länger sich aufrecht zu erhalten, sondern sank zu Boden, indem sie stöhnend sagte: „Wenn ich die Schmerzen, welche jetzt mein Inneres zerfleischen, Einem unter Euch zu verdanken hätte, so müßte mich Wahnsinn ergreifen. Aber — ich — ich habe das Gift zu mir genommen, und darum erleide ich sie, ohne darüber zu murren."

„Wo ist das Kind meiner Tochter hingekommen?" herrschte der Graf nun Wanda zu, riß sie vom Fußboden empor, und mit ihm zugleich fragte die Gräfin Romanow in wahrer Todesangst: „Wo habt Ihr mein Kind gelassen?"

„Ich will Dir jedes an uns verübte Verbrechen vergeben!" rief ihr der Graf dringender zu. „Wir wollen zu vergessen suchen, was Du an uns verbrochen hast; nur sage uns noch, wo das Kind meiner Tochter hingekommen ist?"

Wanda sah jetzt wie eine Gestalt von Marmor aus; denn ihr Angesicht hatte diese Farbe; ihre Züge

waren erstarrt, ihre Lippen blau, ihr sonst so schönes Auge verglaset, und man sah deutlich, daß der Tod seine Beute eben erfassen wollte. Darum schrie ihr der Graf noch lauter zu: „Weib, wo hast Du meinen Enkel hingebracht? Ich beschwöre Dich bei dem allmächtigen Gott, stirb nicht mit einer Lüge!“

„Nein, das will ich nicht;“ erwiederte Wanda, und dabei krümmte sie sich vor Schmerzen, wie ein Wurm am Fußboden, während sie fortfuhr: „neige Dein Ohr näher zu meinem Munde; denn ich vermag nicht mehr laut zu sprechen.“

Alle horchten in der ängstlichsten Spannung zu, und es herrschte deshalb eine wahre Todtenstille unter ihnen; denn von diesem letzten Geständnisse der scheidenden Sünderin hing ja das Wohl und Weh einer ganzen Familie ab. Der Graf aber beugte sich nahe zu ihr, als sie sich halb auf die Kniee richtete, wobei er sie unterstützte.

Sie betrachtete ihn nun starr, und ihr Blick verklärte sich, indem sie sagte: „Sieh, es gewährt meinem Herzen eine wahre Wollust, daß Du mich nicht dazu zwingen kannst, Dir noch, bevor ich sterbe, zu entdecken, was mit Deinem Enkel vorgegangen ist, obgleich ich es weiß —“

„O, gerechter Gott,“ schrie die Gräfin Romanow auf und kämpfte mit einer Ohnmacht, während sie ausrief: „Erbarme Dich meiner Todesangst“ — Bei

diesen Worten warf sie sich neben Wanda nieder auf die Kniee, indem sie deren Hand erfaßte und fortfuhr: „Bei Deinem künftigen ewigen Leben beschwöre ich Dich um Nachricht, wo ich mein Kind finde!“

„Nein, nein,“ rief die Elende, mit allem Aufwande ihrer letzten Kraft, „ich will nicht dort ewig leben!“

Die Stimme versagte ihr; sie murmelte nur noch halb unverständlich: „Rache! — Rache!“ dann immer leiser dasselbe Wort und endlich nur noch einige Laute, worauf der Tod ihre Zunge lähmte.

Ganz betäubt von Angst und Schrecken über Wanda's Hinscheiden, starrte die Gräfin Romanow sie an, jedoch ließ sie die eiskalte Hand der Verbrecherin los. Die Gräfin Ignatowski aber fragte bald den Einen, und dann wieder die Andern, wie denn alles Schreckliche gekommen sei. Der Graf jedoch — der allein die Sache hätte aufklären können, unterließ es und stand mit verschränkten Armen starr auf Wanda hinsehend. Deshalb sagte seine Gemahlin endlich zu der Kastellanin: „Aber Ihr müßt doch die Geschichte Eurer Nichte kennen? Sagt mir also, was hat es mit Apollonia für eine Bewandtniß?“

„So heißt die Elende nicht,“ antwortete der Graf, statt der Gefragten, „und Eure Nichte ist sie gleichfalls nicht.“

„Wie,“ riefen die Kastellanin und deren Mann

— welcher nur eben die Treppe herauf gekommen war, „sie wäre nicht unsere Nichte? Wer aber ist sie denn?“

„Eine Türkin, die Fatime heißt,“ antwortete der Graf, und erregte damit allgemeines Erstaunen, worauf er fortfuhr: „und als kleines Kind ihren Eltern durch einen Kosacken geraubt worden ist, der sie später an einen Tartarenhäuptling verkauft hat. Von diesem kam sie zu einem zweiten, in dessen Nähe ich sie kennen lernte, und ihren Beistand annahm, als sie sich erbot, mir zu meiner Freiheit zu verhelfen, was sie jedoch nur darum that, weil sie mich für unvermählt hielt, und meinte, daß ich der Dankbarkeit wegen, zu der ich allerdings gegen sie verpflichtet war, mich mit ihr würde trauen lassen. Als sie sich jedoch bald darauf überzeugte, daß ich sie keineswegs liebte, weil ich sie sonst nicht hätte verlassen können, schwor sie mir Rache zu, und verfolgte mich nach Krakau, wo sie in die Dienste der Königin trat, ohne daß ich davon wußte; denn gleich und gleich gesellt sich gerne. Später war sie es, die Zeugniß ablegte, daß sie es gesehen, wie ich ihre Gebieterin hart am Arme ergriffen und den Degen nach ihr gezogen, wie es doch wahrlich nicht der Fall war. Von dieser Zeit an habe ich sie nicht wieder gesehen und wünsche auch jetzt von ihrem Anblicke befreit zu werden. Darum, mein lieber Kastellan,

laßt Einige von der Dienerschaft kommen, und sie von hier fortbringen.“

„Nur nicht in unsere Wohnung,“ sagte die Kastellanin schnell; „denn da sie nicht meine Nichte ist, so habe ich auch nicht im Sinne, mich weiter um sie zu bekümmern. Ueberdies hat sie einen Selbstmord begangen und kann deshalb nicht selig werden; ich mag daher auch nichts mit ihr weiter zu schaffen haben. Indessen aber bin ich doch wirklich neugierig, wo eigentlich meine wirkliche Nichte geblieben ist. Du mußt also nach Krakau, Alter, und Dich nach ihr erkundigen.“

„Der Kastellan versprach es, ohne daß er Wort halten wollte; die Uebrigen aber stellten Betrachtungen verschiedener Art an, und die, welche sich der Gräfin Ignatowski aufdrängten, kamen der Wahrheit ziemlich nahe, obgleich sie auch in der Folge nicht gegen ihren Gemahl etwas davon erwähnte, daß sie der Meinung war, es habe zwischen ihm und der schönen Türkin ein zärtliches Verhältniß stattgefunden.

Darin stimmten Alle überein, daß es ihr schwerstes Verbrechen war, dessen sie sich vor Gottes Richterstuhl anklagen mußte, daß sie nicht noch vor ihrem Tode gestanden, wohin man das Kind der Gräfin Romanow gebracht habe. Endlich jedoch verfügten sie sich in das Gemach von deren Mutter, nachdem

der Graf angeordnet hatte, daß man die Todte in ein Gartenhaus bringen solle, das in der Regel selten von Jemand besucht wurde. Auch verbot er dem Kastellan und dessen Frau strenge, der Dienerschaft etwas von Wanda's Geschichte mitzutheilen, und eben so wenig, daß sie Gift genommen habe.

Am folgenden Tag machte die Gräfin Romanow ihren Vater damit bekannt, daß sie die Absicht hege, sich nach Schweden zu begeben, um hier ihre Nachforschungen wegen ihres Kindes fortzusetzen, da nach ihrer Behauptung sie sich noch genau der Gesichtszüge des Soldaten erinnerte, der es ihr geraubt hatte.

Der Graf billigte vollkommen ihre Absicht, weil er hoffte, daß die Zerstreuungen der Reise heilsam auf ihr Gemüth wirken würden; aber er glaubte an keinen glücklichen Erfolg ihrer Bemühungen, und bestand darauf, daß sie sich durchaus erst mehr erholen müsse, bevor sie im Stande sei, eine so weite Reise zu unternehmen, und weil sie fühlen mochte, daß der Graf Recht hatte, indem sie sich nach dem Auftritte des vergangenen Tages wieder so matt fühlte, daß sie sich kaum von der Stelle bewegen konnte, so willigte sie in das Begehren ihrer Eltern. Es vergingen also noch einige Monate, bevor sie ihren Plan ausführen konnte, und je mehr sie sich dieser Ver-

zögerung wegen grämte, je länger dauerte es bis zu ihrer Genesung. Endlich aber kam es doch so weit, daß sie die projektirte Reise antreten konnte, und nun wollte Herr Opacki, der wahrhafte Freund des Hauses, sie durchaus begleiten, was füglich anging, da ihre Mutter sich leidlich wohl befand.

Bevor sie jedoch abreis'ten, feierten Herr Opacki und Pelagia Chemineffski, welche immer behauptet, daß es mit der Erscheinung des Geistes der gemordeten Dame eine andere Bewandtniß hatte, als die Gräfin Ignatowski angab, noch einen Triumph; denn indem der Kastellan eines Tages in die berüchtigten Gemächer ging, wo er seit Wanda's Tod nicht gewesen war, fand er da, in einem Winkel versteckt, den Anzug nebst der Wachslarve, welcher Gegenstände sie sich bedient, um die Gräfin Ignatowski zu erschrecken, die nun fest versprach, niemals wieder an Uebernatürliches zu glauben.

Nach einem recht wehmuthsvollen Abschiede von den Ihrigen, reis'ten die Gräfin Romanow und Herr Opacki nach Danzig ab, von wo sie sich zu Schiffe nach Stockholm begeben wollten, nachdem sich schon längst die Schweden in ihr Vaterland zurückgezogen hatten.

Während ihrer Reise begegnete ihnen kein Ungemach, und da ihnen die Mittel dazu zu Gebot standen, so legten sie diese so bequem wie möglich

zurück, schafften sich, sobald sie gelandet waren, einen ansehnlichen Wagen an, und kehrten begreiflich immer in den besten Gasthäusern ein.

In Stockholm angelangt, mußten sie sich, schon indem sie eben ihren Wagen verlassen, überzeugt halten, daß Gott gleichsam augenscheinlich sie dahin geführt hatte; denn wenige Augenblicke darauf, als sie in das Zimmer getreten waren, hörten sie das Gekratze eines Hundes an der Thüre, und als die Gräfin, auf jeden Umstand aufmerksam, der ihr in den Weg kam, schnell öffnete, sprang ihr der kleine Puck entgegen, der seine Liebkosungen mit ausgelassener Lustigkeit anbrachte.

Auch die Gräfin und Herr Opacki waren außer sich vor Freude; denn nun glaubten sie, das so sehnsüchtig gesuchte Kind gewiß zu finden, weil sie dafür hielten, daß Puck nicht aus dessen Nähe fortgegangen sei, und fragten den Kellner, der ihnen beinahe gleichzeitig, als der Hund zu ihnen gekommen war, eine Erfrischung brachte, die Herr Opacki bestellt hatte, wem das niedliche Thier gehöre.

„Einem Knechte hier im Hause," lautete die Antwort.

Sie ließen diesen heraufkommen und fragten ihn, wie er zu dem kleinen Hunde gekommen sei.

Der Mann betrachtete sie mit mißtrauischen und finstern Blicken, indem er antwortete: „Ich habe

ihn auf der Landstraße, die nach meinem Geburtsorte, einem Dorfe, und mitten durch einen Wald führt, von einem mir unbekannten Mädchen gekauft, und seitdem so lieb gewonnen, daß ich ihn jetzt um keinen Preis wieder abstehen würde."

„Auch nicht, wenn ich Dir eine bedeutende Summe dafür geben möchte?" fragte die Gräfin, und konnte nicht ganz ihre Aengstlichkeit verbergen.

„Nein," antwortete der Hausknecht, „auch dann nicht; „denn ich vermag mich nicht von dem Hunde zu trennen."

Die Gräfin, wie auch Herr Opacki, versuchten nun ihn dazu zu überreden, und als es ihnen nicht gelang, weil der Mensch wirklich das kleine Wesen ungemein lieb hatte, und seine Frau es gewiß nicht zugegeben haben würde, daß er es verkauft hätte, da auch sie den Hund beinahe in gleichem Grade liebte, wie ihn, so beschlossen die Gräfin und ihr Begleiter, dem Statthalter von Stockholm — es war dieses ein Graf Torstenson — die Entscheidung ihrer Streitfrage zu überlassen, und fuhren schon, nachdem sie sich eben von der Reise umgekleidet hatten, zu diesem; jedoch mußte gleichfalls der Hausknecht, mit dem kleinen Hunde auf dem Arme, in demselben Wagen mit ihnen kommen, weil sie ihn nicht aus den Augen lassen wollten.

Schon beim Aussteigen erregte es Aufsehen, als

der Hausknecht ihnen aus dem Wagen folgte, und noch mehr im Vorzimmer des Statthalters, unter seiner Dienerschaft, durch welche sie sich melden ließen, worauf sie von ihm mit Höflichkeit empfangen wurden.

Er ließ sich zwar von der Gräfin Romanow den ganzen Hergang der Sache genau vortragen, aber er schenkte auch dem Hausknechte Gehör, der mit ungebildeter Heftigkeit erklärte, daß er den Hund nicht lassen werde, und wenn er sich gleich dazu gezwungen sähe, der Königin seine Beschwerde vorzutragen.

„Aber der Hund gehört mir; ich will es beweisen,“ versicherte die Gräfin, und rief das niedliche Thier bei seinem Namen, worauf sich Puck von dem Hausknechte los machte, diesen biß, als er gewaltsam ihn zurückhalten wollte, der Gräfin dann liebkosete, alle Kunststücke auf ihr Geheiß machte, die ihr Gemahl ihn früher gelehrt hatte, und dadurch zeigte, daß er sie wirklich kannte.

Der Statthalter ließ nun den Hausknecht im Vorzimmer bewachen, und führte die Gräfin, nebst ihrem Begleiter, in ein anderes Gemach. Hier aber sagte er Beiden freimüthig, daß der Hausknecht die nächsten Ansprüche auf den Hund habe, und ihn behalten werde, wenn er sich ferner weigere, ihn gutwillig gegen eine Entschädigung herauszugeben.

Die Gräfin brach nun in Thränen aus, und als sie bemerkte, daß der Statthalter sie mit Verwunde-

rung betrachtete, machte sie ihn mit ihrem traurigen Schicksale bekannt; dabei aber nannte sie erst ihren Namen und den ihres Vaters.

Besonders diesen kannte der Statthalter als einen außerordentlich klugen und tapfern Feldherrn; denn der Graf hatte ja das Heer im Kriege gegen Polen angeführt. Er zeigte also der Gräfin sich so theilnehmend, wie ein wahrhafter Freund, und sagte dann mit tröstendem Tone: „Ich glaube durchaus nicht, daß ein Soldat von den Unserigen Euer Kind getödtet hat, weil ich keinen Grund dazu einsehe. Aber für jeden Fall will ich alles nur Mögliche versuchen, um Euch Beruhigung zu verschaffen, und wenigstens den Hund Euch zu erhalten."

Darauf begab sich der Graf zu dem Hausknechte, und verwandte sich so dringend bei diesem für das Verlangen der Gräfin, wußte seine Beharrlichkeit, es zurückzuweisen, so mit guten Worten zu erschüttern, daß der Mensch endlich ausrief: „Nun, so soll sie ihn wenigstens nicht haben, und bezahlen lasse ich ihn mir auch nicht, sondern ich mache das liebe Thier Euch zum Geschenke, Graf Torstenson, wenn Ihr mir dagegen versprechen wollt, daß Ihr bei meinem nächsten Kinde persönlich zu Gevatter steht."

Der Graf gab sein Ehrenwort darauf, und erhielt dagegen den Hund, welchen er nun der Gräfin Romanow brachte, und darauf bestand, daß sie in

seinem Palaste wohnen müsse, damit er im Stande sei, sich recht nachdrücklich für ihre Angelegenheit zu verwenden, zu welchem Zwecke er Beide sogleich zu seiner Gemahlin führte, und diese mit dem traurigen Schicksale der in tiefe Trauer gekleideten blassen, aber sehr schönen Frau bekannt machte.

Die Gräfin Torstenson zeigte sich nun eben so theilnehmend gegen die Fremden, als ihr Gemahl, und vereinigte ihre Bitten und Vorstellungen mit den seinigen, nach welchen sie noch desselben Tages eine Wohnung in ihrem Palaste annehmen sollten, und diesen ehrenvollen Antrag auch nicht weiter abzulehnen vermochten.

Der Statthalter gab sich nun in der nächsten Zeit alle nur denkbare Mühe, um der Gräfin Romanow eine Auskunft über ihr Kind zu verschaffen; allein es gewann ganz das Aussehen, als ob es ihm damit nicht gelingen würde; denn das Regiment, welches damals in Polen, in der Nähe von Wielkalonka, die Schlacht mitgekämpft und darauf das Schloß in Brand gesteckt hatte, war, nach seiner Rückkehr nach Schweden, weil so Viele davon geblieben, aufgelös't, und die noch übrigen Soldaten, unter andere Regimenter gesteckt worden; diese waren daher jetzt kaum alle mehr auszumitteln. Doch der Statthalter beruhigte sich dabei nicht; vielmehr ließ er öffentlich bekannt machen, daß alle Diejenigen,

welche bei dem in Rede stehenden Regimente gedient hatten, sich persönlich bei ihm melden sollten, um eine Belohnung für ihre Tapferkeit aus seinen Händen in Empfang zu nehmen.

Es kamen nun viele Soldaten zu diesem Zwecke an einem dazu bestimmten Tage in seinen Palast und in einen Saal, in welchem die Gräfin Romanow sich gleichfalls befand, und den kleinen Puck auf ihren Armen hielt. Einige davon dienten noch, Andere hatten den Abschied genommen, und lebten in verschiedenen Gegenden des Landes; diesen wurde noch besonders eine Entschädigung für ihre Reisekosten zu Theil.

Jeder von den Soldaten mußte nun einzeln vor den Statthalter treten, der neben der Gräfin Romanow stand; allein, obgleich diese betheuert hatte, daß sie den Räuber ihres Kindes auf den ersten Blick wieder erkennen würde, und nun Jeden, der ihnen nahete, aufmerksam betrachtete, so mußte sie doch gestehen, daß alle diese Leute ihr fremd waren; auch blieb der keine Puck in Aller Gegenwart ganz ruhig.

Der Statthalter zog nun bei den Soldaten selbst Erkundigungen über die Vorfälle jener Zeit ein, und Keiner von ihnen wußte etwas von einem Kinde, Keiner, daß einer von ihren Kameraden ein solches später bei sich gehabt, oder auch nur von einem

solchen gesprochen hatte. Es ermittelte sich sogar, daß an jenem Morgen, wo der Soldat der Gräfin ihr Kind geraubt, ihr Regiment sich bereits wieder auf dem Rückzuge nach der Grenze zu befand.

Nach diesem ersten mißlungenen Versuche etwas von dem Kinde der Gräfin zu erfahren, ließ der Statthalter öffentlich Derjenigen eine reiche Belohnung zusichern, die dem Hausknechte im goldenen Sterne zu Stockholm auf der Landstraße — er bezeichnete dabei den Platz nach des Hausknechts Aussage genau — einen kleinen Hund verkauft habe, und sich persönlich stellen würde, um diese Belohnung selbst in Empfang zu nehmen.

Dieser zweite Aufruf klang so seltsam, daß er Jedermann in Verwunderung setzte. Vornehme und Geringe sprachen alle davon, was es doch mit dieser Sache für eine Bewandtniß haben müsse, da man annahm, es sei von keinem gewöhnlichen Hunde die Rede. Allein trotz dem verging eine Woche nach der andern, ohne daß sich die Aufgerufene meldete, um die ihr zugesagte Belohnung in Empfang zu nehmen. Die Gräfin Romanow verfiel also in eine so trübe Gemüthsstimmung, daß ihre Gesundheit bedeutend darunter litt.

Jetzt lernte sie den Edelmuth der Gräfin Torstenson recht deutlich kennen; denn diese pflegte sie mit schwesterlicher Zärtlichkeit, und verließ sie beinahe

niemals. Aber auch der Statthalter zeigte sich ungemein theilnehmend an ihrem Schicksale, jedoch es zu ändern vermochte er nicht.

Ohne daß sie es noch erwartet hatten, ließ sich aber eines Tages ein junges Mädchen bei dem Statthalter melden, mit dem Zusatze, daß sie es sei, die einem Manne auf der Landstraße einen kleinen Hund — nicht verkauft — sondern geschenkt habe.

Die Gräfin Romanow befand sich zufällig zugegen, als dem Statthalter diese Anmeldung mitgetheilt wurde, und er beschwor die ohnehin noch Kranke, daß sie ihn erst allein mit dem Mädchen wolle sprechen lassen. Allein ihr Unglück hatte sie mißtrauisch gemacht; sie bestürmte also nun den Statthalter so lange mit Bitten, bis er das Mädchen kommen ließ, während die Gräfin und seine Gemahlin neben ihm Platz nahmen.

Der Statthalter fragte das Mädchen gleich mit ernstem Tone: „Wie bist Du zu dem kleinen Hunde gekommen, den Du dem Hausknechte, der in dem Gasthause zum goldenen Sterne dient, geschenkt hast, und wie sieht er aus?"

Das Mädchen antwortete ganz unbefangen: „Er ist so klein, wie man kaum eine Ratte von der Größe finden wird."

Wie zufällig hob nun die Gräfin das Tuch auf, unter welchem sie das kleine Thier verborgen auf

ihrem Schooße hielt, und als das Mädchen den Hund erblickte, lief sie auf ihn zu, indem sie ausrief: „Ach, da ist er ja, mein liebes Mimelinchen!“ Der Hund aber sprang auf sie zu, und begrüßte sie als eine gute Bekannte, worauf der Graf sagte: „Erzähle uns nun genau, was Dir von dem Hunde bekannt ist, und verschweige uns auch nicht den allermindesten Umstand.“

„Mein Vater ist schon gestorben, als wir drei Geschwister noch klein waren,“ begann das Mädchen ihre Erzählung; „wir haben ihn also nicht gekannt, und meiner Mutter fiel es schwer, uns zu ernähren; denn er ließ sie in großer Armuth zurück. Sie wurde also bei einem Regimente Marketenderin, und nun ging es uns besser. Als jedoch die Schweden sich wollten einschiffen lassen, um die Polen zu bekriegen, und sie mit wollte, weinten wir sehr, und wollten sie nicht so weit von uns fortlassen. Aber sie versprach uns viel Geld mitzubringen, und überredete eine Bekannte, daß sie zu uns ziehen und uns unter ihren Schutz nehmen möchte, was diese auch that.“

„Meine Mutter besaß ein sehr heiteres Gemüth, trotz dem, daß sie beständig mit Nahrungssorgen zu kämpfen hatte. Sie plauderte den ganzen Tag gern mit uns, lachte und scherzte mit unsern Nachbaren; aber als sie nach dem Feldzuge gegen Polen zurückkam, war sie eine ganz Andere geworden. Wir

sahen sie von da an nur traurig und verstimmt. Dagegen hatte sie Wort gehalten, viele Sachen mitgebracht — lauter gemachte Beute, und einen großen Beutel, mit Gold gefüllt. Auch diesen kleinen Hund führte sie bei sich, und der wurde uns bald das Liebste von Allem, was wir von ihr bekamen. Wir Geschwister theilten daher jeden Bissen mit ihm, den wir genießen wollten, und konnten nicht begreifen, um welcher Ursache willen unsere Mutter das niedliche Thierchen nicht leiden mochte, das doch sonst von Jedermann — seiner Klugheit und Schönheit wegen — geliebt wurde. Wir wiederholten also öfter unsere Fragen darum, und ärgerlich darüber, gab sie uns endlich zur Antwort: „Ich mag den Hund darum nicht leiden, weil er mich beständig an das herzzerreißende Geschrei eines kleinen Knaben erinnert, der es darum ausstieß, weil man ihn seiner Mutter entrissen hatte.“ Wir wollten darauf wissen, wo sie den kleinen Knaben gelassen habe; aber sie wies uns, noch böser geworden, zurück, und als ich eines Tages wieder davon anfing, sagte sie ärgerlich: „Er ist gestorben.“ Doch von dieser Stunde an ward sie noch bei weitem unfreundlicher gegen das Thier, wie vordem, und als ich eines Tages darüber weinte, befahl sie mir, ihn in einen nicht weit von unserem Dorfe entfernten Wald zu tragen, und hier an einem Baume ihn aufzuhängen. Jetzt fingen wir Geschwister an,

sie mit Bitten zu bestürmen, daß sie von diesem Verlangen abstehen möchte, und schrieen förmlich vor Betrübniß, als sie es nicht wollte; aber eben das bewog sie, mich mitsammt dem Hunde aus dem Hause zu stoßen, und mir anzudrohen, daß sie mich für meinen Ungehorsam schlagen würde, sobald ich mich unterstände, ihr den Hund zurückzubringen. Mir blieb also weiter keine Wahl übrig; aber ich beschloß, den Hund wenigstens nicht zu tödten. Vielmehr setzte ich mich damit an die Landstraße, mit dem Vorsatze, ihn dem ersten Vorübergehenden zu schenken. Es war dieses ein Mann von geringem Stande, der mir versprach, das liebe Thier gut zu halten, und mich dadurch einigermaßen beruhigte."

„Als ich ohne den Hund wieder zu Hause kam, fragte mich meine Mutter mit freudigem Aussehen: „Nun, wie ist es? Hast Du meinen Befehl befolgt?" Ich mußte unwillkürlich weinen, und sie nahm das als eine bejahende Antwort auf ihre Frage, weshalb sie fortfuhr: „Gottlob, nun werde ich doch wieder Ruhe bekommen; denn der Hnnd schien ein böser Kobold zu sein, bei dessen Anblick ich wahrhafte Martern empfand.""

Von diesem Augenblicke an sprach sie nicht mehr von dem lieben Hunde, bis vor ungefähr vier Wochen, als sie plötzlich zusammensank, weil sie der Schlag gerührt hatte. Da aber rief sie noch wenige

Augenblicke vor ihrem Verscheiden aus: „Der Hund — das Kind! Ach das Kind!“ und schloß darauf die Augen.

Die unglückliche Gräfin Romanow hielt sich nun fest überzeugt, daß diese Frau entweder das Kind selbst ermordet hatte, oder doch bei dieser gräßlichen That zugegen war. Sie zeigte sich also erst ganz untröstlich, weinte furchtbar, und sank darauf in einem Zustande der Betäubung auf ein Ruhebett.

Das Mädchen wollte nun gern den Hund wieder mit sich nehmen, und versprach ihn außerordentlich gut zu pflegen; allein der Statthalter sagte ihr, daß der Hund der in Trauer gekleideten Dame gehöre, und händigte dem Mädchen die ihr zugesagte Belohnung ein, worauf sich die dadurch Entschädigte mit dem Gelde entfernte.

Die Geschichte der Gräfin Romanow ward so lange in Stockholm besprochen, bis sie auch der Königin zu Gehör kam, die sich von diesem Augenblicke an für die unglückliche Fremde interessirte, und eine ihrer Damen mit dem Auftrage an sie abschickte, sie dazu zu vermögen, daß sie sich bei Hofe vorstellen lasse. Allein die Gräfin Löwenbrugk brachte die Antwort, daß die Gräfin Romanow zwar die ihr zugedachte Ehre zu schätzen wisse, und dafür sich zum

höchsten Danke verpflichtet fühle, jedoch nicht im Stande sei, der an sie ergangenen Einladung zu folgen, indem sie sich zu krank und auch geistig zu leidend fühle, als daß sie im Stande wäre, ihr Gemach zu verlassen.

Die Königin erkundigte sich darauf noch genauer nach Allem, was die Gräfin Romanow anbetraf, und erfuhr umständlich, wie die ganze Sache sich verhielt. Auf ihre Frage aber, wie lange die unglückliche Frau noch in Stockholm verweilen werde, erhielt sie zur Antwort, daß ihr Arzt, welcher sie begleite, nicht eher ihre Abreise zugebe, bis die Witterung besser geworden, also ungefähr erst im Monat Mai.

Und bis dahin blieb die Gräfin Romanow wirklich noch in Stockholm; dann aber ließ sie die Anstalten zu ihrer Abreise nach Polen treffen, und es waren bis dahin nur noch wenige Tage, als Graf Torstenson plötzlich erkrankte, und zwar bedeutend. Die Gräfin Romanow fand also jetzt Gelegenheit, sich ihm und seiner Gemahlin dankbar zu bezeigen für alles Gute, das sie von Beiden empfangen hatte. Sie wich nämlich nicht von seinem Krankenbette, und pflegte ihn mit unermüdeter Sorgfalt, weil seine Gattin beinahe zu gleicher Zeit erkrankte. Aber die größte Aufopferung von ihrer Seite, und eben so wenig die Kunst der Aerzte, konnte ihm das Leben er-

halten; vielmehr starb der sonst so kräftige Mann, noch nicht 48 Jahre alt, und selbst des Trostes bedürftig, sprach nun die Gräfin Romanow diesen liebevoll der Gemahlin des Statthalters zu, deren Freundin sie im strengsten Sinne des Wortes wurde, welche sie mit Bitten bestürmte, sie in ihrem Unglücke nicht zu verlassen, sondern ein Jahr noch bei ihr zu verweilen.

Es fiel der Gräfin Romanow sehr schwer, so lange von den Ihrigen getrennt zu bleiben; aber sie glaubte die Pflicht der Dankbarkeit gegen eine Frau erfüllen zu müssen, die, wie sie, kinderlos war, sie überaus gütig bei sich aufgenommen und in allen Stücken wie eine Schwester für sie gesorgt, auch während ihrer Krankheit sie so liebevoll gepflegt hatte. Herr Opacki, der sich schon längst wieder nach seiner Heimath gesehnt, jedoch darüber sich nicht geäußert hatte, weil er der Gräfin Romanow Gefühl zu verletzen fürchtete, mußte sich also dazu entschließen, ohne sie dahin abzureisen, und Beide schrieben das ihren Eltern vorher; auch gaben sie die Veranlassung dazu an.

Beim Abschiede von diesem treuen Freunde vergoß Olga viele Thränen, und auch später noch, wenn sie sich allein befand; denn sie erkannte mit dankbarem Herzen die Opfer, welche er ihr und den Ihrigen schon gebracht, weil es in seinem Alter nichts

Geringes war, Seereisen zu unternehmen; abgesehen noch von Allem, was er sonst für sie gethan hatte.

Es dauerte lange, bis die Gräfin Torstenson vollkommen genesen war, und bevor sie eine Reise anzutreten vermochte, bis zur wärmeren Jahreszeit. Die letzten Monate aber, welche die Gräfin Romanow noch bei ihr verweilen wollte, mithin einige des Sommers, beabsichtigten Beide, auf den Gütern der Erstern zuzubringen, die tief im Lande sich befanden.

Dort wollte die Gräfin Torstenson in der Folge beständig sich aufhalten, und deshalb war es ihr Vorhaben, auch die Leiche ihres Gemahls dahin bringen zu lassen, damit sie in der Familiengruft seiner Ahnen beigesetzt werde.

Es war der Gräfin Romanow bei weitem lieber, daß sie dort auf den Gütern ihrer Freundin die letzte Zeit ihres Aufenthaltes in Schweden verleben, als in Stockholm bleiben sollte, und sie trieb diese also an, mit ihr dahin sich zu begeben, sobald sie sich nur kräftig genug dazu fühlte. Allein bevor sie abreisten, konnten sie es nicht vermeiden, sich der Königin persönlich in einer Privataudienz zu empfehlen, bei welcher Gelegenheit sie außerordentlich gütig von ihr empfangen wurden. Die Gräfin Romanow aber hatte noch die Freude, Christinens Zusicherung zu erhalten, daß sie jederzeit sich willig zeigen werde,

ihr zu dienen, sobald nur irgend eine Gelegenheit sich dazu darbiete.

Das Schloß auf ihren Gütern, welches die Gräfin Torstenson in der Folge bewohnen wollte, hatte zwar eine alterthümliche Bauart und war ebenso eingerichtet, aber es befand sich in einer schönen Gegend und auf einer Erhöhung, von wo man diese weithin übersehen konnte. Zu seinen Füßen befand sich eine Mühle und weiterhin im Thale ein Dorf, das zu ihrer Besitzung gehörte.

Auf die Nachricht, daß die Gräfin Torstenson dort eintreffen und die Leiche ihres Gemahls zur feierlichen Beisetzung in die Familiengruft seiner Ahnen mit sich bringen werde, versammelten sich an dem Tage, den sie dazu bestimmte, eine Menge Soldaten, die unter dem General Torstenson gedient hatten und schon verabschiedet waren. Sie beabsichtigten, seinen Sarg zu seiner letzten Ruhestätte zu tragen, und die Uebrigen, welche das nicht mehr konnten, wollten ihm wenigstens dahin folgen. Es war daher unten im Thale, wo sie sich einquartiert hatten, so lebendig an dem Tage, wo die Erwarteten eintreffen sollten, als ob es gälte, hier eine Schlacht zu liefern, oder als ob man sich da versammelt habe, um eine Wallfahrt anzutreten; denn die meisten Soldaten hatten ihre Frauen und Kinder mit sich, welchen eine Menge anderer Leute sich gleichfalls wieder anschlossen.

Wenige Stunden früher, als man die Leiche brachte, langten die beiden Freundinnen auf der Besitzung des Grafen Torstenson an, und vernahmen mit einer besonderen Rührung, was die große Regsamkeit im Thale zu bedeuten hatte; aber noch ungleich mehr bewegt wurden sie von den Beweisen der innigsten Liebe und Verehrung, womit diese verabschiedeten Soldaten ihren Feldherrn an den Ort trugen, wo er seine letzte Ruhe finden sollte, und später dem Gottesdienste in der Schloßkapelle beiwohnten, in welcher der Geistliche aus dem Dorfe unten erst eine Rede vor dem Altare über den Zweck ihres Beisammenseins hielt, und darauf eine feierliche Todtenmesse.

Gleich nach ihrer Ankunft, als die Gräfin Torstenson vernommen hatte, was die Absicht der vielen Leute war, die unten im Dorfe sich aufhielten, hatte sie den Pfarrer, der eben zu ihr gekommen war, um sie durch seinen Trost zu unterstützen, eine bedeutende Summe Geld eingehändigt, mit der Bitte, es nach dem Begräbnisse unter die Soldaten zu vertheilen, und ihnen in ihrem Namen für die Ehre zu danken, welche sie ihrem Gatten noch erwiesen hätten. Sie konnte sich also, nachdem die Leichenfeier vorüber war, mit ihrer Freundin in ihre Gemächer zurückziehen, um hier ungestört zu weinen. Kaum aber hatten sie diese betreten, als sie ein lautes und ver-

worrenes Geschrei von vielen Menschen vernahmen, erst aus der Ferne, dann dem Schlosse näher kommend, etwa so wie wenn viele von unten aus dem Thale herauf kämen, wohin vor Kurzem die Begleitung des Leichenzuges zurückgekehrt war. Sie eilten daher schnell an ein Fenster und sahen eine Menge Soldaten, aber noch mehr Landleute, die sämmtlich sich dem Schlosse näherten und — wie sie nun unterscheiden konnten — ganz außer sich schrieen: „Schlagt ihn todt! Schlagt ihn todt! Er ist toll, schlagt ihn todt!"

Die Landleute waren mit Stöcken bewaffnet, und Einige von ihnen schlugen nach einem bestimmten Gegenstande; Andere warfen Steine nach ihm; Alle aber schrieen dasselbe unter einander, und immer unterschied sich der Ausruf: „Schlagt ihn todt, er ist toll!"

Die beiden Damen konnten den Hund, welchen man für toll erklärte, lange nicht unterscheiden, weil zu viele Personen ihn umgaben; aber plötzlich entdeckte ihn die Gräfin Romanow, und rief gleichzeitig erschrocken aus: „Ach es ist mein kleiner treuer Puck, den sie für toll halten! Mein lieber treuer Hund ist es, den sie verfolgen!" Bei diesen Worten riß sie das Fenster auf und schrie den Leuten zu; aber unter dem Lärmen, den das Volk verursachte, verstand sie Niemand. Dagegen sagte ihre Freundin, welche

am andern Fenster ihrem Beispiele folgte: „Puck hat einen Vorsprung gewonnen — seht nur — er fliegt förmlich auf das Schloß zu — die Steine treffen ihn nicht — er wird sich retten. Aber der Knabe —“

„Ach, der Leichtfüßige wird ihn einholen und tödten!“ jammerte die Gräfin Romanow.

„Nicht doch!“ tröstete sie ihre Freundin. „Es ist ja noch beinahe ein Kind! Oder vielmehr, es ist gewiß ein Kind — kaum vier, oder höchstens fünf Jahr alt; was also kann dieses ihm besonders für Leid zufügen! Aber wir wollen die Zimmerthüre öffnen, und von unserem Frühstücke hier den Rest der Milch ihm vorsetzen, um zu erproben, ob dem Thiere wirklich etwas fehlt.“

Das thaten sie, und versteckten sich darauf hinter der Thüre, als auch schon in demselben Augenblicke Puck sich in das Zimmer flüchtete, begierig erst die Milch einschlürfte, und dann auch Wasser, welches sie ihm vorsetzten, weshalb sie sich ihm eben nähern wollten, als auch schon der Knabe, der ihn verfolgt hatte, in das Zimmer drang und den Hund mit einem Stocke schlagen wollte, was jedoch nicht geschehen konnte, weil ihn die Gräfin Romanow davon zurückhielt, und dabei mit bösem Tone ihm zurief: „Unterstehe Dich nicht, meinen Hund anzurühren!“

Der Knabe sah sie betreten an, und schien vor

den beiden ganz schwarz gekleideten Damen erst zu erschrecken; er gewann jedoch bald seinen Muth wieder, und sagte mit diesem zur Gräfin Romanow: „Der Hund muß doch todtgeschlagen werden, denn er ist toll.“

„Das ist er nicht!“ versicherte die Gräfin; „sieh nur, er fürchtet sich nicht vor Flüssigkeiten. Er hat eine ganze Schaale voll Wasser ausgetrunken, das thut kein toller Hund.“ —

„Er hat aber meinen Vater gebissen,“ unterbrach sie der Knabe sehr lebhaft, „die Mutter weint darüber — und — und darum muß der Hund todt geschlagen werden!“

„Beide werden sich beruhigen, wenn sie erfahren, daß der Hund nicht toll ist,“ versicherte die Gräfin Romanow, und kehrte sich darauf zu ihrer Freundin, zu welcher sie fortfuhr: „Ich begreife das nicht, da Puck sonst keinem Menschen etwas zu Leide thut, und ebensowenig toll geworden ist, wie der Augenschein uns belehrt.“

In demselben Augenblicke schoß der Hund auf den Knaben zu, und die Damen erschraken darüber so sehr, daß sie Beide laut aufschrieen, indem sie glaubten, Puck wolle ihn beißen. Aber es waren nur Aeußerungen von Freude, die sie sahen, indem sie ganz starr vor Erstaunen wahrnahmen, daß der Knabe sich an die Erde kniete, damit Puck ihn bequemer

liebkosen konnte, der ihm auch wirklich nun die Hände und das Gesicht leckte, wobei der Kleine ausrief: „Du bist es, Puck? Du bist es wirklich? Ach Puck, wie freue ich mich, daß sie mich abgehalten haben, als ich Dich todt schlagen wollte, weil ich Dich für toll hielt und Dich nicht kannte.“

Die Gräfin Romanow eilte eben auf den Knaben zu, um ihn näher zu betrachten, als man den Vater desselben anmeldete. Sie mußte sich also zu fassen suchen, obgleich ein Sturm ihres Innern ihr Gefühl so arg bewegte, daß sie kaum sprechen konnte, und nur endlich ihrer Freundin zuflüsterte: „O, mein Gott, wie sieht er seinem Vater so ähnlich!“

„Ihr glaubt also wirklich?“ fragte ihre Freundin, ganz außer sich vor Freude; „Ihr meint —“

„Begebt Euch in das Zimmer hier nebenan“ — sagte die Gräfin Romanow, „nehmt den Knaben — ach Gott, nehmt meinen Sohn — die Freude verwirrt beinahe mir die Sinne — nehmt ihn mit, und laßt die Thüre halb offen. Befehlt aber auch, daß Einige von Eurer Dienerschaft sich bei Euch aufhalten und sagt ihnen, daß sie schnell den Mann festhalten sollen, sobald ich ihnen zurufe. Bis das Alles eingeleitet ist, werde ich ihn nicht kommen lassen.“

Während die Gräfin Torstenson im Nebenzimmer das Nöthige anordnete und den Knaben, wie auch den kleinen Puck, mit dahin nahm, zog die nun über-

glückliche Mutter den schwarzen Schleier, den sie beständig trug, und der bis zu ihren Füßen niederwallte, über das Gesicht, damit sie nicht gleich erkannt würde, und ließ darauf den Mann, welcher von ihrem Hunde gebissen sein sollte, eintreten.

Er hatte sie auch nur bei der Leichenfeier verschleiert gesehen, weil die Sitte es den leidtragenden Frauen so gebot, und meinte nun, er habe die Gräfin Torstenson vor sich, indessen deren Freundin sprachlos die Züge anstarrte, welche ihr Gedächtniß treu bewahrt hatte. Der Mann aber brachte während dem ihr die Klage vor, daß ihr Hund ihn gebissen habe, und fragte darauf nach seinem Sohne.

Ohne ihm zu antworten, trat die Gräfin nun ihm einige Schritte näher, zog den Schleier vom Gesichte, und sagte mit einem ihn sichtbar erschütternden Tone: „Räuber meines Kindes, erkennst Du mich wieder? Gestehe augenblicklich, wo es ist; denn mir stehen die Mittel zu Gebot, Dich dazu zu zwingen, sobald Du nicht freiwillig es bekennst.“

Der Soldat — jetzt in der Kleidung eines Landmannes, was er nun war, seitdem er sich ein kleines Grundstück auf dem Lande gekauft hatte — stand wie vom Blitze gerührt; aber er sagte kein Wort. Da ließ plötzlich die Gräfin Torstenson den kleinen Puck aus dem Nebenzimmer, und dieser fiel den Soldaten wirklich wie wüthend an; ließ auch nicht eher

von ihm ab, bis die Gräfin ihn wiederholt an sich lockte; worauf er sich zu ihren Füßen niederkauerte und nur auf ein Signal zu neuem Angriffe zu warten schien. Die Gräfin aber fuhr fort: „Wo hast Du meinen Sohn gelassen? Bekenne es augenblicklich, oder ich lasse den Deinigen tödten.“

„Da würdet Ihr Euch selbst den schlechtesten Dienst leisten,“ erwiederte der Soldat; „denn Derjenige, welchen Ihr für meinen Sohn haltet, ist der Eurige.“

Die Gräfin hatte es vermuthet, beinahe geglaubt; aber die Gewißheit dieser Vermuthung wirkte betäubend auf sie, so erschütternd, daß sie beinahe ohnmächtig wurde, und laut aufschrie. Da nun ihre Freundin diesen Ausruf vernahm, so stürzte diese in das Zimmer, und der Knabe folgte ihr nach. Als jedoch die Gräfin Romanow diesen kommen sah, eilte sie ihm entgegen, sank neben ihm nieder auf die Kniee, riß ihn an sich, küßte ihn, weinte, lachte und rief in Einem fort: „Mein Kind, mein geliebtes Kind! Erinnerst Du Dich denn nicht mehr Deiner Mutter? Nicht mehr des schönen Schlosses, in dem Du ehemals gewohnt hast? Nicht mehr des alten Morweski, der Dich so oft auf den Armen trug, mit Dir gespielt und Dich auf das Pferd Deines Vaters, der so bleich und krank aussah, gesetzt hat? Weißt Du nicht mehr, es war ein Schimmel? Gedenkst Du nicht

mehr der schönen Bilderbücher, welche Dein Vater Dir zu betrachten gab, wenn Du nicht laut wurdest, sondern ruhig neben seinem Bette spieltest? Nicht mehr des Zuckerwerkes, welches er Dir aus Krakau kommen ließ, und Dich damit beschenkte, wenn Du artig warst?"

Anfänglich staunte der Knabe die Gräfin nur an; aber als sie des Pferdes erwähnte, auf welches damals der alte Morweski den beinahe dreijährigen Knaben öfter gesetzt hatte, belebten sich seine Züge, und als sie weiter sprach, überstrahlte Freude sein liebliches Angesicht. Die Bilder der Vergangenheit tauchten wieder in seiner Erinnerung auf, und er meinte den Wohlgeschmack des Zuckerwerkes zu empfinden, welches er damals so äußerst gerne genossen hatte. Er ward ganz glückselig, und sein Aussehen verkündigte, was in ihm vorging, indem er sagte: „Ja — ja — ich besinne mich — ja, Ihr seid die schöne Mutter, die andere ist alt — und der bleiche kranke Mann — mein Vater — wo ist er?"

„Bei Gott, mein Kind!" antwortete die Gräfin mit tiefem Schmerze, „Du hast keinen Vater mehr." —

„Doch, doch," unterbrach sie der Knabe, „und auch noch eine Mutter, eine sehr gute Mutter. Das hier ist mein Vater!" Bei diesen Worten wollte er zu dem Soldaten eilen, seine Mutter hielt ihn aber davon zurück; „Nein, mein Kind, das ist nicht Dein

Vater! Er hat Dich mir geraubt, und ich habe darum unzählbar viele Thränen vergießen müssen."

„Ich verstehe Euch nicht," sagte ihr Sohn treuherzig; „aber Ihr könnt mir glauben, daß der Mann hier mein Vater ist, denn er giebt mir Alles, was ich gebrauche; er hat mich lieb und schlägt mich niemals! Auch meine Mutter ist lieb und gut gegen mich, und obgleich sie in der letzten Zeit sehr oft kränklich war, so hat sie mich doch nicht allein mit dem Vater wollen hierher ziehen lassen zum Begräbnisse des Feldmarschalls Torstenson, sondern hat uns begleitet."

„Nun, um des Zeugnisses willen, welches mein Sohn für Euch ablegt," sagte die Gräfin Romanow, „will ich Dir verzeihen, was Du frevelhaft begangen; jedoch nur in dem Falle, wenn Du der Wahrheit getreu mir gestehst, wer Dich zu der grauenhaften That, mir mein Kind zu rauben, verleitet hat."

„Was ich weiß, werde ich gewiß aufrichtig Euch bekennen," antwortete der Soldat, worauf er im erzählenden Tone fortfuhr: „wir hatten die Polen eben geschlagen, und die Unserigen verfolgten sie; ich aber meinte, daß sie meines Beistandes dabei entbehren könnten, und blieb hinter ihnen zurück, weil ich noch auf meinem Wege Beute zu machen hoffte, was mir jedoch nicht gelang. Nun gestehe ich Euch aber offenherzig, daß ich gerne mit einem Male ein reicher

Mann geworden wäre, und es stimmte mich verdrießlich, daß es den Anschein hatte, als ob nichts daraus werden sollte. In übler Laune kam ich also an ein Schloß, das man nur eben in Brand gesteckt zu haben schien; denn an mancher Stelle schlugen die Flammen noch hoch auf; dagegen der eine Flügel davon ziemlich verschont worden war. A ha, dachte ich, hier findest Du gewiß noch manchen werthvollen Gegenstand, und begab mich in die gut erhaltenen Gemächer; allein auch jetzt sah ich mich in meinen Erwartungen betrogen; denn meine Kameraden hatten dafür gesorgt, daß ich mit leeren Händen abziehen mußte, und nun beschloß ich, mich nicht länger mehr in dieser Gegend aufzuhalten, wo mir ohnehin als Nachzügler Gefahr drohte, sondern mich zu beeilen, damit ich ihnen nachkomme. Diesen Vorsatz wollte ich schnell ausführen, als ich mich durch einen Landmann daran verhindert sah, der mir plötzlich in den Weg trat und mich fragte, ob ich im Schlosse noch viele Beute gemacht, was ich, dabei fluchend, verneinte, worauf er sagte: „Nun, wollt Ihr etwa zur Schadloshaltung 1000 Goldgulden verdienen?“ Ei, erwiederte ich ihm freudig, und sah in Gedanken schon das viele Geld vor mir liegen, das wäre nicht so übel; doch — Ihr scherzt wohl nur; denn wie in aller Welt sollte denn das angehen? „Hört mir zu,“ sagte darauf der Landmann,

„dieses Schloß gehört einer reichen Gräfin, welche die Absicht hatte, die Eurigen an ihre Landsleute zu verrathen; was ihr jedoch nicht gelang, indem ihr Plan zeitig genug entdeckt wurde. Der Feldmarschall Torstenson wollte sie also, wie sie es verdient hat, für ihre Arglist bestrafen; aber er vermochte sie nicht aufzufinden, weil sie gewiß einen Ort kannte, wohin sie sich im Augenblicke der höchsten Gefahr flüchtete, und wo sie noch jetzt sich versteckt hält, aus dem sie sich jedoch eben so gewiß wieder hervor wagen wird, sobald sie sich nur sicher glaubt. Wenn Ihr nun hier noch verweilen und sie, nebst ihrem Kinde, das etwa drei Jahr alt ist, ermorden wolltet, so solltet Ihr 1000 Goldgulden dafür zum Lohne erhalten, und Euer Feldherr würde Euch den ihm geleisteten Dienst gewiß nicht vergessen. Besonders den kleinen Knaben will er todt wissen, weil dieser Verlust die Gräfin gewiß gleichfalls tödten würde, und als ein Zeichen, daß Ihr die That vollbracht habt, müßt Ihr mir das mit seinem Blute getränkte Kleidchen bringen, welches das Kind an hat. Ich aber will so lange unten in dem Wirthshause an der Landstraße rechter Hand — seht nur — Ihr könnt von hier aus das Dach davon erblicken — Euch erwarten. Jedoch müßt Ihr Euch in Acht nehmen, damit Niemand es hört, wenn Ihr kommt und mit mir über die Sache Rücksprache nehmt.“

„Es überlief mich nun zwar ein Schauder, als ich davon hörte, daß ich einen zwiefachen Mord begehen sollte, um dadurch Geld zu verdienen; allein das Kriegswesen macht grausam, und — das Verlangen, reich zu werden, verlockte mich dazu, einzuwilligen in die böse That. Als jedoch der Landmann darüber vergnügt weggegangen war, wurde ich wieder unentschlossen, was ich thun sollte, und so blieb es, bis ich Euch plötzlich wenige Schritte von mir entfernt erblickte. Endlich legte ich zwar meine Flinte auf Euch an, aber ich vermochte nicht, Euch zu erschießen, denn Eure Schönheit rührte mich; ich entriß Euch also nur Euren Sohn, und gerieth erst in Wuth, als Ihr Euch zur Wehre setztet, und sogar an den Haaren mich festhieltet. Darum versetzte ich Euch mit dem Flintenkolben einen tüchtigen Stoß, hielt Euch, als Ihr gleich zu Boden stürztet, für todt, und eilte schnell mit dem Kinde davon. Doch — zu tödten vermochte ich es nicht, es war mir unmöglich; sein fürchterliches Geschrei erweichte mir das Herz. Indessen — wo sollte ich es lassen? Mir blieb beinahe keine andere Wahl, als es umzubringen, da sein Weinen Menschen herbei locken konnte. Indem ich nun, uneinig mit mir selbst, überlegte, was anzufangen sei, kam eine Bekannte von mir des Weges — eine Markedenterin. Der versprach ich 500 Goldgulden, wenn sie mir bei der Ausführung

eines gewissen Planes behülflich sein wollte, was sie mir zusagte. Ich zog also schnell dem Kleinen sein Kleidchen aus, tauchte es in das Blut eines getödteten Polen, der in unserer Nähe lag, befahl ihr, das Kind bei sich zu behalten und mich zu erwarten, worauf ich nach dem Wirthshause eilte und dem Landmanne, der mir die 1000 Goldgulden für den Doppelmord versprochen hatte, mittheilte, daß ich Euch und Euer Kind in die Flammen geworfen, nachdem ich Euch zuvor das Lebenslicht ausgeblasen. Er ließ sich von Euch eine genaue Beschreibung machen, und als ich Euch geschildert hatte, nahm er das Kleidchen des Kleinen, gab mir die 1000 Goldgulden und entfernte sich dann eilfertig. Ich aber suchte eben so geschwinde die Marketenterin auf, zu der ich sagte: „Wenn Du meiner Frau das Kind bringen und ihr nicht sagen willst, wie Du dazu gekommen bist, so sollst Du von mir die Dir zugesagten 500 Goldgulden richtig erhalten. Sie leistete mir einen Eid darauf, und wir kehrten in unser Vaterland zurück; sie mußte sich jedoch immer in meiner Nähe aufhalten, damit ich Euer Kind im Auge behalten konnte. Nun aber wißt Ihr Alles — doch nein — noch nicht. Der kleine Hund, den Ihr auf mich gehetzt hattet, verließ Euer Kind keinen Augenblick; er kam mit uns nach Schweden: die Frau, welcher ich Euren Sohn anvertraut hatte, wünschte das kleine Thier zu be=

halten, und nahm ihn heimlich mit sich, als sie nach ihrem Geburtsorte zurückkehrte, nachdem sie meiner Frau den Knaben gebracht, wie ich es von ihr verlangt hatte."

„Ach, mein Kind," sagte nun die überglückliche Mutter desselben, „mein armes Kind!" Bei diesen Worten drückte sie es an sich; aber der Knabe sagte mit triumphirendem Tone, indem er sich von ihr losmachte: „Nein, ich bin nicht so arm, als Ihr denkt. Ich besitze viel, viel Geld, und das hält meine Mutter gut in einem Wandschranke aufbewahrt. Es befindet sich in einem blechernen Kästchen."

„Es sind die fünfhundert Goldgulden," sagte der Soldat, welche ich von dem Landmanne erhalten habe, und welche sich damals in dem Kästchen von Blech befanden; denn nachdem ich wieder zur Besinnung gekommen, und mein Gewissen erwacht war, vermochte ich eben so wenig das Geld für mich zu benutzen, als ich erst Euch, oder Euer Kind hätte tödten können, obgleich ich es versprochen. Nein, das Geld liegt noch unangetastet da, und Euer Sohn kann Euch selbst sagen, mit welcher Liebe wir ihn behandelt und erzogen haben. Heute waren wir nun hierher gekommen, um dem Begräbnisse unseres tapfern Generals Torstenson beizuwohnen, und da fiel mich denn der kleine Hund mit solcher Wuth an, daß die Leute ihn für toll hielten."

Die Gräfin Romanow sagte dem Schweden, daß er auch seine Frau nach dem Schlosse holen möchte, und ihr Sohn stimmte lebhaft ihrem Verlangen bei; indessen er es aber ausführte, traf sie Verabredungen mit ihrer Freundin Torstenson, und Beide beschlossen dabei, was weiter in der Sache geschehen sollte.

Die Gräfin Romanow konnte nur annehmen, daß entweder der Vetter ihres verstorbenen Gemahls, Wenzl Radziejowski, oder Fatime — unter diesem Namen kannte sie nur die Verbrecherin — die gräßliche That — nach ihrem Wahne — ihr Kind zu tödten, konnten begangen haben. Aber — was für ein Grund hatte Fatime dazu verleitet? Gewiß der, daß sie — sagte sich die Gräfin — daß sie auch durch diese Handlung, die meinem Vater unsäglichen Schmerz verursachen mußte, sich an ihm rächen wollte, wie sie es später beabsichtigte, als sie meine Mutter zu tödten gedachte. Es wäre allerdings ihr zuzutrauen.

Aber dennoch behauptete eine andere Meinung ihr Recht bei der Gräfin, und sagte ihr, daß nicht Fatime, sondern Wenzl Radziejowski, um zu den Gütern ihres Gemahls zu gelangen, wenn dieser keinen Erben zurückließ, das Verbrechen, diesen zu ermorden, hatte begehen wollen.

Sie sprach auch gegen ihre Freundin die Vermuthung aus, und theilte ihr nun mit, daß sie durch ein Schreiben ihres Vaters in der letzten Zeit erfahren, daß Wenzl Radziejowski bei dem Könige darauf gedrungen habe, daß dieser ihn und seinen Bruder in den Besitz der Güter setze, welche ihnen rechtmäßig zukämen, weil der letzte Besitzer derselben keinen Erben hinterlassen, daß jedoch der König geantwortet, daß zuvor die Rückkehr der Wittwe des Verstorbenen erst erfolgt sein müsse, und daß man behaupte, es habe der Reichskanzler Radziejowski diesen Urtheilsspruch erwirkt.

„Damals, als ich diese Nachricht erhielt,“ fuhr die Gräfin Romanow fort, „hielt ich meinen Sohn für todt, und es war mir darum völlig gleichgültig, wer die großen Güter meines Gemahls erhalte. Allein ich freute mich doch darüber, daß der Reichskanzler sich selbst treu geblieben ist, und ein Freund meines Vaters; ich brauchte mithin meine Heimkehr nicht zu übereilen, und erfüllte gern Euren Wunsch, Euch hierher zu begleiten, und noch einige Monate bei Euch zu verweilen. Indessen werdet Ihr wohl einsehen, meine theure Freundin, daß ich meine Abreise nach Polen nun nicht verschieben darf, so schmerzhaft mir die Trennung von Euch fällt; denn ich habe jetzt Pflichten gegen meinen Sohn zu erfüllen, und diese ziehen mich zurück nach Polen.“

Die Gräfin Torstenson brach in Thränen aus, als sie vernahm, was ihr so nahe schon bevorstand, und weil sie sich darüber nicht beruhigen konnte, sagte endlich ihre Freundin: „Ich mache Euch einen Vorschlag. Begleitet mich in mein Vaterland, verweilt dort ein Jahr bei mir, oder nach Eurem Gefallen noch länger, und darauf bringe ich eben so viele Zeit in Schweden zu, wohin ich Euch dann zurückbegleite.“

Mit einem schnellen Entschlusse sagte das die Gräfin Torstenson zu, weil sie sich nicht von ihrer Freundin trennen konnte, und Beide trafen darauf schleunigst die Anstalten zu ihrer Abreise nach Polen.

Die Frau des Soldaten, der das Kind geraubt hatte, war untröstlich, als sie erfuhr, daß sie ihren Liebling verlieren sollte, und dieser gleichfalls. Tag und Nacht weinte er deshalb, und ließ nicht nach mit Bitten darum, bis seine Mutter sich entschloß, seine Pflegeeltern gleichfalls mit nach Polen zu nehmen, eines Theils, weil sie befürchtete, daß ihr Sohn von der unbefriedigten Sehnsucht nach ihnen erkranken möchte, und dann war die Gegenwart des Schweden in Krakau nothwendig, wenn sie die Rechte ihres Kindes wahrnehmen wollte. Sie fragte daher diese Leute, ob sie ihr nach Polen folgen wollten, wo sie für ihr Auskommen hinlänglich sorgen würde. Nun fiel ihnen die Trennung von ihrem Vaterlande

zwar schwer, aber die von ihrem Lieblinge noch bei weitem mehr; sie entschlossen sich also lieber zu der Reise, und die Gräfin Romanow brachte ihrem Sohne das Opfer, lieber seinen Räuber täglich in ihrer Nähe während derselben zu sehen, als ihren Sohn der Gefahr eines solchen gewaltsamen Losreißens von seiner Pflegemutter auszusetzen.

Schon nach wenigen Tagen begaben sich Alle nach Stockholm, und es war für die Gräfin Romanow eine Beruhigung zu erfahren, daß die Pflegemutter ihres Sohnes nicht gewußt, wie ihr Mann zu diesem gekommen war, sondern geglaubt hatte, daß er ihn in einem menschenleeren Hause gefunden habe, und das Geld gleichfalls da in einem Wandschranke.

In Stockholm angelangt, begaben sich die beiden Freundinnen zu der Königin, und setzten diese von dem Vorgefallenen in Kenntniß. Sie erweckten damit ihre größte Theilnahme, aber zugleich den Entschluß bei ihr, ihnen nützen zu wollen, nun sie es konnte. Sie schrieb nämlich eigenhändig an den König von Polen, und ersuchte diesen, auch in ihrem Namen, die Rechte der Gräfin Romanow wahrzunehmen, weil sie sich nicht darüber würde beruhigen können, wenn sie des Verbrechens wegen, das ein Schwede begangen, außer dem Kummer und dem

Schmerze, den er ihr verursacht, noch anderen Schaden habe.

Dieses Schreiben, das gewiß den Zweck erreichen half, welchen die Königin dabei beabsichtigte, gab sie der Gräfin Romanow mit, und ließ ihnen Pässe einhändigen, mit welchen sie, unter angenommenen fremden Namen, nach Polen reis'ten, auch in aller Stille in Krakau eintrafen, ohne vorher irgend Jemandem die Anzeige davon gemacht zu haben. Darauf bat die Gräfin Romanow, unter dem Namen einer Gräfin von Elinsbrog, den König um eine geheime Audienz, und zwar im Beisein seiner Gemahlin.

Sie wurde ihr bewilligt, und der König erstaunte, in ihr eine Bekannte zu finden; aber noch mehr, als er alles Vorgefallene erfuhr, worauf er den Schweden, welcher so lange vor den Gemächern des Königs auf weitere Befehle gewartet hatte, in ein Gemach bringen ließ, welches sich neben dem seinigen befand, die Gräfin Romanow gleichfalls ersuchte, darin das Weitere zu erwarten, und dann den Starosten Wenzl Radziejowski, wie auch noch zwei andere Höflinge, zu sich rufen und gleich darauf den Schweden eintreten ließ.

Als Wenzl Radziejowski diesen sah, erbleichte er zusehends; aber noch heftiger erschrak er, als der Schwede auf ihn zeigte, und dabei zu dem Könige sagte: „Dieser hier war es; seine röthlichen Haare

und die Warze an seiner Nase machen ihn mir deutlich kenntlich."

„Ich weiß genug," versetzte der König, und gab dem Schweden durch eine Bewegung mit der Hand ein Zeichen der Entlassung, worauf sich die Thüre des Nebenzimmers abermals öffnete, aus welchem nun die Gräfin Romanow trat.

„Gräfin Romanow," redete diese der König an, „der Vetter Eures Gemahls, Wenzl Radziejowski, hält sich überzeugt, daß Euer Sohn Dominik Stanislaus noch am Leben, und zwar, daß es derselbe ist, den Ihr dafür ausgebt. Er begiebt sich daher aller Ansprüche auf die Güter Eures verstorbenen Gatten, und wünscht in unserer Aller Gegenwart sich darüber schriftlich zu erklären, damit wir als Zeugen dieses Dokument zu unterschreiben vermögen."

Wenzl zitterte an allen Gliedern vor Aerger, als er vernahm, daß er nun mit einem Federstriche einer Erbschaft entsagen sollte, die er doch durch ein Verbrechen schon errungen zu haben meinte; deshalb sagte er, beinahe stammelnd: „Aber mein Bruder —"

„Mit dem sich zu einigen, wird der Gräfin Romanow nicht schwer werden," unterbrach ihn der König, „also zögert nicht."

Wenzl sah ein, daß ihm nur übrig blieb, zu dem bösen Spiele eine gute Miene zu machen, wenn er nicht wollte, daß seine Schandthat entdeckt werden

sollte. Er neigte daher den Kopf, als ein Zeichen seiner Einwilligung, und darauf setzte der König selbst das Dokument auf, in welchem er jedem Anspruche an die Güter des verstorbenen Grafen Romanow entsagte. Dieses Dokument mußte Wenzl unterschreiben, und darauf gab der König ein Zeichen der Entlassung.

Nur die Gräfin Romanow blieb noch zurück, um dem Könige für den empfangenen Beweis seiner Gnade zu danken, worauf er ihr Glück zu dem Wiederbesitze ihres Kindes, wie auch ihrer Güter wünschte, und sie einlud, noch länger in Krakau zu verweilen. Allein sie theilte ihm mit, daß ihre Eltern noch nicht von dem Vorgefallenen Kenntniß hätten, und sie darum verpflichtet sei, sobald wie möglich zu ihnen sich zu begeben; jedoch versprach sie, dann, wenn es die Umstände gestatteten, wieder nach Krakau zu kommen.

Noch desselben Tages aber reis'ten sie nach Beztroski ab, langten eines Abends daselbst an, stiegen unten am Berge aus, und begaben sich zu Fuße nach dem Schlosse, wo sie den Grafen Ignatowski, dessen Gemahlin, Pelagia Chemineffski, und deren Sohn, Waldomir, um den Kamin versammelt fanden; denn sie hatten ihre Reise nur langsam zurücklegen können, weil die Gräfin Romanow an den Folgen ihrer heftigen Gemüthsbewegungen zu leiden hatte, und es

waren darüber die Tage des Herbstes schon eingetreten.

Die Gräfin Romanow hatte zwar nicht aufgehört, ihres Jugendfreundes mit Theilnahme zu gedenken, der seit Kurzem zum Besuche in Beztroski eingetroffen war, und freute sich also auch jedesmal darüber, wenn seine Mutter eine gute Nachricht von ihm erhielt; aber der Traum, den sie in der Blüthenzeit ihres ersten jungfräulichen Alters geträumt, war schon längst vorüber; der Ernst des Lebens hatte ihn aus ihrem Herzen verscheucht. Sie konnte also jetzt darum seiner Gegenwart froh werden, ohne daß sich jene Wehmuth in ihrem Innern wieder erzeugte, die sie sonst empfand, wenn er in ihrer Nähe verweilte, und ihre Freude bei seinem Wiedersehen war so rein und klar, wie die Sterne, welche eben am großen Himmelszelte sich zeigten. Sie äußerte sich also auch gegen ihn in der Art, als der erste Taumel des Entzückens eines gemeinschaftlichen Wiedersehens sich einigermaßen gelegt hatte. Ja, sie erschrak nicht einmal darüber, als ihre Eltern ihr mittheilten, daß er gesonnen sei, nun, nach dem Tode seines Oheims, dessen Erbe er geworden, alle äußere Ehre von sich abzustreifen, und eine Stelle in ihrer Nähe anzunehmen, weil es ihm unmöglich sei, länger so weit von

seiner Mutter und von so lieben Freunden getrennt zu leben.

Nach dieser gegen ihre Tochter ausgesprochenen Mittheilung setzte deren Vater hinzu: „Höre also, meine geliebte Olga, was für ein Plan mir nun eben durch den Sinn gefahren ist, und sage mir, was Du davon denkst. Dein Sohn muß in der Mitte seiner Unterthanen aufwachsen, damit sie ihn von seiner frühesten Jugend an lieben lernen. Das Schloß auf Deiner Besitzung Wielkalonka muß daher wieder aufgebaut werden, und dort werdet Ihr wohnen. Da Du aber doch nicht ohne uns wirst dort verweilen wollen, so werden wir uns schon bequemen müssen, in Wielkalonka künftig zu verweilen —“

Die Gräfin Romanow unterbrach ihn lebhaft: „Mein Vater — meine theure Mutter, ist es Euer Ernst? Denkt Ihr mich wirklich so zu beglücken?“

Beide Eltern gaben ihr die Hand, und gelobten es ihr, worauf sie fortfuhr: „Und Ihr, meine mütterliche Freundin — auch Ihr werdet uns nicht verlassen? Ach gebt mir diese Zusicherung, und vermehrt dadurch mein Glück.“

Als auch Pelagia Chemineffski ihr versprochen hatte, daß sie bei ihnen ihr Leben beschließen wollte, weinte die Gräfin lange; denn der höchste Grad der Freude ist mit dem Schmerze verwandt; ihr Vater aber sagte sie beruhigend: „Nun, weinen mußt Du

nicht, sonst verliere ich den Muth, Dir einen Vorschlag zu machen, dessen Ausführung erst recht unsere Zufriedenheit begründen wird, weil wir Alle darin übereinstimmend denken werden."

Die Gräfin reichte ihrem Vater, durch Thränen lächelnd, ihre Hand, indem sie sagte: „Ich bin gehorsam, mein theurer Vater; aber erinnert Euch doch ja daran, daß es noch zwei Personen giebt, welche in unserem häuslichen Kreise nicht fehlen dürfen."

„Das will ich meinen," versicherte der Graf, „und es soll an sie schon die Reihe kommen. Nun aber hört, was ich mir ausgedacht habe. Wir brauchen in Wielkalonka — ich will einmal wieder, wie schon so oft im Leben, gegen die Gesetze der Höflichkeit verstoßen, und mich zuerst nennen — ein Schlafgemach für mich, eins für Deine liebe Mutter, eins für unsere Freundin Pelagia Chemineffski, eins für unsern alten Freund Opacki — nun, ist es so recht? O, es soll noch besser kommen mit meinem Gedächtnisse — eins für Waldomir, und zur gemeinschaftlichen Benutzung einige Zimmer mehr. Die alle finden wir im Hauptgebäude, und werden noch manche nicht einmal brauchen. Du aber, liebes Kind, behältst den ganzen Flügel des Schlosses, in dem Du früher mit Deinem lieben Gatten gelebt hast; denn ich weiß, daß Dir doch hier am wohlsten sein wird,

wo Du Dich am sichersten von ihm unsichtbar umgeben halten kannst."

„Ach," erwiederte Olga mit Thränen, „er wird mir hier allenthalben fehlen; aber wahr ist es, daß ich hier noch am liebsten verweilen kann."

„Das meine ich auch," versetzte der Graf, „und darum behältst Du den ganzen Flügel. Wir bemühen uns, ihn wieder so einzurichten, wie Alles war, und Waldomir erzieht mit mir gemeinschaftlich den Sohn; er wird —" setzte der Graf mit heiterem Tone hinzu — „dein Hofkaplan, wir beichten ihm unsere Sünden, und ich will ihm im Guten rathen, daß er nicht zu strenge mit uns verfährt. Herrn Opacki ernennst Du zu Deinem Leibarzte, uns mußt Du mit in den Kauf nehmen, und wenn wir im traulichen Gespräche beisammen sitzen, wollen wir auch des guten Romanow und unserer Agraffia gedenken."

„Ach, warum mußte er so früh von mir scheiden!" rief die Gräfin Romanow bewegt aus.

„Er wird unter uns verweilen," sagte ihr Vater, „wenn wir seiner mit Liebe und Dankbarkeit uns erinnern, und das wollen wir täglich. Aber ich stelle noch eine Bedingung fest, wenn wir zu Dir ziehen sollen. Es muß ausgemacht werden, daß wir die Ausgaben des Haushalts gemeinschaftlich tragen. Darauf bestehe ich, und Du mußt darein einwilligen. Dann wird Alles noch gut werden und vortrefflich, wenn

unsere liebe Freundin hier," er ergriff dabei die Hand der Gräfin Torstenson, „nun gleichfalls bei uns bliebe."

Diese erwiederte mit Herzlichkeit: „Leider ist das für immer unmöglich; wenigstens in den ersten drei Jahren nicht; aber später werde ich wiederkommen, und dann länger als das erste Mal bei Euch verweilen."

„So ist es recht; doch noch Eins, meine Lieben," sagte der Graf nach einer Weile, als eine Stockung des Gespräches eintrat, „habe ich Euch mitzutheilen. Der König hat sich erboten, mich in den Fürstenstand zu erheben; allein ich habe die mir zugedachte Ehre abgelehnt; denn wozu sollte ich wohl die Stacheln des Neides aufs Neue schärfen? Damit sie mich etwa wieder so arg verletzten, als früher? Nein, wir wollen in Ruhe leben, und ohne dringende Ursache Wielkalonka nicht verlassen, wohin ich in Kurzem reisen, und das Nöthige zu dem Bau einleiten werde. Dieser kann dann mit den ersten Tagen des Frühlings beginnen, und was uns gut zu statten kommt, ist der Umstand, daß der Bauherr noch am Leben ist, der die beiden Schloßflügel aufgeführt hat, die — wie Euch bekannt ist — erst nach der Angabe des nun seligen Grafen Romanow angelegt wurden. Es kann daher Alles wieder genau so kommen, wie es war."

„Handelt in allen Stücken, wie es Euch gut dünkt, aber gewährt auch mir eine Bitte —"

„Unbedingt," fiel der Graf seiner Tochter in die Rede, „sprich sie aus, meine theure Olga."

„Ich habe dem Himmel, für den Fall, daß ich wieder zu meinem Kinde gelangen sollte, ein Gelübde abgelegt," erwiederte die Gräfin Romanow, „und möchte dieses nun gerne in der Art erfüllen, wie ich es mir während der Reise ausgedacht habe. Ich versprach nämlich Gott, wenn er mir meinen Sohn wieder schenkte, ein Kloster zu stiften, und das Bild des Altarblattes, die heilige Jungfrau, selbst zu malen. Nun würde es mich glücklich machen, wenn Ihr, meine geliebten Eltern, mir Beztroski überlassen wolltet, und gewährtet Ihr meinen Wunsch, so würde ich meiner Marie die Züge der durch ihren Gemahl Ermordeten verleihen. Wir erzeigten ihr damit die größte Ehre, welche ihr noch nach ihrem Tode zu Theil werden kann, und würden ihr sicher die ewige Ruhe dadurch erwerben."

„Ach, mein Gemahl," bat die Gräfin Ignatowski diesen nun dringend, „erfülle doch Olga's Begehren, wodurch verhindert wird, daß hier im Schlosse noch Jemand kann in Angst und Schrecken gesetzt werden, wenn es etwa —"

„Drüben in den Gemächern der Ermordeten spukt, oder sonst wo in diesem alten Gemäuer?" ergänzte

der Graf das, was seine Gemahlin nicht aussprach, weil sie seinen Spott fürchtete, und deshalb stockte. „Mein liebes Weib, Du weißt es ja, was es damals mit den Erscheinungen für eine Bewandtniß hatte, und von anderem Unheimlichen haben wir nicht gehört. Glaube mir, wenn es dieser Ermordeten noch vergönnt gewesen wäre, oder — richtiger gesagt — wenn sie dazu zu ihrer Strafe von Gott noch verurtheilt wäre, in ihren Gemächern herumzuwandeln, so hätte sie die Verbrecherin Fatime nicht darin geduldet, welche strafbarer Weise unter dem Namen einer Anderen sich nur deshalb in das Schloß geschlichen hatte, um hier Schandthaten auszuüben."

„Warum müssen wir doch auf diese Missethäterin zurückkommen," sagte die Gräfin Romanow; „mich schaudert, wenn ich an ihr Ende denke, und besonders dann, so oft ich an der Stelle vorüber gehe, wo sie ihr Ende fand."

„Mir geht es eben so," versicherte der Graf; „es ist mit ein Grund, weshalb ich Beztroski gern verlassen möchte."

Es wurde noch mehr über Wanda gesprochen, und Alle stimmten darin überein, daß sie wenigstens von dem Raube des Kindes gewußt, wie ja auch ihre letzten Worte dafür ein Zeugniß abgelegt hatten.

Der Graf meinte endlich, daß es vor allen Dingen nothwendig sei, den König zu ersuchen, daß er

dazu seine Einwilligung gebe, Beztroski in ein Kloster zu verwandeln, und erbot sich, an ihn deshalb zu schreiben, was auch geschah, und als Erfolg hatte, daß Wladislaw selbst sich bei dem Papste in dieser Angelegenheit verwandte.

Waldomir hatte nur schweigsam zugehört, als der Graf die Bestimmung über ihn für die Folge aussprach; aber sein Herz jubelte bei dem Gedanken, daß er sein Leben in der Nähe einer Frau zubringen sollte, die er wie eine Heilige verehrte. Dabei aber stellte er sich gleich vor, daß es nicht ganz so sein konnte, wie der Graf meinte, und äußerte sich begreiflich nur nicht weiter darüber. Vielmehr sagte er ihnen im Laufe des Gespräches, daß er in Prag um seine Entlassung als Hofprediger einkommen, und wenn er diese erhalten habe, später nach Wielkalonka sich begeben wolle.

Bis der Bau des Schlosses daselbst vollendet war, verweilte die Gräfin Torstenson noch bei ihren Freunden in Beztroski, weil ihr die Trennung von ihnen zu schwer fiel, weshalb sie ihre Abreise nach Schweden immer wieder verschob; dann begleitete sie Alle auf ihr inständiges Bitten so lange nach Wielkalonka, bis ein Neffe von ihr dort eintraf, der sie nach ihrem Vaterlande abholen sollte. Es war dieses aber ihr künftiger Haupterbe, ein Bruderssohn ihres verstorbenen Gemahls.

Anfänglich wollte die Gräfin Romanow ihr Versprechen lösen und ihre Freundin auf längere Zeit nach Schweden begleiten; allein diese nahm das Opfer nicht an, welches der Gräfin Romanow gewiß schwer gefallen wäre, wie Jeder sich vorstellen konnte. Dagegen versprach sie, bald nach ihrer Heimkehr, schon bei Lebzeiten, ihren Neffen in den Besitz ihrer Güter zu setzen, sich nur ein Leibgedinge vorzubehalten, und schon nach Jahresfrist zu ihren Lieben nach Polen zurückzukehren; denn sie besaß außer diesen Gütern noch ihr väterliches Vermögen, das hinreichte, ihr ein standesmäßiges Auskommen zu gewähren.

Beztroski wurde in der Folge zum Kloster eingerichtet; die Gräfin Romanow malte ein Muttergottesbild, das, welches noch heutigen Tages die Andächtigen um sich versammelt, welche die Absicht haben, die heilige Jungfrau zu verehren, und zu Gunsten dieses Klosters entsagte sie der Erbschaft ihrer Tante, die ihr in früherer Zeit zugefallen war, wie der, welche Agraffia damals gleichfalls durch diese Dame erhalten, die durch eine Testamentsverfügung auch die zweite Hälfte ihres Vermögens derjenigen von den beiden Schwestern zugesprochen hatte, welche die andere überleben sollte.

Nachdem der Starost Wenzl Radziejowski das Dokument unterschrieben, in dem er den Gütern des Grafen Romanow entsagt und dessen Sohn anerkannt hatte, eilte er in größter Wuth nach seiner Behausung, und konnte die ganze Nacht kein Auge schließen. Am andern Tag in aller Früh aber schickte der König nach ihm, und redete in sehr ernstem Tone ihn an: „Ich weiß, was es mit dem verloren gegangenen Sohne der Gräfin Romanow für eine Bewandtniß hat, und will hoffen, daß Ihr Euch mit dem einen Versuche, auf ungerechte Weise zu großem Reichthume zu gelangen, begnügen werdet. Sollte es jedoch nicht so sein, so gebe ich Euch mein königliches Wort darauf, daß ihr nicht zum Genusse von dem erhofften Reichthume gelangen solltet. Vielmehr ließe ich Euch in diesem Falle, trotz Eures alten Adels, am Schandpfahle auf offenem Markte stehen, und handelte damit sicher im Einverständnisse mit Eurem Bruder. Ja, den Kopf ließe ich Euch sogar vor die Füße legen, zum Beispiele für Andere. Merkt Euch also gut, was Ihr nur eben von mir vernommen habt, und gewährt mir so selten wie möglich das Vergnügen, Euch in meiner Nähe am Hofe zu sehen.“

Wenzl wollte sich stammelnd verantworten; doch der König gebot ihm Stillschweigen und daß er sich entferne.

Die überstandene Gemüthsbewegung, die nun schon seit beinahe vierundzwanzig Stunden bei ihm angehalten hatte, der Aerger, den er nun empfand, als er sich zurück in seine Behausung begab, der übermäßige Genuß von Portwein, den er, in seinem Gemache angelangt, zu sich nahm, um, wie er meinte, für eine Zeit dadurch zu vergessen, was vorgegangen war, vielleicht alles das zusammengenommen, zog dem Bösewichte ein hitziges Fieber zu, das sein sündhaftes Leben schon nach wenigen Tagen beendigte.

Der Reichskanzler Radziejowski befand sich eben auf seinen Gütern, als alle diese Begebenheiten sich ereignet hatten, und kam auf die Anzeige, daß sein Bruder schwer erkrankt sei, nach Krakau; aber nach dessen Tod trat er die ihm dadurch zugefallene Erbschaft nicht an, sondern theilte sie unter dem durch die Gräfin Romanow gestifteten Kloster und ihrem Sohne. Zugleich machte er eine Verfügung zu dessen Gunsten für den Fall, wenn auch er das Zeitliche verlassen sollte; denn er erfuhr durch den König, wie schwer sich sein Bruder an des Kindes Mutter vergangen hatte, und wollte ihr zeigen, in welchem Grade er es mißbilligte.

Waldomir Chemineffski traute sich nicht die Kraft zu, beständig mit einer Frau unter einem Dache zu leben, die er früher so unbeschreiblich geliebt hatte,

und vielleicht noch jetzt ebenso fühlte. Er ersuchte sie also um die Pfarrstelle, welche zu der Besitzung Wielkalonka gehörte und zog in die Wohnung seines Vorgängers, die sich unten im Dorfe, nahe bei der Kirche befand. Diese Wohnung aber ließ die Gräfin ganz vorzüglich schön ausbauen, und zwar jede Einrichtung und Anlage des Ganzen so treffen, wie es in Gayrozany war, dem Schauplatze ihrer jugendlichen Freuden, dem Orte, wo sie später, als sie ihre Liebe zu Waldomir erkannte, manche Thräne wegen der Trennung von ihm geweint hatte.

Mit einer tiefen Rührung betrat Waldomir seine künftige Wohnung; denn er erkannte die zarte Aufmerksamkeit, welche die Gräfin ihm durch ihr Verfahren erzeigte, und ging täglich nach dem Schlosse, um hier den kleinen Dominik Stanislaus zu unterrichten. Auch pflegte er bei seinen Lieben zu Tische zu bleiben, und trennte sich jeden Abend von ihnen mit der Ueberzeugung, daß es so, wie er es eingeleitet, für ihn gut sei.

Die Gräfin Romanow wußte es ihm Dank, daß er diese Rücksicht gegen sie genommen hatte, und betrachtete ihn fortgesetzt als ihren ersten Freund; denn obgleich sie das Bild ihres verstorbenen Gatten immer in ihrem Herzen aufbewahrte, so wollte sie doch die Kraft ihres Willens in dieser Beziehung nicht überschätzen.

In Liebe vereint, mit den Banden einer wahrhaften Freundschaft umschlungen, lebten Alle zusammen noch recht glückliche Tage in Wielkalonka, bis der Todesengel Einen nach dem Andern entführte. Zuerst die Gräfin Ignatowski, der bald Pelagia Chemineffski folgte.

E n d e.

Scholl

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Satori-Neumann, Johanna

Agraffia und Fatime, oder: Die Folgen der Schuld Historisch-romantische Erzählung aus der Zeit Königs Siegmund III. von Polen. Von Johanna Satori-Neumann
Bd.: 3.

Braunschweig (1847)

P.o.germ. 1243 k-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10118221-5